

3786

Bibl. Mont

—

1

<36605352390013

<36605352390013

Bayer. Staatsbibliothek

Bibl. Mont. 3786-1

Ferdinand Niederholdt's

eines

jungen deutschen Arztes

L e h r j a h r e.

Erstes Bändchen.

S u l z b a c h,

im Verlage der Kommerzienrath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.

1 8 0 8.

Deutschland's jungen Aerzten
geweiht.

3786

Bibl. Mont

—

1

<36605352390013

<36605352390013

Bayer. Staatsbibliothek

Bibl. Mont. 3786-1

Ferdinand Niederholdt's

eines

jungen deutschen Arztes

L e h r j a h r e.

Erstes Bändchen.

S u l z b a c h,

im Verlage der Kommerzienrath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.

1 8 0 8.

Deutschland's jungen Aerzten
geweiht.



V o r r e d e.

Wie der vernünftige Mann leben müsse, um nicht nur sich selbst in der menschlichen Gesellschaft glücklich zu fühlen, sondern umgekehrt, auch von der Gesellschaft als ein angenehmes und nützliches Mitglied geehrt zu werden; dieß ist eine Aufgabe, mit deren Lösung sich schon die Weisesten aus dem grauen Alterthume beschäftigt haben. Schon ihnen verdanken wir in dieser Hinsicht die trefflichsten Lehren; schon sie begründeten einen Codex der Lebensweisheit, dessen Geseze und Maximen bis auf den heutigen Tag ihr Ansehen erhielten, und durch die tausenderley Veränderungen, welchen seitdem die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft unterworfen gewesen ist, nicht an Gültigkeit haben einbüßen können. Die Weisen neuerer Zeiten erweiterten mit jedesmaliger Rücksicht auf den Geist ihrer Zeitalter dieses Gesetzbuch, sie schmolzen es nach und nach in ein zusammenstimmendes Ganze zusammen, und erhoben mit Hülfe einer immer mehr sich läuternden Philosophie, mit Hülfe der immer steigenden Kenntniß des menschlichen Herzens jene Geseze und Maximen zu allgemeingeltenden Grundsätzen, und

bildeten daraus eine eigene Art von Philosophie, deren genaue Kenntniss und Ausübung sie als eine der ersten Eigenschaften des wahrhaft Weisen im Volke ansahen. Es wäre höchst unrecht, wenn wir alle diese Bemühungen nicht mit dem lebhaftesten Danke anerkennen wollten, und lächerlich würde es seyn, Lehren verschmähen zu wollen, deren Befolgung, wie die Geschichte uns durch erhabene Vorbilder überzeugt, wirklich zur ächten und beneidenswerthen Glückseligkeit führt. Dennoch aber ist nicht in Abrede zu stellen, dass uns noch Manches zu wünschen übrig geblieben ist, was wir, ohne auf eine undankbare Art begehrllich zu seyn, wünschen dürfen. Hierhin gehört besonders die Leichtigkeit, jene höhern und allgemeinen Grundsätze der Lebensweisheit pragmatisch zu machen, und sie zu simplen und fälschlichen Anleitungen für einen jeden Stand, welchen der Mensch in der Gesellschaft bekleidet, umbilden zu können. Nur äusserst wenige und unvollständige Versuche sind gemacht worden, aus jener Philosophie für jeden besondern Stand spezielle Lehren der Weisheit herzuleiten; obschon man die eigenthümlichen Lagen und Verhältnisse, in welche jeder Mensch durch seinen Stand gesetzt wird, anerkannte, obgleich man also einsehen musste, dass ganz allgemeine Grundsätze nicht hinreichen, dem Menschen seine besondere Lage zur Quelle seiner Glückseligkeit zu machen. Es ist wahrlich nicht genug, dass der Schiffer mit der allgemeinen Kenntniss des grossen Ozeans vertraut sey, er muss, will er sein Fahrzeug glücklich in einen sichern Hafen bringen, die einzelnen Klippen, Buchten und Untiefen kennen. So auch der Mensch in seinen besondern gesellschaftlichen Verhältnissen. Er schwankt hier auf einem Meere, dessen Raum durch zahllose Klippen und unsichtbare Untiefen gefährlich gemacht wird, auf welchen zu scheitern er immer in Gefahr schwebt, gesetzt auch, dass er innigst mit jenen allgemeinen Grundsätzen vertraut und im Stande

wäre, sie eben so wie seine weisen Vorgänger zu lehren. Die Beweise finden wir in jedem Stande in grosser Menge vor Augen, und — was das Auffallendste ist — am deutlichsten in denjenigen Ständen, denen man es am wenigsten zutrauen sollte — in den Ständen der Gelehrten. Hier treffen wir unzähligemal auf Subjekte, die mit einer bewundernswürdigen Gelehrsamkeit, mit einem beneidenswerthen Scharfsinne die Welt in der Philosophie des Lebens unterrichten, und — in dem engern Zirkel, in welchem sie als Bürger, als Staatsbeamte, als Menschen und Gesellschafter zunächst wirksam seyn sollten, mit einer Unklugheit und Etourderie zu Werke gehen, die sie selbst des frohen Lebensgenusses beraubt, und sie für die Menschen, welche zunächst von ihnen Nutzen haben sollten, ungenießbar und zum Gespötte macht.

Schon aus diesen Bemerkungen gehen die Motive hervor, welche den Verfasser zu vorliegender Arbeit theils bestimmt, theils ihn dabey geleitet haben. Er wollte eine faßliche Anleitung geben, nach der der Arzt in dem ihn zunächst umgebenden Kreise auf eine des vernünftigen und rechtschaffenen Mannes würdige Art glücklich seyn, und wie er zu diesem Glücke durch Lebensklugheit gelangen könne. Er konnte zu diesem Endzwecke die höchsten und allgemeinsten Grundsätze dieser Klugheit zwar auf trefflichste benutzen, allein er musste ihnen nicht nur auch eine individuelle Deutung geben, sondern auch die Hauptberührungspunkte des Arztes, als solchen, mit der Welt dergestalt herausheben, daß dadurch neue Maximen angedeutet werden konnten, welche als ganz und gar eigenthümlich nicht füglich in jenem Generalkodex begriffen seyn können.

Der Arzt bekleidet einen ganz eigenthümlichen Stand, er steht mit der Welt, die ihn zunächst angeht, in ganz

spezifischen Berührungen, fast alles, was sein Leben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, trägt den Stempel der Besonderheit, (dieses wird im Verlaufe des Werkes selbst näher dargelegt werden). Eben dieser Eigenthümlichkeiten halber kann er ein vollendeter Moralphilosoph seyn, und in seinem nächsten Wirkungskreise doch wahre Abderitenstreiche machen; er kann die Humanistik, er kann die Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, gründlich studirt haben, ohne auffallende Sünden gegen die ärztliche Politik vermeiden zu können, und selbst die feinste Erfahrungsseelenkunde vermag es nicht, ihn durch die eigenthümliche gordische Verwicklung seiner Verhältnisse mit Glück durchzuleiten; wenn er die Menschen nicht besonders von denjenigen Seiten kennt, wenn er sie nicht von denjenigen Seiten behandeln gelernt hat, welche mit seinem engern Wirkungskreise in unmittelbarer Berührung stehen. Die edelsten Absichten, der lebhafteste Trieb zum Guteswirken, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf alles das, was zur Sittlichkeit des Handelns gehört, alles das kann immer hinreichen, um dem Arzte selbst in seinen eigenen Augen einen gewissen Werth zu verschaffen, allein er wird die Welt, für die er doch besonders auf eine bestimmte Art da ist, nicht eher von diesem Werthe überzeugen, also wird er, da von dieser Ueberzeugung seine Aufnahme unter Menschen abhängt, sich nicht eher einen gewissen reellen Wirkungskreis ausser sich sichern, bis er seinen Handlungen eine eigenthümliche Manier zur Gesellschafterinn gibt, eine Manier, die seine ganze Persönlichkeit auf eine vortheilhafte Art heraushebt, und der Welt seine nützlichen Handlungen zugleich angenehm macht. Dieses hoffe ich im Werke selbst erwiesen zu haben. Ich habe darin einen jungen Arzt als den Haupthelden aufgestellt, einen Mann, der in allen den obengedachten allgemeinen Rücksichten ziemlich gebildet

ist, allein dennoch sehr oft in die Lage kommt, in Betreff seiner speziellen Verhältnisse gegen die Klugheit zu verstossen. Sein Vater — ein in jeder Rücksicht ehrwürdiger Greis — tritt darin als sein Mentor auf; und gerade einen Vater mußte ich als Führer wählen, weil nur er mit seinem Sohne mit der erforderlichen Offenheit reden, weil er nur Fehltritte auf eine solche Art rügen durfte, daß die Grösse und die Folgen dieser Fehltritte grell hervorgiengen. Und damit die Verhältnisse des Arztes zur Welt nicht zu einseitig geschildert würden, habe ich jenen jungen Arzt in eine Lage gesetzt, worin er mit Menschen vom verschiedensten Schlage in Berührung steht. Er mußte nicht Arzt einer grossen Hauptstadt, nicht Arzt des Hofes, eben so wenig Arzt in einem unansehnlichen Orte, er mußte gerade in das Mittel von allem diesem versetzt seyn, er mußte so gut mit der höhern als mit der niedern Welt in Verhältnisse treten, so daß jeder meiner jungen Leser sich an dessen Stelle zu versetzen im Stande seyn möge. So liess ich ihn auch nur nach und nach in diese Verhältnisse gerathen, und einen Zeitraum von mehrern Jahren über seine höhere Ausbildung hingehen, damit der Leser, von dem ich wünsche, daß er aus diesem Werke Nutzen ziehen möge, sich eben so allmählig in diese Lagen orientiren könne.

Die Hauptseite, von welcher der Arzt und die Welt zusammenstossen, bleibt immer das, welches wir unter Schwäche des Menschen verstehen. Unzähligemal ist nämlich der Mensch genöthigt, dem Arzte nicht nur jede Schwäche seiner physischen Natur, Schwächen, von denen ein ansehnlicher Theil durch die Gesellschaft mit dem Stempel der Entehrung gezeichnet ist, zu enthüllen, sondern auch seine Vergehungen gegen die Geseze der Sittlichkeit, seine Triebe und Leidenschaften, die er seines Besten halber in gesunden Tagen nicht verrathen darf,

gewisse unangenehme Verhältnisse zum Staate, zum Bürgerwesen und zu seiner Familie dürfen oft vor dem Arzte nicht verschlossen bleiben; Religion, eigenthümliche Denkart, Aberglauben, Vorurtheile, kurz alles, worin der Mensch schwach erscheinen kann, alles muß vor dem durchschauenden Blicke des Arztes am Krankenbette vorübergehen. Und nicht allein hier, sondern selbst im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben, worin er nicht als Arzt auftritt, begleitet ihn das Bewußtseyn der Welt, daß er mit ihren Schwächen und Fehlern innigst vertraut sey, also auch hier steht er zu ihr in delikaten Verhältnissen, die nicht die geringste Beleidigung ertragen. Dazu kommen die Schwächen, welche der Mensch an sich selbst nicht immer kennt, allein dem beobachtenden Arzte nicht verborgen bleiben, Schwächen, welche, weil sie leicht zum Ausbruche gereizt werden und in leidenschaftliche Handlungen übergehen, äusserst fein geschont werden müssen, dagegen aber auch sehr bequem als nie fehlschlagende Mittel zur willkührlichen Leitung des Schwachen benutzt werden können, so benutzt werden können, daß der Arzt dadurch in der Freyheit seines Wirkens so wenig als in seiner Zufriedenheit gestöhrt und der Schwache selbst dadurch unter eine für ihn wohlthätige Vormundschaft gesetzt wird.

Also wären es die Schwächen der Menschen, auf welche der Arzt das Glück seiner Laufbahn gründen muß? Allerdings sind sie es, und ich werde es so beweisen, daß hoffentlich selbst der strengste Moralist nichts dagegen einzuwenden haben wird. Es existirt ja überhaupt keine Lebenspolitik, die nicht vorzüglich auf den schwachen Seiten der Menschheit gegründet wäre, und wäre eine solche Politik nicht ganz überflüssig, wenn es der Menschheit an Schwächen fehlte? Und von der Lebensklugheit, die meinen Gegenstand bildet, werde ich darthun, daß

es ihr nicht im Geringsten an einer vortreflichen moralischen Seite fehlt. Was kann — nur dieses will ich hier erinnern — was kann der Liebe zu unserm Nächsten besser entsprechen, als die zarte Schonung seiner Schwächen, die ihn oft an sich schon so höchst unglücklich machen; ist dieß nicht eine Schuldigkeit, welche uns schon die Religion auferlegt? Und was will man mehr verlangen, wenn der Arzt gerade jene Schwächen zum Wohle des Schwachen benutzt? Oder widerspricht es etwa einer gesunden Moral, wenn der Arzt sich Mühe giebt, auch sich selbst ein glückliches Daseyn unter den Menschen zu verschaffen, für deren Bestes er unablässig besorgt ist, und wenn er sich das Recht vindiziert, durch dieselben Mittel, wodurch er andern nützt, auch sich selbst gewisse erlaubte, und an sich selbst vollkommen moralische Vorthelle zu erwerben? Ich hoffe man werde es mir zutrauen, daß in diesem Werke von keinen andern als solchen erlaubten Vorthellen die Rede ist, und daß darin keine Anleitung gegeben wird, wie die Schwächen Andrer zur Erreichung niedrig-selbstsüchtiger Zwecke gehandhabt werden können. Hie und da mag der scrupulöse Humanist freylich auf Momente stossen, welche ihm gegen diese meine gute Absicht Zweifel erregen können. Ich bitte ihn aber — ehe und bevor er aburtheilt — zu bedenken, daß der Mensch mitunter wirkliche Selbstsucht — versteht sich übrigens keine der niedrigeren Art — besitzen, sie in der That befriedigen muß, wenn er sich selbst wieder zum Mittel und Werkzeug bilden will, welches den Nutzen Anderer befördern soll. Ein Mensch, welcher sich nicht alle mögliche Mühe giebt, seine Nebenmenschen seiner Person geneigt zu machen, damit sie ihm nicht in den Weg treten, wenn er ihnen dienen will; ein Mensch von der Art wird nie in sich sagen können: hier will ich Gutes thun! Nie wird er seine Handlungen nach einem bestimmten Plane berechnen können! Ist ein solcher Egoismus nicht erlaubt, so

weiß ich nicht, ob wir irgend einer Tugend zu huldigen brauchen. Er, dieser Egoismus, ist wahrhaftig selbst Tugend im strengsten Verstande, besonders eine Tugend, die vorzugsweise keinem Arzte fehlen muß. Der Satz: erhebe dich über die Meinung der Welt! lautet vortreflich, allein seine Befolgung wird den, der zu mehrerm bestimmt ist, als in seiner Studierstube nur für sich zu vegetiren, nimmer mehr zu einem Wirkungskreise gelangen lassen, in welchem er mit männlicher Freyheit thätig seyn kann; es ist ein Satz, welcher keinen lebhaften Jüngling bey seinem Eintritt in die grosse Welt mit auf den Weg gegeben werden müßte, weil er zu den schädlichsten Unbesonnenheiten verführt, und besonders den Arzt auf ein wahres Nichts in der Reihe thätiger Wesen reduzieren kann. — Und endlich muß der rigoreuse Moralist nicht vergessen, daß der Arzt ein Mensch ist, und als solcher Pflichten gegen sich zu erfüllen habe; daß eine der ersten dieser Pflichten die ist: das Interesse seiner Persönlichkeit nicht ganz aufzuopfern. Ungerecht gegen sich selbst seyn, ist wahrlich auch ein Verstofs gegen die Geseze der Moralität, so gut wie jede Handlung der Ungerechtigkeit gegen unsere Nebenmenschen. Sich mit blindem Enthusiasmus als Märtyrer irgend eines Zweckes geradezu aufzuopfern, ist seitdem keine Mode mehr, seit eine gereinigte Religion und eine gesunde Philosophie uns den Zweck unsers Daseyns gelehrt hat. — Doch es wird Zeit auch ein paar bestimmtere Worte über das Werk selbst zu reden.

Der Leser wird finden, daß dieses Werk neu ist, und wenig Vorarbeiten darin benutzt worden sind. Uebel genug! wird er vielleicht ausrufen. Aber gemacht, mein Freund! die ältern Vorarbeiten sind mir, wie ich glaube alle bekannt, ich habe sie alle gelesen — habe darin aber äusserst wenig finden können, welches sich für den jezigen Stand der Humanität, für den jezigen Geist der Zeit ge-

paßt hätte. In den neuern Zeiten haben wir allerdings mehrere schätzbare Beyträge zu unserm Gegenstande erhalten; diese habe ich mir hie und da auf eine Art zu Nuz gemacht, welche meine Achtung dafür hinlänglich dokumentirt, und mich entschuldigen wird, wenn ich, um dem Werke nicht das Ansehen einer trocknen gelehrten Abhandlung zu geben, wörtliche Citationen so viel mir möglich vermieden habe. Uebrigens ist, wie gesagt, dieses Werk insofern neu, als es dem größten, und ich schmeichle mir, auch dem interessantesten Theile nach Erfahrungen aus meinem eignen Beobachtungskreise aufstellt, und diese Erfahrungen, um daraus die wahrhaft pragmatischen Resultate zu ziehen, auf eine eigenthümliche Art benutzt worden sind. Das Ganze bildet nemlich so wenig eine nach systematischer Architektonik geformte Deduktion als einen Roman nach dem gewöhnlichen Wortverstande, das heißt kein Buch, welches man nur zur Belustigung und zum Zeitvertreibe in die Hand nimmt. Der Arzt, der mit der Welt und dem Menschen vertraut ist, wird bald finden, daß die mitgetheilten Thatsachen, sollten sie auch nicht in jedem kleinen Umstande mit seinen eignen Erfahrungen übereinstimmen, nichts weniger als Erzeugnisse der Einbildungskraft sind, und so auffallend sie auch hie und da seyn mögen, doch auf keinen Fall den Verdacht einer romantischen Fiktion verdienen. Um meinem sehr ernsthaften Zwecke keinen Eintrag zu thun, habe ich der komischen und belustigenden Situationen, an welchen unser Gegenstand übrigens sehr reich ist, im Anfange sehr wenige, im Verlaufe des Werkes mehrere eingestreut. Erst sollte der junge Leser — so war mein Plan — deutlich die eigentliche Tendenz auffassen, und nur dann, wenn der Gesichtspunkt der strengsten Wahrheit sich vor seinem Auge festgestellt hat, sich am Spiele des Spottes und der Satyre ergözen. Da indess Wahrheit ins jugendliche Gemüth um so leichtern Eingang findet, je angenehmer, oder

wie man heut zu Tage sagt, je ästhetisch - schöner ihre Einkleidung ist, so habe ich die Lehren als Handlungen wirklicher Personen in einer Korrespondenz dargestellt, welche, wenn sie auch der Sprache und Form nach nicht unsre trefflichen vaterländischen Muster erreicht, dennoch gewifs in das Ganze mehr Leben und Annehmlichkeit bringt, als es bey einer zusammenhängenden Darstellung erhalten haben würde. *Epistolae*, sagt der grosse Baco:

Epistolae habent plus nativi sensus, plus etiam maturitatis quam orationes et colloquia subita,

und man kann hinzusezen: die Manichfaltigkeit und Abwechslung, die sie gewähren, ist ein schönes Mittel, den Geist vor der Ermüdung zu schützen, die eine jede monotoniſche Abhandlung immer zu erregen in Gefahr schwebt, — daß hie und da einige Nebenpersonen mit einmal vom Schauplaze abtreten, wird hoffentlich dem ästhetischen Kunstrichter keinen Anstoß geben; ich hieß sie abziehen, sobald ich sie ihre Rolle hatte spielen lassen; ein müßiges Personal wäre mir sehr im Wege gewesen; die Geschichte sollte einen einfachen Gang haben, jede romanhafte Verwicklung lag ausser meinem Plane. So treten auch plötzlich neue Nebenpersonen auf den Schauplaz, da wo ich von ihnen für das Ganze oder eine Lücke passende Züge entlehnen konnte. — Dieß ist genug gesagt, um zu beweisen, daß ich, wie mancher leicht aus dem Titel vermuthen könnte, keineswegs gesonnen war, *Wilhelm Meister* nachzuahmen; obschon ich nicht läugne, daß auch mein Gegenstand eines ähnlichen idealischen Schwunges fähig sey, und von einer geübten Meisterhand zu einer trefflichen Poesie benutzt werden könnte. Ich für meinen Theil hielt mich zu einer solchen Arbeit nicht vermögend genug, und trug auch immer die Ueberzeugung bey mir, daß dem Arzte, dieweil er sich in der prosaischen Welt

herumbewegen muß, dem Nutzen nach wohl am besten mit einer prosaischen Arbeit, wie die meinige ist, gedient seyn dürfte.

Ueber einen der wichtigern und umfassendsten Theile meines Gegenstandes, nämlich über die Verhältnisse des Arztes zum Geistlichen habe ich mich hier nicht ausgebreitet, weil ich mich selbst auszuschreiben keine Lust besaß. Ich habe nämlich diesem Objekte ein eignes Buch gewidmet, welches im vorigen Jahre unter dem Titel:

Ueber die Verhältnisse des Geistlichen zum Arzte und zum Kranken. Eine psychologisch - medizinische Untersuchung, zunächst für die Geistlichen, denen das Wohl der leidenden Menschheit am Herzen liegt. Von einem Arzte. Berlin bey Fröhlich.

erschienen ist, allein bis jezt noch nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als ich es sehnlichst gewünscht habe. — Sollte es ferner irgend einem Leser dieses ersten Bändchens hie und da vorkommen, als wenn einzelne Gegenstände unvollständig bearbeitet oder nur flüchtig berührt wären, so wird er auf die folgenden beiden Bändchen (mit denen das Werk beschlossen seyn wird) verwiesen, in welchen, so wie es die Gelegenheit in der fortlaufenden Geschichte mit sich brachte, nichts was nur von einiger Wichtigkeit ist, unerörtert geblieben ist. Ich wünsche, daß auch die Kunstrichter bey der Beurtheilung dieses Bändchens darauf Rücksicht nehmen, und erst nach der Publikation des Ganzen über das Ganze entscheiden mögen.

Schließlich wünsche ich von ganzem Herzen, daß vorzüglich von meinen jüngern Amtsbrüdern mein Buch

mit Liebe möge aufgenommen werden. Ich übergebe es ihnen mit der angenehmen Empfindung, es gut und redlich mit ihnen gemeint zu haben. Ihr dankbarer Beyfall ist die Krone, wonach ich getrachtet habe!

V . . . im Dezember 1807.

O ff.

1.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 8ten März 1801.

In Ihrem lezten Briefe erinnern Sie mich an ein Versprechen, mein theurer Vater, dessen Erfüllung ich Ihnen noch bey unserm Abschiede so feyerlich zugesagt hatte. In dieser Erinnerung scheint mir ein Vorwurf zu liegen, den ich nicht verdient zu haben glaube; denn — sagen Sie es selbst — habe ich in der kurzen Zeit, welche ich hier bin, wohl schon daran denken können, in Rücksicht meines Versprechens etwas nur einigermassen Bestimmtes zu leisten? Unsre Abrede war: ich solle Sie von alle dem genau unterrichten, was für mich, als einem praktischen Arzt in Rücksicht auf dessen eigenthümliche Verhältnisse zum Staate, zur engern bürgerlichen Gesellschaft, zu den heiligen Angelegenheiten der Menschheit und besonders der Leidenden Menschheit, nur einiges Interesse habe. Sie versprachen mir für diese Mittheilungen Ihren väterlichen Rath; Sie gelobten mir, dieselben zu einer Anleitung zu benutzen, nach welcher ich mich auf eine der Freyheit und Selbstständigkeit des Mannes würdige Art durch jenes Gewirre von Verhältnissen durchführen, und wie ich sie zur strengen Erfüllung meiner Pflichten gegen Andere, wie ich sie aber auch zur Begründung meiner eignen Zufriedenheit benutzen könne. — Ich läugne nicht, daß diese Belohnung — wenn ich ausser in der strengen Befolgung meines Verspre-

chens selbst, noch in etwas andern Belohnung suchen darf — viel zu viel Reizendes besitzt, besonders für einen jungen Mann, der so wie ich mit Ehren sein kosmopolitisches Plätzchen ausfüllen möchte, als dafs man nicht suchen sollte, sie sobald als möglich zu verdienen; allein bedenken Sie doch bey alle dem, dafs ich erst vier Wochen hier in D . . . bin, und also kaum die äusserste Aussenseite einiger weniger jener Verhältnisse habe können kennen lernen. Ich sage: kennen lernen! denn das viele Merkwürdige und Neue, welches mir allerdings gleich bey meinem ersten Eintritt in einen ganz ungewohnten Kreis der Dinge aufstossen und mein Interesse lebhaft erregen mufste; alles dieses mufste mir seinem Wesen nach so lange unbekannt bleiben, als ich es der Neuheit und Vielheit nach betrachtete. So lange eine Sache uns imponirt, ist sie für die ruhige Ueberlegung so gut als verloren. Und gerade meine Verhältnisse haben etwas so sehr Imponirendes, dafs ich mich keinen Augenblick wundere, wenn ich so oft höre und lese, dafs junge, selbst sehr gebildete Aerzte im Anfange ihrer selbstständigen Lage, so oft und so auffallend gegen alle Lebensklugheit verstossen. Und findet man nicht auch sogar nach dem was Sie mir so oft sagten, dafs Aerzte von reifem Alter, sich nicht zurecht finden können, wenn sie aus einer Lage in die andere versetzt werden? Nehmen wir doch nur den ehemaligen Professor L . . . zu R . . . , über dessen Gaucherie sich so mancher Wiz bald amüsirt. Als Lehrer mag er sich treflich ausgenommen haben, aber als praktischer Arzt kann er sich nirgends fügen; und Sie selbst haben oft den biedern kenntnißreichen Mann beklagt, der die Umstände

nur nach seinem systematischen Kopfe regieren, allein sich selbst nicht nach den Umständen bequemen will. Nehmen Sie ferner Ihren alten Kollegen V . . . , von dem Sie mir oft erzählt haben, daß ihn im Anfange, ehe man sich etwas an ihn gewöhnte, jeder gefürchtet habe, weil in seinem ganzen Benehmen der rohe Soldat hervorgesehen und er seine bürgerliche Kranken gerade so behandelt habe, wie er ehemals im Felde und in den Hospitälern den ungebildeten Krieger behandelt haben mochte. — Wie muß dann erst der Jüngling verwirrt werden, wenn er aus der Ungebundenheit des akademischen Lebens in eine Lage tritt, worin alles mit seinen zuckersüssen Ideen von Freyheit kontrastirt, worin alles ihn genirt und drückt, worin die Augen aller spähend auf ihn gerichtet sind, und worin ihm alles so unerwartet neu vorkommt, so sehr er sich geschmeichelt hatte, sich über alle drückende Verhältnisse auch fernerhin wegsetzen zu können? Freylich glaube ich behaupten zu dürfen, daß ich in jeder dieser Rücksichten nicht viel zu besorgen haben werde, weil ich in dem Jahre, welches ich nach meinem Abgange von der Akademie bey Ihnen zugebracht habe, mich schon so ziemlich auf meine gegenwärtige Situation vorbereitet hatte; allein ich war damals doch immer noch nicht der selbständige Mann, der ich jezt geworden bin, und der Anfang dieser Selbstständigkeit mußte nothwendig für mich eine peinliche Neuheit seyn. Uebrigens habe ich doch schon den grossen Vorthail empfunden, welchen jener Aufenthalt bey Ihnen für mich gehabt hat; und mit Herz und Mund danke ich Ihnen jezt, daß Sie mich damals — ich gestehe es aufrichtig — ganz gegen meine Neigung bey sich be-

3786

Bibl. Mont

—

1

<36605352390013

<36605352390013

Bayer. Staatsbibliothek

Bibl. Mont. 3786-1

Ferdinand Niederholdt's

eines

jungen deutschen Arztes

L e h r j a h r e.

Erstes Bändchen.

S u l z b a c h,

im Verlage der Kommerzienrath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.

1 8 0 8.

Deutschland's jungen Aerzten
geweiht.

Deutschland's jungen Aerzten
geweiht.



V o r r e d e.

Wie der vernünftige Mann leben müsse, um nicht nur sich selbst in der menschlichen Gesellschaft glücklich zu fühlen, sondern umgekehrt, auch von der Gesellschaft als ein angenehmes und nützliches Mitglied geehrt zu werden; dieß ist eine Aufgabe, mit deren Lösung sich schon die Weisesten aus dem grauen Alterthume beschäftigt haben. Schon ihnen verdanken wir in dieser Hinsicht die trefflichsten Lehren; schon sie begründeten einen Codex der Lebensweisheit, dessen Geseze und Maximen bis auf den heutigen Tag ihr Ansehen erhielten, und durch die tausenderley Veränderungen, welchen seitdem die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft unterworfen gewesen ist, nicht an Gültigkeit haben einbüßen können. Die Weisen neuerer Zeiten erweiterten mit jedesmaliger Rücksicht auf den Geist ihrer Zeitalter dieses Gesezbuch, sie schmolzen es nach und nach in ein zusammenstimmendes Ganze zusammen, und erhoben mit Hülfe einer immer mehr sich läuternden Philosophie, mit Hülfe der immer steigenden Kenntniß des menschlichen Herzens jene Geseze und Maximen zu allgemeingeltenden Grundsätzen, und

bildeten daraus eine eigene Art von Philosophie, deren genaue Kenntniss und Ausübung sie als eine der ersten Eigenschaften des wahrhaft Weisen im Volke ansahen. Es wäre höchst unrecht, wenn wir alle diese Bemühungen nicht mit dem lebhaftesten Danke anerkennen wollten, und lächerlich würde es seyn, Lehren verschmähen zu wollen, deren Befolgung, wie die Geschichte uns durch erhabene Vorbilder überzeugt, wirklich zur ächten und beneidenswerthen Glückseligkeit führt. Dennoch aber ist nicht in Abrede zu stellen, dass uns noch Manches zu wünschen übrig geblieben ist, was wir, ohne auf eine undankbare Art begehrllich zu seyn, wünschen dürfen. Hierhin gehört besonders die Leichtigkeit, jene höhern und allgemeinen Grundsätze der Lebensweisheit pragmatisch zu machen, und sie zu simplen und falslichen Anleitungen für einen jeden Stand, welchen der Mensch in der Gesellschaft bekleidet, umbilden zu können. Nur äusserst wenige und unvollständige Versuche sind gemacht worden, aus jener Philosophie für jeden besondern Stand spezielle Lehren der Weisheit herzuleiten; obschon man die eigenthümlichen Lagen und Verhältnisse, in welche jeder Mensch durch seinen Stand gesetzt wird, anerkannte, obgleich man also einsehen musste, dass ganz allgemeine Grundsätze nicht hinreichten, dem Menschen seine besondere Lage zur Quelle seiner Glückseligkeit zu machen. Es ist wahrlich nicht genug, dass der Schiffer mit der allgemeinen Kenntniss des grossen Ozeans vertraut sey, er muss, will er sein Fahrzeug glücklich in einen sichern Hafen bringen, die einzelnen Klippen, Buchten und Untiefen kennen. So auch der Mensch in seinen besondern gesellschaftlichen Verhältnissen. Er schwankt hier auf einem Meere, dessen Raum durch zahllose Klippen und unsichtbare Untiefen gefährlich gemacht wird, auf welchen zu scheitern er immer in Gefahr schwebt, gesetzt auch, dass er innigst mit jenen allgemeinen Grundsätzen vertraut und im Stande

wäre, sie eben so wie seine weisen Vorgänger zu lehren. Die Beweise finden wir in jedem Stande in grosser Menge vor Augen, und — was das Auffallendste ist — am deutlichsten in denjenigen Ständen, denen man es am wenigsten zutrauen sollte — in den Ständen der Gelehrten. Hier treffen wir unzähligemal auf Subjekte, die mit einer bewundernswürdigen Gelehrsamkeit, mit einem beneidenswerthen Scharfsinne die Welt in der Philosophie des Lebens unterrichten, und — in dem engern Zirkel, in welchem sie als Bürger, als Staatsbeamte, als Menschen und Gesellschafter zunächst wirksam seyn sollten, mit einer Unklugheit und Etourderie zu Werke gehen, die sie selbst des frohen Lebensgenusses beraubt, und sie für die Menschen, welche zunächst von ihnen Nutzen haben sollten, ungenießbar und zum Gespötte macht.

Schon aus diesen Bemerkungen gehen die Motive hervor, welche den Verfasser zu vorliegender Arbeit theils bestimmt, theils ihn dabey geleitet haben. Er wollte eine faßliche Anleitung geben, nach der der Arzt in dem ihn zunächst umgebenden Kreise auf eine des vernünftigen und rechtschaffenen Mannes würdige Art glücklich seyn, und wie er zu diesem Glücke durch Lebensklugheit gelangen könne. Er konnte zu diesem Endzwecke die höchsten und allgemeinsten Grundsätze dieser Klugheit zwar auf trefflichste benutzen, allein er musste ihnen nicht nur auch eine individuelle Deutung geben, sondern auch die Hauptberührungspunkte des Arztes, als solchen, mit der Welt dergestalt herausheben, daß dadurch neue Maximen angedeutet werden konnten, welche als ganz und gar eigenthümlich nicht füglich in jenem Generalkodex begriffen seyn können.

Der Arzt bekleidet einen ganz eigenthümlichen Stand, er steht mit der Welt, die ihn zunächst angeht, in ganz

spezifischen Berührungen, fast alles, was sein Leben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, trägt den Stempel der Besonderheit, (dieses wird im Verlaufe des Werkes selbst näher dargelegt werden). Eben dieser Eigenthümlichkeiten halber kann er ein vollendeter Moralphilosoph seyn, und in seinem nächsten Wirkungskreise doch wahre Abderitenstreiche machen; er kann die Humanistik, er kann die Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, gründlich studirt haben, ohne auffallende Sünden gegen die ärztliche Politik vermeiden zu können, und selbst die feinste Erfahrungsseelenkunde vermag es nicht, ihn durch die eigenthümliche gordische Verwicklung seiner Verhältnisse mit Glück durchzuleiten; wenn er die Menschen nicht besonders von denjenigen Seiten kennt, wenn er sie nicht von denjenigen Seiten behandeln gelernt hat, welche mit seinem engern Wirkungskreise in unmittelbarer Berührung stehen. Die edelsten Absichten, der lebhafteste Trieb zum Guteswirken, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf alles das, was zur Sittlichkeit des Handelns gehört, alles das kann immer hinreichen, um dem Arzte selbst in seinen eigenen Augen einen gewissen Werth zu verschaffen, allein er wird die Welt, für die er doch besonders auf eine bestimmte Art da ist, nicht eher von diesem Werthe überzeugen, also wird er, da von dieser Ueberzeugung seine Aufnahme unter Menschen abhängt, sich nicht eher einen gewissen reellen Wirkungskreis ausser sich sichern, bis er seinen Handlungen eine eigenthümliche Manier zur Gesellschafterinn gibt, eine Manier, die seine ganze Persönlichkeit auf eine vortheilhafte Art heraushebt, und der Welt seine nützlichen Handlungen zugleich angenehm macht. Dieses hoffe ich im Werke selbst erwiesen zu haben. Ich habe darin einen jungen Arzt als den Haupthelden aufgestellt, einen Mann, der in allen den obengedachten allgemeinen Rücksichten ziemlich gebildet

ist, allein dennoch sehr oft in die Lage kommt, in Betreff seiner speziellen Verhältnisse gegen die Klugheit zu verstossen. Sein Vater — ein in jeder Rücksicht ehrwürdiger Greis — tritt darin als sein Mentor auf; und gerade einen Vater mußte ich als Führer wählen, weil nur er mit seinem Sohne mit der erforderlichen Offenheit reden, weil er nur Fehltritte auf eine solche Art rügen durfte, daß die Grösse und die Folgen dieser Fehltritte grell hervorgiengen. Und damit die Verhältnisse des Arztes zur Welt nicht zu einseitig geschildert würden, habe ich jenen jungen Arzt in eine Lage gesetzt, worin er mit Menschen vom verschiedensten Schlage in Berührung steht. Er mußte nicht Arzt einer grossen Hauptstadt, nicht Arzt des Hofes, eben so wenig Arzt in einem unansehnlichen Orte, er mußte gerade in das Mittel von allem diesem versetzt seyn, er mußte so gut mit der höhern als mit der niedern Welt in Verhältnisse treten, so daß jeder meiner jungen Leser sich an dessen Stelle zu versetzen im Stande seyn möge. So liess ich ihn auch nur nach und nach in diese Verhältnisse gerathen, und einen Zeitraum von mehrern Jahren über seine höhere Ausbildung hingehen, damit der Leser, von dem ich wünsche, daß er aus diesem Werke Nutzen ziehen möge, sich eben so allmählig in diese Lagen orientiren könne.

Die Hauptseite, von welcher der Arzt und die Welt zusammenstossen, bleibt immer das, welches wir unter Schwäche des Menschen verstehen. Unzähligemal ist nämlich der Mensch genöthigt, dem Arzte nicht nur jede Schwäche seiner physischen Natur, Schwächen, von denen ein ansehnlicher Theil durch die Gesellschaft mit dem Stempel der Entehrung gezeichnet ist, zu enthüllen, sondern auch seine Vergehungen gegen die Geseze der Sittlichkeit, seine Triebe und Leidenschaften, die er seines Besten halber in gesunden Tagen nicht verrathen darf,

gewisse unangenehme Verhältnisse zum Staate, zum Bürgerwesen und zu seiner Familie dürfen oft vor dem Arzte nicht verschlossen bleiben; Religion, eigenthümliche Denkart, Aberglauben, Vorurtheile, kurz alles, worin der Mensch schwach erscheinen kann, alles muß vor dem durchschauenden Blicke des Arztes am Krankenbette vorübergehen. Und nicht allein hier, sondern selbst im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben, worin er nicht als Arzt auftritt, begleitet ihn das Bewußtseyn der Welt, daß er mit ihren Schwächen und Fehlern innigst vertraut sey, also auch hier steht er zu ihr in delikaten Verhältnissen, die nicht die geringste Beleidigung ertragen. Dazu kommen die Schwächen, welche der Mensch an sich selbst nicht immer kennt, allein dem beobachtenden Arzte nicht verborgen bleiben, Schwächen, welche, weil sie leicht zum Ausbruche gereizt werden und in leidenschaftliche Handlungen übergehen, äusserst fein geschont werden müssen, dagegen aber auch sehr bequem als nie fehlschlagende Mittel zur willkührlichen Leitung des Schwachen benutzt werden können, so benutzt werden können, daß der Arzt dadurch in der Freyheit seines Wirkens so wenig als in seiner Zufriedenheit gestöhrt und der Schwache selbst dadurch unter eine für ihn wohlthätige Vormundschaft gesetzt wird.

Also wären es die Schwächen der Menschen, auf welche der Arzt das Glück seiner Laufbahn gründen muß? Allerdings sind sie es, und ich werde es so beweisen, daß hoffentlich selbst der strengste Moralist nichts dagegen einzuwenden haben wird. Es existirt ja überhaupt keine Lebenspolitik, die nicht vorzüglich auf den schwachen Seiten der Menschheit gegründet wäre, und wäre eine solche Politik nicht ganz überflüssig, wenn es der Menschheit an Schwächen fehlte? Und von der Lebensklugheit, die meinen Gegenstand bildet, werde ich darthun, daß

es ihr nicht im Geringsten an einer vortreflichen moralischen Seite fehlt. Was kann — nur dieses will ich hier erinnern — was kann der Liebe zu unserm Nächsten besser entsprechen, als die zarte Schonung seiner Schwächen, die ihn oft an sich schon so höchst unglücklich machen; ist dieß nicht eine Schuldigkeit, welche uns schon die Religion auferlegt? Und was will man mehr verlangen, wenn der Arzt gerade jene Schwächen zum Wohle des Schwachen benutzt? Oder widerspricht es etwa einer gesunden Moral, wenn der Arzt sich Mühe giebt, auch sich selbst ein glückliches Daseyn unter den Menschen zu verschaffen, für deren Bestes er unablässig besorgt ist, und wenn er sich das Recht vindizirt, durch dieselben Mittel, wodurch er andern nützt, auch sich selbst gewisse erlaubte, und an sich selbst vollkommen moralische Vortheile zu erwerben? Ich hoffe man werde es mir zutrauen, daß in diesem Werke von keinen andern als solchen erlaubten Vortheilen die Rede ist, und daß darin keine Anleitung gegeben wird, wie die Schwächen Anderer zur Erreichung niedrig-selbstsüchtiger Zwecke gehandhabt werden können. Hie und da mag der scrupulöse Humanist freylich auf Momente stossen, welche ihm gegen diese meine gute Absicht Zweifel erregen können. Ich bitte ihn aber — ehe und bevor er aburtheilt — zu bedenken, daß der Mensch mitunter wirkliche Selbstsucht — versteht sich übrigens keine der niedrigeren Art — besitzen, sie in der That befriedigen muß, wenn er sich selbst wieder zum Mittel und Werkzeug bilden will, welches den Nutzen Anderer befördern soll. Ein Mensch, welcher sich nicht alle mögliche Mühe giebt, seine Nebenmenschen seiner Person geneigt zu machen, damit sie ihm nicht in den Weg treten, wenn er ihnen dienen will; ein Mensch von der Art wird nie in sich sagen können: hier will ich Gutes thun! Nie wird er seine Handlungen nach einem bestimmten Plane berechnen können! Ist ein solcher Egoismus nicht erlaubt, so

weiss ich nicht, ob wir irgend einer Tugend zu huldigen brauchen. Er, dieser Egoismus, ist wahrhaftig selbst Tugend im strengsten Verstande, besonders eine Tugend, die vorzugsweise keinem Arzte fehlen muss. Der Satz: erhebe dich über die Meinung der Welt! lautet vortreflich, allein seine Befolgung wird den, der zu mehrerm bestimmt ist, als in seiner Studierstube nur für sich zu vegetiren, nimmer mehr zu einem Wirkungskreise gelangen lassen, in welchem er mit männlicher Freyheit thätig seyn kann; es ist ein Satz, welcher keinen lebhaften Jüngling bey seinem Eintritt in die grosse Welt mit auf den Weg gegeben werden müfste, weil er zu den schädlichsten Unbesonnenheiten verführt, und besonders den Arzt auf ein wahres Nichts in der Reihe thätiger Wesen reduzieren kann. — Und endlich muss der rigoreuse Moralist nicht vergessen, dafs der Arzt ein Mensch ist, und als solcher Pflichten gegen sich zu erfüllen habe; dafs eine der ersten dieser Pflichten die ist: das Interesse seiner Persönlichkeit nicht ganz aufzuopfern. Ungerecht gegen sich selbst seyn, ist wahrlich auch ein Verstofs gegen die Geseze der Moralität, so gut wie jede Handlung der Ungerechtigkeit gegen unsere Nebenmenschen. Sich mit blindem Enthusiasmus als Märtyrer irgend eines Zweckes geradezu aufzuopfern, ist seitdem keine Mode mehr, seit eine gereinigte Religion und eine gesunde Philosophie uns den Zweck unsers Daseyns gelehrt hat. — Doch es wird Zeit auch ein paar bestimmtere Worte über das Werk selbst zu reden.

Der Leser wird finden, dafs dieses Werk neu ist, und wenig Vorarbeiten darin benutzt worden sind. Uebel genug! wird er vielleicht ausrufen. Aber gemach, mein Freund! die ältern Vorarbeiten sind mir, wie ich glaube alle bekannt, ich habe sie alle gelesen — habe darin aber äusserst wenig finden können, welches sich für den jezigen Stand der Humanität, für den jezigen Geist der Zeit ge-

paßt hätte. In den neuern Zeiten haben wir allerdings mehrere schätzbare Beyträge zu unserm Gegenstande erhalten; diese habe ich mir hie und da auf eine Art zu Nuz gemacht, welche meine Achtung dafür hinlänglich dokumentirt, und mich entschuldigen wird, wenn ich, um dem Werke nicht das Ansehen einer trocknen gelehrten Abhandlung zu geben, wörtliche Citationen so viel mir möglich vermieden habe. Uebrigens ist, wie gesagt, dieses Werk insofern neu, als es dem größten, und ich schmeichle mir, auch dem interessantesten Theile nach Erfahrungen aus meinem eignen Beobachtungskreise aufstellt, und diese Erfahrungen, um daraus die wahrhaft pragmatischen Resultate zu ziehen, auf eine eigenthümliche Art benutzt worden sind. Das Ganze bildet nemlich so wenig eine nach systematischer Architektonik geformte Deduktion als einen Roman nach dem gewöhnlichen Wortverstande, das heißt kein Buch, welches man nur zur Belustigung und zum Zeitvertreibe in die Hand nimmt. Der Arzt, der mit der Welt und dem Menschen vertraut ist, wird bald finden, daß die mitgetheilten Thatsachen, sollten sie auch nicht in jedem kleinen Umstande mit seinen eignen Erfahrungen übereinstimmen, nichts weniger als Erzeugnisse der Einbildungskraft sind, und so auffallend sie auch hie und da seyn mögen, doch auf keinen Fall den Verdacht einer romantischen Fiktion verdienen. Um meinem sehr ernsthaften Zwecke keinen Eintrag zu thun, habe ich der komischen und belustigenden Situationen, an welchen unser Gegenstand übrigens sehr reich ist, im Anfange sehr wenige, im Verlaufe des Werkes mehrere eingestreut. Erst sollte der junge Leser — so war mein Plan — deutlich die eigentliche Tendenz auffassen, und nur dann, wenn der Gesichtspunkt der strengsten Wahrheit sich vor seinem Auge festgestellt hat, sich am Spiele des Spottes und der Satyre ergözen. Da indess Wahrheit ins jugendliche Gemüth um so leichtern Eingang findet, je angenehmer, oder

wie man heut zu Tage sagt, je ästhetisch - schöner ihre Einkleidung ist, so habe ich die Lehren als Handlungen wirklicher Personen in einer Korrespondenz dargestellt, welche, wenn sie auch der Sprache und Form nach nicht unsre trefflichen vaterländischen Muster erreicht, dennoch gewifs in das Ganze mehr Leben und Annehmlichkeit bringt, als es bey einer zusammenhängenden Darstellung erhalten haben würde. *Epistolae*, sagt der grosse Baco:

Epistolae habent plus nativi sensus, plus etiam maturitatis quam orationes et colloquia subita,

und man kann hinzusezen: die Manichfaltigkeit und Abwechslung, die sie gewähren, ist ein schönes Mittel, den Geist vor der Ermüdung zu schützen, die eine jede monotoniſche Abhandlung immer zu erregen in Gefahr schwebt, — daß hie und da einige Nebenpersonen mit einmal vom Schauplaze abtreten, wird hoffentlich dem ästhetischen Kunstrichter keinen Anstoß geben; ich hieß sie abziehen, sobald ich sie ihre Rolle hatte spielen lassen; ein müßiges Personal wäre mir sehr im Wege gewesen; die Geschichte sollte einen einfachen Gang haben, jede romanhafte Verwicklung lag ausser meinem Plane. So treten auch plötzlich neue Nebenpersonen auf den Schauplaz, da wo ich von ihnen für das Ganze oder eine Lücke passende Züge entlehnen konnte. — Dieß ist genug gesagt, um zu beweisen, daß ich, wie mancher leicht aus dem Titel vermuthen könnte, keineswegs gesonnen war, *Wilhelm Meister* nachzuahmen; obschon ich nicht läugne, daß auch mein Gegenstand eines ähnlichen idealischen Schwunges fähig sey, und von einer geübten Meisterhand zu einer trefflichen Poesie benutzt werden könnte. Ich für meinen Theil hielt mich zu einer solchen Arbeit nicht vermögend genug, und trug auch immer die Ueberzeugung bey mir, daß dem Arzte, dieweil er sich in der prosaischen Welt

herumbewegen muß, dem Nuzen nach wohl am besten mit einer prosaischen Arbeit, wie die meinige ist, gedient seyn dürfte.

Ueber einen der wichtigern und umfassendsten Theile meines Gegenstandes, nämlich über die Verhältnisse des Arztes zum Geistlichen habe ich mich hier nicht ausgebreitet, weil ich mich selbst auszuschreiben keine Lust besaß. Ich habe nämlich diesem Objekte ein eignes Buch gewidmet, welches im vorigen Jahre unter dem Titel:

Ueber die Verhältnisse des Geistlichen zum Arzte und zum Kranken. Eine psychologisch - medizinische Untersuchung, zunächst für die Geistlichen, denen das Wohl der leidenden Menschheit am Herzen liegt. Von einem Arzte. Berlin bey Fröhlich.

erschienen ist, allein bis jezt noch nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als ich es sehnlichst gewünscht habe. — Sollte es ferner irgend einem Leser dieses ersten Bändchens hie und da vorkommen, als wenn einzelne Gegenstände unvollständig bearbeitet oder nur flüchtig berührt wären, so wird er auf die folgenden beiden Bändchen (mit denen das Werk beschlossen seyn wird) verwiesen, in welchen, so wie es die Gelegenheit in der fortlaufenden Geschichte mit sich brachte, nichts was nur von einiger Wichtigkeit ist, unerörtert geblieben ist. Ich wünsche, daß auch die Kunstrichter bey der Beurtheilung dieses Bändchens darauf Rücksicht nehmen, und erst nach der Publikation des Ganzen über das Ganze entscheiden mögen.

Schließlich wünsche ich von ganzem Herzen, daß vorzüglich von meinen jüngern Amtsbrüdern mein Buch

mit Liebe möge aufgenommen werden. Ich übergebe es ihnen mit der angenehmen Empfindung, es gut und redlich mit ihnen gemeint zu haben. Ihr dankbarer Beyfall ist die Krone, wonach ich getrachtet habe!

V . . . im Dezember 1807.

Ö ff.

1.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 8ten März 1801.

In Ihrem lezten Briefe erinnern Sie mich an ein Versprechen, mein theurer Vater, dessen Erfüllung ich Ihnen noch bey unserm Abschiede so feyerlich zugesagt hatte. In dieser Erinnerung scheint mir ein Vorwurf zu liegen, den ich nicht verdient zu haben glaube; denn — sagen Sie es selbst — habe ich in der kurzen Zeit, welche ich hier bin, wohl schon daran denken können, in Rücksicht meines Versprechens etwas nur einigermassen Bestimmtes zu leisten? Unsre Abrede war: ich solle Sie von alle dem genau unterrichten, was für mich, als einem praktischen Arzt in Rücksicht auf dessen eigenthümliche Verhältnisse zum Staate, zur engern bürgerlichen Gesellschaft, zu den heiligen Angelegenheiten der Menschheit und besonders der Leidenden Menschheit, nur einiges Interesse habe. Sie versprachen mir für diese Mittheilungen Ihren väterlichen Rath; Sie gelobten mir, dieselben zu einer Anleitung zu benutzen, nach welcher ich mich auf eine der Freyheit und Selbstständigkeit des Mannes würdige Art durch jenes Gewirre von Verhältnissen durchführen, und wie ich sie zur strengen Erfüllung meiner Pflichten gegen Andere, wie ich sie aber auch zur Begründung meiner eignen Zufriedenheit benutzen könne. — Ich läugne nicht, daß diese Belohnung — wenn ich ausser in der strengen Befolgung meines Verspre-

chens selbst, noch in etwas andern Belohnung suchen darf — viel zu viel Reizendes besitzt, besonders für einen jungen Mann, der so wie ich mit Ehren sein kosmopolitisches Plätzchen ausfüllen möchte, als dafs man nicht suchen sollte, sie sobald als möglich zu verdienen; allein bedenken Sie doch bey alle dem, dafs ich erst vier Wochen hier in D . . . bin, und also kaum die äusserste Aussenseite einiger weniger jener Verhältnisse habe können kennen lernen. Ich sage: kennen lernen! denn das viele Merkwürdige und Neue, welches mir allerdings gleich bey meinem ersten Eintritt in einen ganz ungewohnten Kreis der Dinge aufstossen und mein Interesse lebhaft erregen mußte; alles dieses mußte mir seinem Wesen nach so lange unbekannt bleiben, als ich es der Neuheit und Vielheit nach betrachtete. So lange eine Sache uns imponirt, ist sie für die ruhige Ueberlegung so gut als verloren. Und gerade meine Verhältnisse haben etwas so sehr Imponirendes, dafs ich mich keinen Augenblick wundere, wenn ich so oft höre und lese, dafs junge, selbst sehr gebildete Aerzte im Anfange ihrer selbstständigen Lage, so oft und so auffallend gegen alle Lebensklugheit verstossen. Und findet man nicht auch sogar nach dem was Sie mir so oft sagten, dafs Aerzte von reifem Alter, sich nicht zurecht finden können, wenn sie aus einer Lage in die andere versetzt werden? Nehmen wir doch nur den ehemaligen Professor L . . . zu R . . . , über dessen Gancherie sich so mancher Wiz bald amüsirt. Als Lehrer mag er sich treflich ausgenommen haben, aber als praktischer Arzt kann er sich nirgends fügen; und Sie selbst haben oft den biedern kenntnißreichen Mann beklagt, der die Umstände

nur nach seinem systematischen Kopfe regieren, allein sich selbst nicht nach den Umständen bequemen will. Nehmen Sie ferner Ihren alten Kollegen V . . . , von dem Sie mir oft erzählt haben, daß ihn im Anfange, ehe man sich etwas an ihn gewöhnte, jeder gefürchtet habe, weil in seinem ganzen Benehmen der rohe Soldat hervorgesehen und er seine bürgerliche Kranken gerade so behandelt habe, wie er ehemals im Felde und in den Hospitälern den ungebildeten Krieger behandelt haben mochte. — Wie muß dann erst der Jüngling verwirrt werden, wenn er aus der Ungebundenheit des akademischen Lebens in eine Lage tritt, worin alles mit seinen zuckersüssen Ideen von Freyheit kontrastirt, worin alles ihn genirt und drückt, worin die Augen aller spähend auf ihn gerichtet sind, und worin ihm alles so unerwartet neu vorkommt, so sehr er sich geschmeichelt hatte, sich über alle drückende Verhältnisse auch fernerhin wegsetzen zu können? Freylich glaube ich behaupten zu dürfen, daß ich in jeder dieser Rücksichten nicht viel zu besorgen haben werde, weil ich in dem Jahre, welches ich nach meinem Abgange von der Akademie bey Ihnen zugebracht habe, mich schon so ziemlich auf meine gegenwärtige Situation vorbereitet hatte; allein ich war damals doch immer noch nicht der selbständige Mann, der ich jetzt geworden bin, und der Anfang dieser Selbstständigkeit mußte nothwendig für mich eine peinliche Neuheit seyn. Uebrigens habe ich doch schon den grossen Vortheil empfunden, welchen jener Aufenthalt bey Ihnen für mich gehabt hat; und mit Herz und Mund danke ich Ihnen jetzt, daß Sie mich damals — ich gestehe es aufrichtig — ganz gegen meine Neigung bey sich be-

hielten. Sie wissen, daß ich gleich in die Welt hinaus und mein eigener Herr seyn wollte; ich wollte das erstürmen und erjagen, was nur auf einem mit Bedächtigkeit unternommenen Wege erlangt werden kann; und dieses Wollen verschwand nicht eher, als bis ich an Ihrem Beyspiele sah, wie leise ein Arzt auftreten muß, um nicht allenthalben Hindernisse gegen sein Wirken und die ihm so nöthige Zufriedenheit des Gemüths aufzuschrecken. Lautete es nicht ein wenig zu altklug, so würde ich jedem jungen Arzte öffentlich den Rath geben, sich vorher in der Welt und unter Menschen umzusehen, ehe er sich irgendwo einen bestimmten Wirkungskreis wählt. Mit jugendlich-romantischen Ideen darf wahrlich kein junger Arzt in ihn hineintreten!

Um mir indess nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß ich diesen Brief so ganz und gar leer an Bemerkungen über meine hiesige Lage ausgehen lasse; will ich Ihnen einige allgemeine Notizen über meinen jezigen Wohnort und seiner Bewohner mittheilen.

Wie sie wissen ist D . . . eine ansehnliche Stadt, die ihres ausgebreiteten Handels wegen im Rufe des Reichthums steht, und durch die beständig hier liegende Garnison sowohl, als durch das Landeskollegium, welches hieselbst seinen Siz hat, etwas ungemein lebhaftes hat. Wie sich das wohl von selbst versteht, macht der gesellschaftliche Ton auf eine gewisse Ausbildung Anspruch; allein so viel ich bis jezt habe bemerken können, ist er nicht von dem Fehler frey, den fast alle aus sehr verschiedenartigen Ständen bewohnte Städte an sich haben, von einem Fehler, welcher besonders

dem fremden und an Liberalität des Umgangs gewöhnten bürgerlichen Manne von weniger Distinktion am meisten unangenehm auffällt. Diefs ist nämlich der Mangel an einer allgemeinen socialen Verbindung, Beobachtung eines Ceremoniells, dem man das Gezwungene an allen Ecken ansieht, besonders eine gewisse Zurückhaltung, vorzüglich in öffentlichen Gesellschaften, ein kalt höfliches Benehmen, vielleicht gar eine Art von Mißtrauen eines Standes gegen den andern, und eine Scheu gegen öffentliche Beobachtung, welches alles zusammen genommen den lauten Ausbruch eines allgemeinen Frohsinns in gemischten Gesellschaften erstickt, und dem Umgange gerade sein Angenehmstes raubt. Der Bürgerliche ist hier zwar nicht geradezu vom öffentlichen Umgange mit dem Offizier, den adelichen Mitgliedern des Collegiums und den hier privatisirenden Vornehmen ausgeschlossen; allein wie der wohlhabende Bürgerliche nun einmal gerne ist, er erblickt da Stolz, wo nur abgemessene Höflichkeit Statt findet, und fühlt sich zu sehr, als dafs er sich den Verdacht einer unterwürfigen Annäherung an die Vornehmern, wie er sie fast nur spottweise nennt, aussetzen sollte. Deshwegen zieht er sich im Ganzen in enge Privatgesellschaften zurück, in welchen dann nach den Umständen ein sehr geregelter und anständiger Frohsinn herrscht. Für öffentliche Vergnügungen ist bey alle dem gut gesorgt. Uebrigens findet man hier einen sehr guten Nationalschlag von Menschen, und in den höhern Ständen soll es eine Menge treflicher und sehr gebildeter Männer geben.

Ich werde mir also, ehe ich mich öffentlich ganz talis qualis produziere, eine gewisse Behutsam-

keit angewöhnen müssen, um mich von jeder Seite in den hiesigen Ton fügen zu können, und nirgends Anstofs und Aergerniß zu geben. Diefs ist eine schwere Aufgabe für mich, mein theurer Vater, weil ich noch nicht gewohnt bin mich da zu geniren, wo ich Vergnügen suche, besonders aber weil meine Aufrichtigkeit und Geradheit bisher sich jedem Zwange entgegengestäubt hat. Ich bin leider fest überzeugt, dafs ich nicht, ohne mich mancher Etourderie schuldig zu machen, durch die Schule lauffen werde; indess hoffe ich doch durch Erfahrung bey Zeiten gewizigt zu werden. Ich werde Ihnen jeden Umstand, der darauf Bezug hat, treulichst referiren; Sie werden mich dagegen, wie ich hoffe, niemals in Stich lassen, wenn ich einmal meine Pferde hinter den Wagen spanne.

Leben Sie wohl, theuerster Vater, und erinnern Sie sich recht oft

Ihres

Ferdinands.

2.

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 15ten März 1801.

In dem Augenblicke in welchem Du die Bemerkungen, welche meine Mahnung an Dein Versprechen veranlaßt haben, niederschreibst, hattest Du wohl die lebhafteste Vorstellung von der Besorgniß verloren, welche ich mit jedem Vater theile, der seinen herzlich geliebten und sorgfältig gebildeten Sohn zum erstenmal auf dem Theater der Welt debütiren sieht. Denn es sieht aus diesen Bemerkungen

kungen eine Empfindlichkeit Deines Gemüthes hervor, die Dich so weit treiben konnte, mich auf eine — ich kann gerade nicht sagen angenehme Art zurechtzuweisen; eine Art von Eitelkeit wegen Deiner jezigen, wie Du sie nennst, selbstständigen Lage, die in Deinen Augen Dich über alle meine so gerechten, dem Vaterherzen so leicht verzeihlichen Besorgnisse zu erheben scheint. Gerade in diesem Punkte sehe ich schon einen Theil dieser Besorgnisse gerechtfertigt, und je mehr ich mir Dein lebhaftes Gemüth, verbunden mit deinem Vertrauen auf Deine selbsteigene Kräfte, versinnliche, desto mehr fürchte ich, den Beyfall bey Deiner Debütrolle zu sehr getheilt zu sehen.

Du kannst, wie ich merke, nicht einmal eine Mahnung von Deinem Vater ertragen, welche doch so wenig mit einem Vorwurfe ähnliches hat; wie wird Dein Gemüth sich erst dann empören, wenn die Welt, welche wahrhaftig äusserst selten auf eine liebevolle Art ihre Weisungen giebt, und dabey niemals die schmerzhaft erregbaren Seiten des Gemüthes, niemals das innere Selbstvertrauen schont; wenn sie erst, sage ich, anfängt, Dich vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Du wirst Dich noch in drückende Verlegenheiten stürzen ehe Du auf eine dem Charakter des freyen Mannes und der Würde eines wahren Arztes angemessene Art, die öffentliche Meynung von Dir betrachten und Dich dagegen öffentlich benehmen lernst; die Ruhe Deines Gemüthes wird eins der Opfer seyn, welches Du seiner Empfindlichkeit gemäfs bald wirst bringen müssen. Denn es ist wohl nichts entschiedener als die Erfahrung, daß die Welt in einer zu grossen Empfindlichkeit gegen das, was sie — Gott weifs

mit welchem Rechte — wohlgemeinten Tadel nennt, gerade die besten Gelegenheiten findet, über Andere herzufahren, daß sie gerade am liebsten hinter diese Schwäche greift, um ihr Müthchen an Andern zu kühlen, und daß dieß besonders beym Arzte der Fall ist, von dem die Welt glaubt, daß er, und zwar von Rechts wegen, vor kein anderes als vor ihr Tribunal gezogen werden könne. Ich werde in der Folge ganz gewiß manche Gelegenheit finden, dich überführen zu können, daß diese Schwäche in der That eine ganze Reihe anderer zur Schau legt, und zwar solche Schwächen, deren öffentliche Bestrafung einem Mann von Deinem Charakter, und überhaupt jedem rechtschaffenen sich fühlenden Manne schmerzhafter wie eine Folter ist; nämlich solche, die der Franzose Dementis nennt, und wir mit dem Ausdrücke: Lächerlichkeiten nicht vollständig ausdrücken; Schwächen, bey deren Enthüllung es auf der Stelle um alle öffentliche Achtung geschehen ist, die uns aller der Autorität verlustig machen, mit welcher besonders der Arzt so unzähligemal seiner Wirksamkeit den wahren Nachdruck geben muß. Also schon um dieser Folgen willen wünsche ich, daß Du es der Mühe werth halten möchtest, Dich mit einem gewissen Gleichmuth bewafnet bey Zeiten gegen jeden Tadel, welchem die Welt Dich unterwerfen wird, in Positur zu sezen, und gleichsam Deine praktische Vernunft als einen Schild Deinen Gefühlen vorzuhalten, damit die spizigen Pfeile der Tadelsucht nur in ihm, nicht in leztern stecken bleiben, und mit aller Ruhe aus ihm herausgezogen werden können. Ich bin indess weit entfernt, Dir eine völlige Gleichgültigkeit anzurathen; im Gegentheil würde ich in Gefahr kommen, Dich zu ver-

achten, wenn keiner von jenen Pfeilen Dich schmerzhaft zu treffen im Stande wäre. Doch — gegen diese Gefahr sichert mich wieder eben Dein feines Gefühl, welches von der einen Seite mir einige Besorgnisse einflößt; ein Gefühl, welches in Menschen von Deiner Natur in der Regel nur dann sich verliert, wenn das hohe Greisenalter jede sinnliche Begehrung abstumpft, und damit zugleich eine allgemeine Apathie der Gefühle herbeyführt.

Deiner Schilderung zufolge bist Du in einen ungemein gemischten Zirkel von Menschen gerathen, in welchem Du alle Gewandtheit nöthig haben wirst, um Dich immer mit ihm gleichmässig umzudrehen. Ich bedarf jedoch eines mehr ausgeführten Gemählde's, wenn ich Gelegenheit haben soll, Dir auf eine angemessene Art meinen Erfahrungsschrein aufzuschliessen, und Dir mehr als die allgemeinsten Regeln über den Umgang mit Menschen, in welcher Rücksicht Du ja kein Schüler mehr bist, mitzutheilen. Indefs werde ich Dir in einem meiner künftigen Briefe doch einige allgemeine Bemerkungen vorlegen, welche Du, weil sie das Leben des Arztes in der Gesellschaft betreffen, schwerlich in irgend einem Buche finden möchtest. Denn ich entsinne mir keinen Humanisten*), welcher in diesem Punkte sich jemals des

*) Der Dativ des Subjekts und der Accusativ des Objekts ist hier gewiss die einzig richtige Redensart. Entsinnen, etwas aus dem Sinne — dem Gedächtniß — herausheben, ist analog mit enthüllen u. a. Zeitwörtern, die alle wie hier entsinnen, gebraucht werden.

jungen Arztes angenommen hätte; und ein anderer als ein Arzt kann dieß doch nicht, insofern das gesellschaftliche Leben des Arztes durch äusserst feine Fäden mit seinem eigenthümlichen praktischen Leben verknüpft ist, und also auch Eigenthümlichkeiten besitzt, welche nur der reifen Beobachtungskunst eines Arztes sich deutlich darstellen können.

Uebrigens weist Du, daß ich in dem, was Du von dem zu frühen Eintritt der jungen Aerzte in die Geschäftswelt sagst, ganz und gar einerley Meynung bin. Ein unholder Genius scheint in dieser Rücksicht noch über unsern Stand zu herrschen. Nicht genug, daß man den Knaben, sobald die Eltern ihn für groß genug halten, hinschickt, um eine Wissenschaft zu erlernen, vor deren Tiefe und Umfang sich manches Greisenhaupt ehrfurchtsvoll beugt; auch mancher Lehrer versündigt sich gegen den Staat, die Menschheit und den unglücklichen Jüngling dadurch, daß er ihn seiner Obhut entläßt, ehe er versichert ist, daß er mit Weisheit und Weltklugheit in einen Kreis treten könne, in welchem er vielleicht das Zentrum ist, um welches das ganze Glück Tausender sich herumdreht. Und wo fände man die Lehranstalt, in welcher der junge Arzt in die Geheimnisse dieser Weltweisheit, welche ihm und der Menschheit nöthiger und nützlicher als alle Philosophie ist, eingeweiht würde? Ich für meine Person kenne keine einzige in der die Lehrer es der Mühe werth achteten, den eigentlich wahren Weg zu zeigen, auf welchem der Jüngling das, was er gelernt hat, auf eine nützliche und zugleich angenehme Art auf Andere ausdehnen kann.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin die Besorgniss zu äussern, dass Du wohl zu lange gesäumt haben möchtest, ehe Du dich deinem Publikum in Deiner Eigenschaft vorgestellt hast. Ganz unbekannt kannst Du unmöglich mehr seyn; man könnte es Dir also leicht als eine Art von Gleichgültigkeit auslegen, dass Du so lange gleichsam verborgen bleibst, und könnte mithin gleich Anfangs ein Vorurtheil gegen Dich fassen, dessen Folgen Dir nicht unbemerkt bleiben dürften.

3.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 2ten April 1801.

Erlauben Sie mir, theuerster Vater, Ihnen zu gestehen, dass ich mich noch vor Kurzem über alle Ihre Besorgnisse um mich, theils innerlich ergötzt habe, insofern ich die feste Ueberzeugung hegte, dass die Freude, die Sie an mir erleben würden, um so grösser und inniger seyn werde, je weniger Sie dieselbe erwartet hatten; theils dass ich Ihre Aengstlichkeit auf Rechnung Ihres Alters geschrieben, und von dieser Seite mich mit etwas Leichtsinne darüber weggesezt habe. Vielleicht würde ich dieses Geständniss nicht so frühe abgelegt haben, wenn ich nicht genöthigt wäre, Ihnen eine vollständige Satisfaktion zu leisten, und einzugestehen, dass Ihre leidigen Ahndungen einem Theile nach schon in Erfüllung gegangen sind. Es thut mir leid, dass ich dadurch, dass ich Ihrem Verstande und Ihrer grössern Menschenkenntniss huldige, Ihrem Herzen eine kleine Wunde versezen

mufs, indess hoffe ich dieselbe bald wieder heilen zu können.

Sie wissen, dafs der Rath B . . . zu G . . . , der stets so gern mit seinen vornehmen Freunden grofs thut, mir ein Empfehlungsschreiben an den hiesigen Präsidenten, Herrn Grafen von R . . . , fast aufdrang. Obgleich Sie so oft gegen den Nutzen solcher Briefe geeifert hatten, und auch in diesem Falle darauf drangen, dafs ich das Schreiben nicht abgeben sollte, so glaubte ich doch meiner Einsicht folgen zu müssen, in dem Gedanken, dafs ich alles anwenden müfste, um mich bey einem so vornehmen, so einflufsreichen und — wie man fast allgemein sagt — so rechtschafnen Mann zu insinuiren. An demselben Tage, an welchem ich Ihnen meinen letzten Brief sandte, machte ich also dem Herrn Grafen persönlich meine Aufwartung. Er erbrach den Brief, und lächelte vor sich; er lächelte aber auf eine so ganz eigne Art, dafs ich drauf und dran war, meinen Tramontano zu verlieren. Ich merkte nämlich, dafs er damit einen gewissen Spott gegen den Briefsteller ausdrücken wollte; ich mufste also fürchten, als ein Client des Rathes in keinem sonderlich günstigen Lichte zu erscheinen. Vollends brachte der Herr Graf mich ausser Fassung, als er bemerkte, dafs der Brief schon von sehr frühem Datum sey; und um so mehr mufste mich diese Anmerkung in Verlegenheit setzen, je gewisser ich war, dafs der Graf mich schon vor mehrern Wochen gesehen hatte. Allein er überhob mich, als er meine Verlegenheit sahe, schnell aller Entschuldigung, und fieng gleich über andere Gegenstände zu reden an, und zwar mit einer ungemein einnehmenden Freundlichkeit

und mit aller Feinheit eines ausgebildeten Weltmannes. Statt nach der belobten Manier so vieler Vornehmen mir durch nachlässige und halb ausgedrückte Fragen, auf welche die Antwort nicht erwartet wird, zu verstehen zu geben, daß ich ihm gleichgültig sey, erkundigte er sich auf eine theilnehmende Art nach meinen Verhältnissen, und unterbrach mich erst dann, als ich so unbehutsam war, vom Eye der Leda auszuhohlen, und einen langen, langen biographischen Faden zu spinnen. Seine vielen Geschäfte erlaubten es ihm nicht, (wie er plötzlich sagte, als ich gerade beym interessantesten Theile meiner wichtigen Lebensgeschichte anlangte) sich länger mit mir zu unterhalten; allein er bat mich für den kommenden Abend zu einem Souper, und führte mich jezt gleich und unaufgefordert bey seiner Gemahlinn ein. Diese, eine ausserordentlich ehrwürdige und artige Dame unterhielt sich lange, und zwar mit vieler Herzlichkeit mit mir, und ersuchte mich, ohne viele Umstände an ihren häufigen Abendgesellschaften Theil zu nehmen. Kurz — mich setzte der Graf anfangs so sehr in Verlegenheit, daß ich mich beynahe so weit vergessen hätte, ihm, wie jener Advokat Ludwig dem Vierzehnten, eine Prise Toback zu präsentiren; so vergnügt verließ ich seine Wohnung, jedoch mit der geheimen Aengstlichkeit, durch mein linkisches Benehmen gerade kein günstiges Vorurtheil für mich erweckt zu haben.

Sie können leicht denken, bester Vater, daß ich nicht säumte, am folgenden Abende von der Einladung Gebrauch zu machen. Ich fand einen nicht grossen, allein wahrhaft ausgesuchten Zirkel von den gebildetsten Herren und Damen aus ver-

schiedenen Ständen, den eine sehr gesellige Unterhaltung belebte. Doch waren auch mehrere Spielische arrangirt, und auch mir wurde von der Gräfinn eine Karte präsentirt. Ich dankte mit der Aeusserung, dafs ich gar nicht spielte und eine Abneigung gegen jedes Spiel fühle, worauf die Gräfinn in einem muntern Tone äusserte, dafs ein Arzt eigentlich ein Mann für Alles seyn, und besonders so lange er jung sey, niemals eine Gesellschaft verderben müsse. „Ihr Herren Doktoren, sagte sie lächelnd, nöthigt uns so oft ein freundlich Gesicht beym bösen Spiel zu machen; wir können also dem Wiedervergeltungsrechte nach verlangen, dafs ihr wenigstens in Gesellschaft euch ein wenig nach unserm Willen bequemt, wenn euch auch das Köpfchen nicht so recht danach steht.“ „Ich werde nicht so unartig seyn, meine Gnädigste, erwiederte ich in demselben Tone, Ihnen darin zu widersprechen; allein ich habe es immer mit der Pflicht eines Arztes unverträglich gehalten, zu spielen, in der Ueberzeugung, dafs diese Beschäftigung ihn zu sehr zerstreut, und des Anziehenden halber, was sie besitzt, ihn leicht verleiten könnte, zuweilen seine Pflicht zu versäumen. Nehmen Euer Excellenz nur an, dafs während ich einen Solo ausspiele, der Kranke der mich indess eiligst hat rufen lassen, in grosse Gefahr gerathen, wohl gar sterben kann!“ „Der Herr Doktor sind sehr gewissenhaft, rief darauf eine andere Dame, die schon im Spiel begriffen war; zwingen Sie ihn doch nicht, Gräfinn, gegen seine Pflicht zu handeln, wer wollte wohl die liebe Jugend in Versuchung führen.“ Ich glaube, dafs ich bey diesem Ausrufe entsezlich verlegen ausgesehen haben mufs; denn die gute Gräfinn fafste mich bey der Hand, und führte mich in

einen andern Theil des Zimmers, wo sie sich mit mir eine kurze Zeit über allerley Dinge unterhielt. Den ganzen Abend wagte ich es nicht, meine Blicke nach dem Tische zu erheben, an welchem ich für meine Ungeschicklichkeit und die der Gräfinn gesagte Sottise eine so derbe Züchtigung erhielt; und zu Hause nahm ich mir vor, niemals wieder durch unzeitige Aeusserungen meines Pflichtgefühls so empfindlich zu beleidigen, daß man mich in grosser Gesellschaft einen Gelbschnabel heissen müsse. — Weiter schien die Sache indeß, wenigstens bey der würdigen Gräfinn, keinen Eindruck hinterlassen zu haben; denn ich bin seitdem mehrmalen wieder eingeladen und immer mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt worden.

Die Gewogenheit dieser edlen Familie schien mir so wichtig, daß ich wähnte, schon dadurch dem übrigen Publikum hinreichend empfohlen zu seyn, und glaubte deswegen nicht nöthig zu haben, den Rath, den Sie mir so eindringlich gegeben haben, zu befolgen, nämlich nach und nach die persönliche Bekanntschaft aller nur einigermaßen honnetten Familien zu suchen. Selbst in den öffentlichen Gesellschaften war ich so thöricht, mich an keinen andern, als den Präsidenten, oder an die Personen, die ich bey ihm hatte kennen lernen, anzuschließen. Ich meynte, man würde ihrenthalben auf eine zuvorkommende Art meine Bekanntschaft suchen. Zu meiner Verwunderung geschah dieß aber nicht; im Gegentheil kam es mir vor, als wenn jeder sich vor mir zurückzöge. So vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich bemerken konnte, daß die Gunst des Präsidenten auf meine Bekanntschaften über seinen Zirkel hinaus

nur einigen günstigen Einfluß geäußert hätte. Meinem Friseur — lachen Sie nicht, Vater! — meinem Friseur, sage ich, war es vorbehalten, mir das Räthsel zu lösen, und mich auf den rechten Weg zu bringen.

Er, der zugleich mein Hauswirth ist, und vermöge seines Metiers in sehr vielen Häusern Zutritt hat, kam eines Tages früh am Morgen zu mir auf mein Zimmer, mit einer Miene, die deutlich genug verrieth, daß irgend etwas schwer auf seiner Seele laste. Ohngeachtet meines vielen Hin- und Herfragens wollte er Anfangs nicht mit der Sprache heraus; endlich entdeckte er mir nach vielen Versicherungen von seiner redlichen Absicht, daß in sehr vielen Familien äusserst unvortheilhaft von mir geurtheilt werde, und daß man in andern Häusern sogar sich recht herzlich über mich lustig mache. In den erstern tadle man meinen Hochmuth, den man daraus erkennen wolle, daß ich mich nur an die Vornehmen anschliesse, und jeden andern zu gering schätze, um mit ihm umzugehen; in den leztern erkläre man mich laut für einen verächtlichen Menschen, der es nicht merke, daß diese Vornehmen ihn in ihren Privatgesellschaften zum Besten haben, und öffentlich über die Schulter ansehen; und endlich sey die boshafte Weisung, die ich im Spielzimmer des Präsidenten erhalten habe, an allen Theetischen nach gewöhnlicher Manier benutzt worden, nachdem sie von einem jener Vornehmen selbst ruchtbar geworden sey. — So erzählte mein — gewiß gutherziger — Puder- mann! Daß er nicht unwahr referirt habe, erkannte ich in der besondern Manier, mit der ich in den öffentlichen Gesellschaften behandelt worden war, und

und in mehrern andern Umständen, die ich mir jetzt erst zu enträthseln vermochte.

Denken Sie sich übrigens das Erstaunen und den Unmuth, worin mich diese Nachricht versetzen mußte. Zwar fühlte ich, daß ich mir allerdings viele Schuld selbst beyzumessen habe; ich dachte mir es freylich lebhaft, daß es keine Stadt und nicht einmal ein Dorf giebt, in welcher die Eitelkeit der Menschen nicht auf die Art, wie ich es that, beleidigt und schmerzhaft gereizt werden könnte; allein ich hätte doch von einem Publikum, welches so sehr wie das hiesige auf wahre Bildung und gesellschaftliche Toleranz Anspruch macht, einen so sehr ins Weite getriebenen Spießbürger-sinn, einen so ausschweifenden Kleinstädtergeist nicht erwartet. Am empfindlichsten ist es für mich, daß ich mich jetzt in der Nothwendigkeit sehe, gerade gegen meine Grundsätze von Liberalität des Umgangs zu handeln; denn was soll ich, um die Gnade des Publikums wieder zu erlangen wohl anders thun, als bey creti und pleti herumzulaufen, was anders, als mich geradezu bey Menschen empfehlen, über welche mich mein Bewußtseyn weit erhebt, was anders endlich, als einen Umgang, der meinem Herzen und Geiste wohlthätig zusagt, gegen einen andern vertauschen, in welchem ich Albernheiten, Plattheiten und durch Eigendünkel und Hochmuth in die Höhe geschrobene Gemeinheiten ein geduldiges Ohr leihen muß, ohne einmal durch den leisesten Gesichtszug meine Abneigung gegen alles Gemeine verrathen zu dürfen? Meine Lage wird dadurch eine der peinlichsten werden, die sich nur denken läßt; denn ich darf nicht erwarten, daß ich selbst eine gemeine Natur annehmen,

und so die ewige Gemüthsspannung verlieren werde, welche sicherlich mein Loos seyn wird.

Sie sehen indess, liebster Vater, daß ich mit der Ruhe, welche aus der Geringschätzung oder vielmehr Verachtung einer Sache ausser uns entspringt, über diese Angelegenheit nachdenke. Doch wird mir Ihr Rath immer äusserst willkommen seyn, ja ich bitte Sie mit aller der Herzlichkeit darum, mit welcher ich bin, u. s. w.

4

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 23ten April 1801.

Mit Vorsatz habe ich diese Antwort auf Deinen letzten Brief etwas lange aufgeschoben. Ich hoffte nämlich, daß gewisse Erfahrungen, welche Du damals zu machen im Begriff standest, meinen Rath ersezen würden; und ich will wetten, daß meine Hoffnung erfüllt worden ist, denn obgleich Du ganz im Contraste mit Deinen Aeusserungen über Dein Publikum versichertest, Dich gegen jedes zu rasches Verfahren durch ruhige Betrachtung der Dinge gesichert zu haben; so kenne ich Dich doch zu genau, um Dir das aufs Wort glauben zu dürfen. Du hast, wie Du ausdrücklich sagst, das Benehmen eines Theils Deiner Mitbürger verachtet! Wahrlich ein ganz neuer Beweis von Gleichmuth! Sollte Dir Dein Inneres nicht fühlbar gemacht haben, daß das Gemüth durch nichts mehr gespannt wird, als gerade dadurch, daß wir die verächtlichen Seiten unsrer Nebenmenschen aufsuchen, besonders wenn im Her-

zen, so wie in dem Deinigen, ein so unerschöpflicher Fond von Güte und Duldungsvermögen liegt? *) Gewiß hast Du jezt schon wieder eine ansehnliche Reihe von Erfahrungen andrer Art gemacht, und ich habe sie Dich ruhig machen lassen, nicht um Dich in Verlegenheit zu setzen, — dieß wirst Du mir doch wohl nicht zutrauen — sondern Dich zu überzeugen, daß eine einzige selbsterfahrene That-
sache einen unendlich grössern Werth für den vernünftigen jungen Mann hat, als hundert Rathschläge des ergrauten Vaters. — Ein klein wenig Rache mag indess immer meinem Stillschweigen zum Grunde gelegen haben; denn warum hast Du die Autorität, die wir Graubärte uns so gerne geben, dadurch so empfindlich gekränkt, daß Du so deutlich auf unsre Grämeley und Aengstlichkeit anspielst? Doch Scherz bey Seite, lieber Ferdinand;

*) Eine Bemerkung, die psychologisch richtig ist. Einem guten Gemüthe ist unstreitig nichts schmerzhafter, als da verachten zu müssen, wo es so gerne lieben möchte. Sucht mancher auch durch den Ausdruck: ich verachte dich! einen gewissen Gleichmuth, eine gewisse Ruhe zu äussern, will mancher auch gerne dadurch zu erkennen geben, daß schlechte, auf sein Subjekt zielende Handlungen ihn nicht beleidigen konnten; so wird der feine Menschenkenner doch immer die Ueberwindung bemerken, welche dieser Ausdruck, diese Verstellung kostet, und die Großmuth, mit welchem der Gute sich dem Schlechten und besonders seinem Beleidiger in der Regel wieder annähert, beweist es vollends, daß er darin einen Balsam für die seinem Herzen geschlagne Wunde sucht.

ich hoffe, ich werde Dir mit dem, was ich Dir sagen will, nicht post festum kommen.

Du kannst Dich wahrhaft glücklich schätzen, daß die Welt Dich schon im Anfange, ich möchte fast sagen, so lieb gewonnen hat, um Dir eine gewisse Seite von ihr selbst offen zu zeigen, welche ich dreist mit einer verborgenen Klippe vergleichen darf, an welcher das Glück so vieler jungen unbesonnenen Aerzte scheitert. Denn jetzt kennst Du diese Klippe, und wirst in Zukunft Dich vor ihr zu hüten wissen. Wie Du nämlich gesehen und empfindlich gefühlt hast, macht die Welt gewisse Prätensionen an den Arzt, welche ihn mehr oder weniger von ihr abhängig machen sollen; Prätensionen, die dem Freyheit liebenden Mann, dem Mann von Ehrgefühl nicht immer leicht zu erfüllen sind, die aber auch oft vom Arzte von einer zu üblen Seite genommen werden, und ihn nicht nur zu einer falschen Ansicht der Absichten, sondern auch zu einer falschen Behandlung verleiten. Auch ich wäre in meinen jüngern Jahren beynahe ein Opfer dieser verkehrten Ansicht geworden; besonders weil mir kein warnender Genius — geh hin und drücke Deinem redlichen Friseur dankbar die Hand! — kein theilnehmender Freund zur Seite stand. Ich will Dir auch mein Beyspiel vorlegen, ehe ich Dir jene Prätensionen zergliedere.

Ich liefs mich — ich war noch sehr jung — zuerst in A . . . nieder. Mein Kopf war voll schöner Ideen von Unabhängigkeit; ich war in einem hohen Grade lebhaft, ich verwendete meine Hauptkräfte, um meinen Körper und seine Fertigkeiten in ein glänzendes Licht zu setzen; ich musizierte

und sang sehr gut, und raffinirte auf alle andre Eigenschaften, welche einen jungen Menschen in Gesellschaften beliebt machen können. Meine Absicht gelang mir; allenthalben fand ich sogenannte Gönner und Freunde, welchen ich, wie sie mir schmeichelten, die Seele ihrer Gesellschaften war; um keinen andern Bürger, mochte er auch noch so sehr den Ruf der Redlichkeit haben, bekümmerte ich mich; ich hing nur an denjenigen, welche durch Ansehen und Reichthum glänzten. Un erklärbar war es mir, daß mein aertzlicher Credit bey alle dem so ungemein beschränkt blieb; ich wufte es nicht zu entziffern, warum der Bürgerstand einen andern jungen Arzt herbeygeruffen hatte, und warum dieser gleich einen sehr grossen und so einträglichen Wirkungskreis fand, und so sehr in seinem Ansehen stieg, daß er sich bald auch bürgerlich und sicher etabliren konnte. Vor meinen Augen sah ich den einfachen, so ganz anspruchslosen Mann mir vorgezogen, sobald es auf reelles Wirken ankam; nur bey einigen Vornehmen vertraute man mir jezuweilen einen Kranken an, und belohnte meine Bemühungen dann mit Visitenbillets und Einladungen zu Concerten. Von diesen Papierschnitzeln konnte ich nicht leben, mein Aufwand verzehrte bald mein ganzes kleines Vermögen; ich machte Schulden über Schulden, und gerieth zuletzt in eine äusserst drückende Lage, welche ich aus Ehrgeiz meinen vornehmen Gönnern verschwieg. Der Krieg wurde mein Retter. Alle meine Habseligkeiten hinterliefs ich meinen Gläubigern, und nahm heimlich als Wundarzt Militärdienste, in welchen ich viele Jahre mit allen Mühseligkeiten des Lebens kämpfte, bis ich endlich das Glück hatte, mich durch Verdien-

ste emporzuschwingen, welche vom Fürsten indefs erst in meinem spätern Alter, nachdem meine beste Lebenszeit in Kummer und Sorgen vorüber geschlichen war, durch meinen jezigen schönen Posten belohnt wurden.

Jezt laß uns einmal, jedoch nur im Allgemeinen, untersuchen, was denn eigentlich ein Publikum von seinen Aerzten in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Umgang gemeinlich fodert, und was es zu fodern berechtigt ist?

Nimm ein Publikum welches Du willst, genug, du wirst kein einziges von den Bewohnern der kleinen Flecken bis zu denen der Haupt- und Residenzstädte finden, welches gegen die Art, wie der Arzt sich als Gesellschafter benimmt, gleichgültig wäre. Und dieß nicht allein, eins wie das andere macht wirklich bestimmte Foderungen an ihn, ja was noch mehr ist, solche Foderungen, welche zuweilen recht schwer zu befriedigen sind, und um so mehr es sind, je mehr, wie es in Deinem Wohnorte der Fall ist, eine Art von Rivalität zwischen verschiedenartigen Ständen, mithin also gewissermassen ein Durchkreuzen der Foderungen Statt findet.

Sey dem aber wie ihm wolle, ich behaupte, daß im Ganzen genommen, ein Publikum zu solchen Foderungen ein gegründetes Recht habe, und der Arzt sich ihrer Befriedigung, ebenfalls im Ganzen genommen, nicht entziehen dürfe. Denn untersucht man die Sache genau, so findet man bald, daß diese Foderungen sich auf den Zusammenhang stützen, welchen selbst ein ganz simpler Mensch zwischen der Art des Umgangs und der

Art und Weise findet, nach welcher jemand gegen seinen Nebenmenschen gesinnt ist. Zwar ist es ausgemacht, daß der Schluß von einem aufs andere sehr oft ganz übereilt ist. Denn wer wollte wohl läugnen, daß ein Mensch, der sich allem Umgange mit Andern entzieht, ein wohlwollendes Herz im Busen tragen könne; wer möchte wohl behaupten, daß ein guter Gesellschafter, oder ein Mensch, der im Umgange einen so freundlich wie den Andern behandelt, daß der auch jedesmal von menschenfreundlichen Gesinnungen belebt sey? Für unsern Fall ist es genug zu wissen, daß der Anachoret wenigstens sehr oft taub gegen alles ist, was der Menschheit heilig ist, und daß man sehr oft den für einen redlichen, menschenfreundlichen Mann halten darf, welcher mit derselben heitern Miene dem Dürftigen die Hand drückt, mit welcher er in einer Gesellschaft, die ihm dem Stande nach gleich steht, die allgemeine Unterhaltung zu beleben strebt. Wie gesagt, hat selbst der gemeinste Mann ein gewisses, mitunter sehr feines Gefühl für dieses Unterscheidungszeichen, wie Du leicht daran erkennen kannst, daß der arme Hilfsbedürftige sich immer zuerst an denjenigen wendet, nur demjenigen sein Herz auszuschütten wagt, der ohne Scheu zu zeigen sich auf seinen ärmlichen Stuhl niederläßt, und ohne die Aengstlichkeit, die Mancher in der Nähe des Geringen blicken läßt, sich freundlich mit ihm unterredet. Schon von dieser Seite sind jene Forderungen also nichts weniger als ungerecht, nichts weniger als absurd, und gesetzt auch, daß, was den Arzt speziell genommen angeht, sich oft eine gemeine Denkungsart, gemeine Sitten, ja selbst Ausbrüche niedriger Leidenschaften,

z. B. des Neides, jenen Foderungen einmischen, daß diese sehr oft von der Art sind, daß kein Mann von wahrem Ehrgefühl sich zu ihrer Befriedigung hingeben darf; gesetzt ferner, daß Capri-zen des Kleinstädters, und eine kleinliche Con-vention oft an ihnen Antheil hätten; so ist der Arzt demohnerachtet verpflichtet, immer nur jenen schönen Bewegungsgrund im Auge zu halten, und lieber zuweilen seinen Grundsätzen von Freyheit der Gesellschaft, seiner feinen Erziehung, und zuweilen sogar seinen point d'honneur ein kleines Opfer zu bringen, als jener kleinlichen Motive der Welt wegen jenen Spiegel eines guten Herzens zurückzuziehen. Bedenkst Du ausserdem, mein Guter, daß solche Opfer sich in die schönste Belohnung verwandeln, wenn Du damit den Zweck verbindest, Dir dadurch einen Weg zur freyen Wohlthätigkeit zu eröffnen, so wirst Du gewiß selbst grössere und schmerzliche Hingebungen nicht scheuen, und mit der Reinheit deines innern Bewusstseyns Dich gegen alle Anfeindungen einer sogenannten feinen Welt zu schützen im Stande seyn. Da wo wirklich menschliche Schwächen Dich in Verlegenheit setzen, da suche nicht diese Schwächen auf der Stelle zu heilen; besonders hüte Dich ihnen die heroischen Mittel entgegen zu setzen, zu deren Anwendung die sogenannten starken Geister sich so gerne verleiten lassen. Es ist wirklich leicht ausgesprochen, das Wörtlein: Verachtung; allein wüßte mancher Esprit fort, wüßte es besonders mancher unter uns Aerzten, wie schrecklich er damit manches leidende Herz verwundet, welches nur nach gemeiner Sitte sich auszudrücken versteht; gewiß würde er sich lieber von denen, die sich auch starke Geister nennen, verachten lassen, als durch ihren

Beyfall Ersaz gegen das Bewußtseyn beleidigter Menschenrechte zu erhalten suchen.

Jeder Stand, mit welchem der Arzt zu thun hat, macht in gesellschaftlicher Rücksicht an ihn besondere Forderungen, andere der Vornehmere, andere der Geringere. In diesen Umstand setze ich vorzüglich das ungemein Kitzliche, welches im Verhältnisse des Arztes zum Publikum liegt, und zwar deswegen, weil von ihm die öffentliche Meynung des Publikums vom Arzte grösstentheils abhängt. Die Welt weiß es, daß diese Meynung das Glück des Arztes bestimmt; sie weiß also, daß sie das Hauptmittel zu diesem Glück in Händen hat, und daß sie es nach ihrer Willkühr gebrauchen darf. Sie verlangt natürlicherweise also auch, damit sie gestimmt werde, es zum Vortheile des Arztes zu gebrauchen, daß er öffentlich zu erkennen gebe, daß es ihm darum zu thun sey, und daß er nichts vernachlässige, was eine günstige Stimmung für ihn erregen kann. Der gemeine Mann hat so gut seinen Antheil an dieser Meynung als der Vornehme, ja er regiert sie fast eben so kräftig als der letztere, nicht nur weil aus ihm der grössere Theil fast eines jeden Publikums besteht, sondern weil auch in ihm ein gewisses, wenn auch in seinen Ausbrüchen, rohes Ehrgefühl schlummert, welches, wenn es beleidigt wird, besonders wenn es durch Vernachlässigung beleidigt wird, gerne in ein Rachegefühl, und wenn ihm nur einigermaßen geschmeichelt wird, in eine ausserordentliche Vorliebe übergeht, welche beyde dann fast wie durch Ansteckung gemeinlich schnell sich in einem ganzen Volkstheil äussern, weil der gemeine Mann das, was wir Discretion nennen, nicht kennt, und deswegen gerne

jeden von seines Gleichen zum Theilnehmer an seinen Gefühlen, besonders an seinen beleidigten Gefühlen macht.

Ist es also dem jungen anfangenden Arzte um eine durch alle Stände durchgehende günstige Meynung zu thun, so muß er sie vor allen Dingen auf sein gesellschaftliches Benehmen zu gründen suchen, und in dieser Hinsicht die Forderungen, welche die Welt an ihn macht, insoweit zu befriedigen trachten, als es mit der Würde seines Standes, mit den ächten Begriffen von Ehre und Sittlichkeit bestehen kann. Es bedarf keiner Erwähnung, daß er deßhalb nicht nöthig hat, weder vor dem Großen zu kriechen, noch in die gemeinen Sitten des Niedrigern einzugehen, und sie nachzuahmen. Es ist nur von einer gewissen Freundlichkeit und Sanftheit des Benehmens die Rede, von jener ächten Physiognomie der Menschenliebe und Menschenachtung, welche sich eben so treu in den Vorzimmern der Großen als in der elenden Hütte des Bettlers bewahren und mit alle den Forderungen vereinigen läßt, welche man nur an uns machen kann. Und wie die Zukunft Dir zeigen wird, lassen sich diese Forderungen *) der Welt fast alle miteinander auf eine solche Freundlichkeit u. s. m. reduzieren; eine Freundlichkeit, welche freylich an

*) Der Schreiber dieses Briefes hat gewiß die Ueberzeugung gehabt, daß sein Sohn diese Forderungen selbst noch mehr in der Nähe kennen lernen werde, als er bereits gethan hat. Ohne diese Ueberzeugung würde er gewiß nicht bey so allgemeinen Andeutungen stehen geblieben seyn.

sich nichts weniger als leicht anzunehmen ist, und da, wo sie erkünstelt werden muß, fast immer in widerliche Grimasse ausartet, und mehr ab-, als anstößt. Nur dem ist sie leicht, dem sein Herz immer zuruft, warum er unter Menschen lebt; das Schwierige bleibt indeß immer auch für diesen übrig, daß er seinem Charakter auch dann treu bleiben muß, wenn Umstände auf sein Herz losstürmen, welche Unzufriedenheit mit den Menschen erregen, die er mit so herzlicher Liebe umfaßte.— In diesen Punkten war der junge Arzt, von dem ich Dir vorhin erzählte, ein vollendeter, ein von der Natur vollendet geschaffener Meister. Wo er erschien, da flogen ihm aller Herzen entgegen; und habe ich je ein Gesicht, je ein Benehmen gesehen, in welchem inneres Wohlwollen und Herzensgüte deutlich ausgeprägt waren, so war es das seine. Dabey wußte er sein Betragen, nach den Menschen die er vor sich hatte, mit einer Feinheit zu modifiziren, er verstand dabey so sehr die Kunst, die Würde seines Standes jedem vor Augen zu legen, daß es ein Wunder in seiner Art gewesen seyn würde, wenn er nicht als Arzt sein Glück gemacht hätte. Damals verhinderte mich — ich gestehe Dir dieß aufrichtig — damals verhinderte mich eine Stimmung, die gewiß mit etwas Neid vermischt gewesen ist, diesen vortreflichen jungen Mann zu studiren und mich nach ihm zu bilden; allein nachher, selbst in meinem höhern Alter hat mir mein Herz darüber unzählige Vorwürfe gemacht.

. Darf ich aus der Art von Heftigkeit, mit welcher Du über die Dich umgebenden Menschen urtheilst, einen Schluß ziehen, so bist Du in Gefahr,

eben die Spielfbürgerstreiche zu machen, welche Du — und im Ganzen gewifs mit Unrecht — Deinen Mitbürgern vorwirfst. . . Vergieb mir diesen Ausdruck, mein guter Sohn, und schreib ihn auf Rechnung der Bangigkeit, die mich Deinetwegen beschäftigt. — Du hattest Dir vorgenommen, wie ich merke, und zwar aus purem Verdrufs vorgenommen, auch die andern Theile Deines Publikums kennen zu lernen. Es kann nicht fehlen, Du wirst, wenn Du Deinen Vorsatz schon jezt ausgeführt hast, ihn auf eine Art ausgeführt haben, die wohl keine günstige Stimmung für Dich hat erwecken können. Man wird Dir nämlich nicht allein den Zwang angesehen haben, mit welchem Du es thatest, sondern Du wirst auch Deine ganze Ueberlegenheit an Geistes- und Sittenbildung zur Schau gelegt haben, so recht wie man es immer macht, wenn man als gebildeter und für Freyheit enthusiastischer Mann auf jene Art zum Umgange mit Ungebildeten genöthigt wird. Dann wirst Du aber, und besonders als Arzt einen gewaltigen Verstofs gegen die Weltklugheit gemacht haben. Ich hoffe Dir dieß beweisen zu können.

Der ganz gemeine Mann, dem es an jeder Ausbildung mangelt, kann allerdings durch eine gewisse Ostentation, und durch jenes Air de supériorité in Verwunderung gesetzt, es kann dadurch in ihm das Gefühl der Erniedrigung und Beschämung unterdrückt werden; allein beym sogenannten Mittelstande ist dieses im Ganzen nicht der Fall. Denn weil hier in der Regel doch etwas mehr Ausbildung herrscht, welche immer mit dem Bewußtseyn verbunden ist, dafs es noch viele Dinge giebt, die man nicht weifs und doch wissen müßte; und

weil jeder defswegen so gerne seine schwachen Seiten verbirgt, aus Furcht defswegen verspottet zu werden; so wird man hier immer grofsen Anstofs geben, man wird aufs Empfindlichste beleidigen, man wird sich Hafs und Feindschaft zuziehen, wenn man sich hier in seiner ganzen Ueberlegenheit zeigt, und man wird den Vorwurf hören müssen, dafs man es ausdrücklich auf Verspottung angelegt habe. Kaum sollte man es glauben, welche Schwierigkeiten dieser Umstand einem Arzte in den Weg legt, welcher viel mit der Mittelklasse sich beschäftigen mufs; es gehört wahrlich eine ungemeine Feinheit und Geschicklichkeit dazu, sich mit der Autorität zu zeigen, welche wir Aerzte denn doch immer zeigen müssen, ohne uns einen Widerwillen gegen uns zuzuziehen. Du wirst vielleicht sagen: wir brauchen uns dieser Autorität ja nur am Krankenbette zu bedienen, und dann kann ja wohl keiner, weil der gute Zweck am Tage liegt, dadurch beleidigt werden! Ganz wahr, mein Sohn; allein es giebt viele, besonders junge Aerzte, welche auch ins gewöhnliche Leben einen höchst anmassenden pedantischen Ton mitbringen, es giebt viele, die eine Art von Alles-Besserwissen bey jeder Gelegenheit geltend machen wollen; und von diesen ist hier besonders die Rede. Von jener nothwendigen Autorität, wodurch wir uns die Freyheit unsers Wirkungskreises sichern, wodurch wir uns gegen den Einflufs eines gemeinen Eigensinns, gegen Vorurtheil und Aberglauben und gegen die Ausbrüche der Sittenlosigkeit schützen müssen; von dieser Autorität werden wir vielleicht bald Gelegenheit haben mehr zu reden; für jezt will ich es bey diesem Winke bewenden lassen.

Wäre ich in Deiner Lage, das heißt, von so sehr verschiedenartigen Ständen umgeben, so würde ich meinen vertrautern gesellschaftlichen Umgang auf meines Gleichen, nämlich auf die höhern bürgerlichen Stände beschränken, und meine eigentlichen Freunde gewiß nur aus diesen wählen. Ich stände dann gleichsam im Mittelpunkte zwischen allen andern Ständen, und von ihm aus würde mir die Verbindung mit ihnen von jeder Seite sehr erleichtert werden. Den Vornehmern würde ich nicht als ein gemeiner, sich wegwerfender, dem gemeinen Mann würde ich nicht als ein hochmüthiger Mensch erscheinen, und, was die Hauptsache ist, ich würde nach wie vor mein eigener Herr bleiben, der sich an die steifen Regeln der Convenienz nicht zu binden braucht. Aus einer gewissen bescheidenen Entfernung könnte ich die Vornehmern dann mit der Achtung behandeln, die ihnen vermöge ihres höhern Standes gebührt, ohne mich ganz von ihnen zurückzuziehen, dem Geringern würde ich als ein gewöhnlicher Bürger erscheinen, dem er sich mit Offenheit und ohne Scheu annähern darf; ich würde ferner auf diesem Standpunkte alle die Achtung bewahren können, die mir von dem Vornehmen so gut als von Geringern gebührt, und eben so sicher gegen die Caprizen des Hochmuths als gegen Insolenzen des Pöbels bewahrt bleiben; und endlich würde ich auf ihm meinen wahren Werth als Arzt und Bürger am schönsten entwickeln, nur auf ihm, wo mir kein Gefühl von Subalternität in den Weg tritt, würde ich das Bewußtseyn dieses Werthes laut reden lassen dürfen. Ein jeder würde mich auf diesem Standpunkte suchen, ein jeder würde mich daselbst ohne Mühe finden können.

Betrachtest Du das Benehmen des würdigen Präsidenten gegen Dich genau, so wirst Du finden, daß er Dir ohne Worte mit vieler Feinheit bereits dieselben Winke gegeben hat. Er hat Dich nirgends weiter empfohlen, er hat Dich in keine vornehme Familie eingeführt; gewiß in der Ueberzeugung, daß Du vorher unter den bürgerlichen Ständen, und zwar durch Dein selbst eignes Benehmen, Dir Credit zu erwerben suchen müssest. Er, der Edle, kennt unstreitig die Vorurtheile seines Standes, zugleich wußte er noch nicht, was er an Dir hatte, er wollte also Dich weder allen den Unannehmlichkeiten aussetzen, die für den Bürgerlichen aus jenen Vorurtheilen entspringen, noch sich selbst in Gefahr setzen, sich mit Dir ein ridicule zu geben. Und daß diese Gefahr für ihn nicht klein war, dieß beweist — es thut mir leid, daß ich es sagen muß — dieß beweist der Vorfall am Spieltische, wo Du Dich allerdings ein wenig linkisch benommen hast.

Ich weiß nicht, ob ich Dir geradezu anrathen soll, Besuche in den angesehenen Bürgerhäusern zu machen, um Dich zu empfehlen; denn ich kenne die dortigen Menschen nicht, und weiß nicht, ob es dort von Seiten der Aerzte Sitte ist. Es kommt mir indess etwas bedenklich vor, weil Du nicht der einzige Arzt bist, und also dadurch in Gefahr gerathen könntest, Dir bey Deinen Collegen den Verdacht zuzuziehen, als wann Du sie zu verdrängen im Sinne hättest. Vielleicht sind diese Collegen Männer, die es einem jungen Arzte nicht verdenken, wenn er sich sobald wie möglich einen Wirkungskreis zu bilden sucht; allein es bleibt immer besser, sie nicht der Versuchung auszusetzen, sich ge-

gen Verdrängung sichern zu müssen. Denn selten geschieht dieß ohne Cabale und das heimliche Spiel des Neides, welchem ein ausserordentlich grosser Wirkungskreis, besonders in unserm Stande, offen steht, und wodurch schon so mancher junge unbehutsame Arzt ins Unglück gestürzt worden ist. Doch davon bey einer andern Gelegenheit; vor jezt rathe ich Dir nur, vorsichtig zu seyn, und Deine Bekanntschaften mehr in öffentlichen Gesellschaften, als privatim zu machen, oder sie so gut es gehen will, dem Zufalle anheim zu stellen. — Hoffentlich wird dieser Rath nicht zu spät kommen; ist es aber wirklich der Fall, so kann es auch nicht sehr schaden, weil Du dann auf der Stelle durch Erfahrung gewizigt seyn wirst.

Möchte mein langer Brief Dir keine lange Weile gemacht haben! Er wird es nicht, wenn Du bedenkst, daß ich ihn mit aller der Liebe geschrieben habe, mit welcher ich bin u. s. w.

5.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 18ten May 1801.

Ihr letzter Brief, mein theurer Vater, ist mir insofern zu spät gekommen, insoweit ich bereits einige Schritte gethan hatte, welche ich bey einem frühern Empfange vielleicht nicht würde unternommen haben; allein von der andern kam er mir eben zur rechten Zeit in die Hand, weil er mir gleich einige Räthsel lösete, welche nur, wie ich jezt merke, eine reife Erfahrung lösen kann, und folglich bis
jezt

jezt mir ein Geheimnifs bleiben mußten. Deswegen danke ich Ihnen aufs herzlichste für diesen Brief, und erkenne Ihre gute Meynung bey seiner absichtlichen Verspätung; den Rest von Mißvergnügen, welcher deshalb noch in meinem Gemüthe liegt, werden Sie der verdrießlichen Lage verzeihen, worein diese Verspätung mich allerdings versetzt hat.

Das was Sie befürchteten ist geschehen; ich habe mich nämlich durch meinen Verdrufs über die Welt zum Uebertritt in ein anderes Extrem verleiten lassen. Jene Nachricht meines Wirthes bestimmte mich, eine schnelle Bekanntschaft mit einem andern Theile des hiesigen Publikums zu machen, um die üblen Gerüchte, welche auf mein Conto herumliefen, zu zerstreuen. Es ist wahr, meine verdrießliche Stimmung, mein aufgeregtes Ehrgefühl, begleitete mich leider nur zu treulich; mein Entschluß selbst war der Sprössling einer innern Erbitterung. Ich wundre mich also jetzt nicht mehr, daß der Erfolg abermals meiner Erwartung so wenig entsprach. Doch zur Sache.

Meinen ersten Besuch machte ich dem Bürgermeister B. . . , einem Manne, dem ich seines Amtes halber vorzügliche Aufmerksamkeit schuldig zu seyn glaubte. Ich sagte ihm geradezu: der Zweck meines Besuches sey mich ihm zu empfehlen. In öffentlichen Gesellschaften hatte er mich schon oft gesehen, ja wir hatten uns daselbst schon mehrmals gesprochen, so daß er gut wissen mußte, wer ich sey. Dennoch empfing er mich als einen völlig Unbekannten und mit einem steifen Ceremoniell, während er ausserordentlich bedauerte, mir in Nichts dienen zu können, weil mich schon

Männer unter ihre Protektion genommen hätten, die ihm nichts übrig liessen, und mit denen er sich nicht messen dürfe. Sollte ich übrigens, so sagte er ferner, jemals in irgend eine Verlegenheit kommen, so stehe er zu meinen Diensten. — Das bittere Gefühl, vor einem Manne, der von einem so gemeinen Hochmuthsteufel besessen ist, als ein Bettler um Gnade und Protektion dazustehen, trieb mich schnell von ihm weg, mit der beleidigenden Aeusserung, daß ich nie in eine solche Verlegenheit zu kommen hoffe. So ergrimmt wie ich war, gieng ich darauf zum Regierungsrathe R. . . ., und bey diesem ward mirs noch schlimmer.

Auch ihn kannte ich schon aus öffentlichen Gesellschaften. Bey meinem Eintritt kam mir der steinalte Mann mit der Frage entgegen: sind Sie nicht der junge Doktor N.: sind Sie es nicht, mein Sohn? Ohne meine Antwort abzuwarten, präsentirte er mich lächelnd einem ältlichen Manne, der bey ihm war, mit den Worten: da haben Sie wieder einen jungen Collegen, Herr Hofrath; nun werden Todtengräber und Consorten wieder einmal ihre ewigen Klagen einstellen. Dieser Hofrath D. . ., einer von den hiesigen Aerzten, beguckte mich bey diesem splendiden Wizworte höhnisch von oben bis unten, ohne ein Wort zu sprechen, während mir vor Aerger meine Brust springen wollte. Ich faßte mich indess, und sagte dem Herrn Regierungsrath, daß ich im Vorbeygehen mir habe die Ehre nehmen wollen, ihm meine schuldige Aufwartung zu machen. Allein mit dem Ausdruck: im Vorbeygehen, schlug ich das Kalb ins Auge. Denn lachend rief er aus: ey! ey! im Vorbeygehen? und bedauerte dann auf eine so son-

derbare Art, mich defshalb inkommodirt zu haben, dafs ich so schnell als es sich nur einigermaßen mit Höflichkeit vertragen wollte, mich wieder entfernte, und für meinen Theil es noch mehr bedauerte, vor einem Mann mich weggeworfen zu haben, der mich auf der Stelle durch gemeine Wizeley beleidigen, und in Gegenwart eines meiner Collegen; deren Achtung ich doch zu erwerben suchen muß, verächtlich machen konnte. Indefs schien dem Hofrathe D. . . dadurch eine recht innige Wohlthat zu wiederfahren; — sein Charakter scheint also von der Art zu seyn — so dafs es mir gleichgültig seyn kann, ob dieser da gute oder üble Gesinnungen meinerwegen hegt. Bald denke ich ihn näher kennen zu lernen.

Diese ersten Versuche zur Ausbreitung meiner Bekanntschaft reizten mich zwar nicht sehr ihrer noch mehrere zu wagen; indefs dachte ich: vielleicht wirst du bey Andern besser aufgenommen, vielleicht hast du das Unglück gehabt, gleich an Menschen zu gerathen, welche wenn auch dir gerade nicht übel wollen, doch überhaupt sich gegen Andere, die nicht ihr Ich sind, nicht mit Anstand zu benehmen wissen. Ich gieng also den Tag nachher zu einem der ersten hiesigen Kaufleute, dem Commerzienrathe M. . . . Gleich im Anfange der Unterhaltung fieng er an mich zu examiniren, wo ich studirt habe, ob ich auch schon für mich selbst Kranke behandelt habe, ob ich beweisen könne, dafs ich Proben meiner Geschicklichkeit abgelegt habe, u. dgl. m.? „Sie werden etwas zu thun bekommen, meynte er, wenn Sie unsere alten Aerzte hieselbst ausstechen wollen; das sind Leuten, die ihr Handwerk verstehen. Unsereins

bezahlt gut, und dafür müssen sie denn wohl das ihrige thun; der Hofrath D. . . zum Beyspiel muß alle Tage in mein Haus kommen, wenn auch nichts zu kuriren ist; dafür bekommt er jährlich eine bestimmte Summe von mir; und wirkliche Kuren bezahl' ich obendrein ganz honett. — Apropos, sagte er dann lächelnd weiter, der Präsident von R. . . zahlt Ihnen ja auch wohl ein jährliches Salair? Hofrath D. . ., der mir alle Morgen frisch überbringt, was hier vorgeht, meynt, dem müsse wohl so seyn, weil Sie bey jenem Herrn so hoch am Brette stehen. Ich für meinen Theil kann Ihnen leider nicht dienen, wollen Sie aber die schönen Louisd'ors, die Sie beym Präsidenten verdienen, umsetzen, so kommen Sie zu mir, ich gebe mehr Agio als alle andere Banquiers.“ In diesem Tone schwazte der ehrliche Mann noch eine Zeitlang fort, ohne daß ich vor Erstaunen über einen solchen Grad von Gemeinheit des Charakters hätte etwas erwiedern können. Durch und durch empört gieng ich wieder zu Hause; besonders unwillig über einen Collegen, der durch sein niedriges Betragen Schuld ist, daß ich meine Wissenschaft, die ich so enthusiastisch liebe, zum Handwerk, zum Mittel eines schnöden Erwerbes erniedrigt sehen mußte. Die Kränkung, die meiner Person widerfahren war, kam hinzu; kurz ich war ganz niedergebeugt, ganz unglücklich, und wurde wirklich krank, so krank, daß ich fast in acht Tagen meine Stube nicht verlassen konnte.

Doch wollte ich mein angefangenes Werk mit Gewalt durchsetzen, um mein Publikum entweder von der einen oder andern Seite kennen zu lernen. Nach meiner Herstellung besuchte ich also den

Hofagenten P. . . , der mir als ein vortreflicher Mann geschildert worden war. Der Empfang von seiner Seite gefiel mir auch; er benahm sich gegen mich ungezwungen höflich und freundlich. Allein so fein ich ihn auch auf meine ärztlichen Verhältnisse hieselbst zu bringen suchte, so wufste er das Gespräch davon doch immer eben so geschickt zu vermeiden, und es auf allgemeine Gegenstände hinüber zu leiten. Beym Weggehen spielte ich indess zu deutlich drauf an, als dafs er ganz davon hätte schweigen können, und ich that sehr Unrecht daran, weil ich hätte erkennen müssen, dafs der redliche Mann mir eine Compromission ersparen wollte. Meine Strafe blieb auch nicht aus, denn er machte mir auf eine ganz leichte Art, so wie im Vorübergehen bemerkbar, dafs er schon mit einem Hausarzte versehen sey, und dafs die Herren Aerzte selbst immer dazu riethen, einen bestimmten Arzt zum Freunde zu behalten, den man einmal kenne, und zu dem man Zutrauen habe. — Uebrigens ersuchte er mich mit vieler Herzlichkeit, ihn recht oft zu besuchen. Ich gieng weg, ohne ihm gerade grollen zu können; indess verursachte mir die Pille, die er mir — wenn gleich versilbert — zu schlucken gab, einen etwas unangenehmen Nachgeschmack.

Es würde Sie und mich ermüden, wenn ich alle die übrigen Begebenheiten, die mir auf meiner Wanderung noch aufgestossen sind, einzeln erzählen wollte. Viel, recht viel habe ich dabey gelernt; wenig Tröstliches und Angenehmes, desto mehr Bitteres und Niederschlagendes. Was mich am meisten gekränkt hat, ist der Verdacht des Eigennuzes, in welchen mich meine Besuche fast allent-

halben gesetzt haben; jeder schien als ausgemacht vor auszusezen, daß ich komme, um mich geradezu als Arzt zu insinuiren und meine Collegen zu verdrängen, und liefs ich auch eine solche Absicht nicht durchblicken, erklärte ich auch hie und da geradezu, daß die Ehre der Bekanntschaft der einzige Zweck meines Besuches sey; so habe ich doch gewiß damit nur wenige, vielleicht gar keinen, überzeugen können. Ich gestehe, daß ich bey meinen erstern Besuchen allerdings einen grossen Theil der Schuld selbst trug; denn warum war ich so unbehutsam, bey Menschen, die ich nicht kannte, auf einen Gegenstand anzuspielen, der mich vor einem solchen Verdacht nichts weniger als sichern konnte? Ich kann mich indess damit rechtfertigen, daß meine Absicht dabey war: Menschen kennen zu lernen. Mein Zweck ist erreicht, ich habe Menschen kennen lernen; allein von einer Seite, welche mir gerade keine Achtung abnöthigen kann, und welche ich immer lieber gar nicht gekannt haben möchte. Gerade diese Kenntniß wird mir in Zukunft sehr im Wege seyn; ich werde nicht mehr frey handeln dürfen, ohne daß in mir das peinliche Gefühl erregt wird, welches aus der Furcht, schief und lieblos beurtheilt zu werden, entsteht; die Menschen, denen ich wohl thun will, die ich liebe, wie ich mich selbst liebe, diese muß ich wie meine Feinde ansehen, die mir nicht erlauben, ihnen selbst auf eine uneingeschränkte Art Gutes zu thun, blos damit sie mir das Vergnügen einer guten Handlung rauben. Wer wird es mir wohl verübeln, wenn ich mich jezt so viel möglich dem Umgange mit Menschen entziehe, und mich gegen sie in eine solche Verfassung seze, daß sie, wenn sie in Augenblicken der

Noth meiner bedürfen, mich mit einiger Mühe suchen müssen; wer wird mich tadeln dürfen, wenn ich nicht allzu bereitwillig jedem auf der Stelle diene, sondern durch Weigerung oder Aufschub ihn erst empfinden lasse, dafs mein Dienst nur für ihn und nicht für mich selbst einen hohen Werth habe? Sonderbares Menschengeschlecht! denen die dir wohl wollen, vertrittst du absichtlich die Wege, und suchst gewissermassen einen besondern Triumph darin, deinen Wohlthätern mit Feinheit die Mittel unter den Händen wegstipizen!

Vor einigen Tagen habe ich den ersten Kranken hieselbst in meine Cur bekommen. War meine Stimmung noch kurz vor dem Augenblicke, als ich zu diesem Kranken beschieden wurde, eine der unangenehmsten, so vergnügt wurde ich jetzt über diesen Umstand, denn — so sagte mir meine Einbildungskraft — denn jetzt bietet sich dir vielleicht eine treffliche Gelegenheit an, der Welt zeigen zu können, dafs du nicht der Stümper und Anfänger bist, wofür man dich halten mag; du wirst ein Probestück ablegen können, welches als eine categorische Antwort auf die Fragen unverschämter Menschen dienen wird; endlich wirst du auf eine günstige Art die öffentliche Aufmerksamkeit auf dich ziehen; endlich wird die Zeit kommen, wo man dich emsig suchen und sich freuen wird, dich zu finden. — So knüpften sich an diesen Kranken eine Reihe schöner Hoffnungen, so baute ich auf ihn, auf einen Unglücklichen, die weitaussehendsten Plane. Aber leider hatte ich auch hier Luftschlösser gebaut. Ich fand einen blutarmen, an der Schwindsucht leidenden Mann, der schon

bey allen hiesigen Aerzten die Runde gemacht hat, von keinem hat geholfen werden können, und nun bey dem Ankömmling Erlösung von einem Leiden suchte, wovon ihn nur das Grab befreyen kann. Ich habe nicht so grausam seyn können, ihm meine Hülfe zu versagen; sondern mir vorgenommen, ihn aller ungünstigen Aussichten ohnerachtet, mit möglichem Fleisse zu behandeln. Ich bezahle die Arzneyen die er gebraucht, und lasse ihm von meinem Speisewirth die auserlesenste Kost reichen, um sein Ende wenigstens in die Länge zu ziehen, damit die Welt nicht schon in den ersten Tagen Anlaß hat, sich über den unglücklichen Ausgang meiner ersten Cur herzumachen. Freylich werde ich dadurch den schiefen Urtheilen nicht vorbeugen, denn ich bin überzeugt, daß dieß selbst dann nicht geschehen würde, wenn auch die ganze Welt bestimmt wüßte, daß mein Kranker durchaus nicht zu retten sey. Doch mag daraus kommen was es will; ich will dießmal nur an den Unglücklichen und nicht an mich denken; das Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben, wird mir hoffentlich hinlänglichen Ersatz für alle Unannehmlichkeiten verschaffen, welche das Schicksal und die Menschen für mich in Bereitschaft haben mögen. — Leben Sie wohl!

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 1sten Juny 1801.

Also hast Du wirklich die Schritte gethan, von denen ich ahndete, dafs Du sie thun würdest! Zwar läugne ich nicht, dafs die Probe hart war, und dafs Du defswegen mein ganzes Bedauern rege gemacht hast; denn ein Gemüth, wie das Deinige, erträgt nichts schwerer als Erniedrigungen und Kränkungen, besonders wenn sie, wie die, die Du erlitten hast, das Gefühl von selbsteigenem Werthe beleidigen. Dennoch wiederhole ich es Dir, dafs Du Dich diese Probe nicht darfst gereuen lassen; sie wird Dir für die Zukunft von unendlichem Vortheil seyn; denn Du hast nun aufs deutlichste mit Deinen eigenen Augen gesehen, dafs das Treiben der Welt den jugendlichen Hoffnungen nicht immer günstig entgegen kommt, und dafs Du Dich so gut in die Welt schicken mußt, als die Welt sich in andern Stücken nach Dir zu richten genöthigt ist. Uebrigens freue ich mich, dafs Du so aufrichtig bist, Dir selbst einige Schuld wegen der erlittenen Unannehmlichkeiten beyzumessen. Doch hast Du Dir noch viel zu wenig beygemessen. Denn — abgesehen von den Individuen, welche Dir gerade in den Wurf gekommen sind — hat die Welt nicht so ganz Unrecht, wenn sie einen jungen unbekannten Arzt, dem man das Bestreben ansieht, sich einen Anhang zu verschaffen, wenn sie, sage ich, diesem nicht auf der Stelle die reinsten Absichten zuschreibt, und sich nicht gleich weifs machen läßt, dafs er durchaus rein von allen selbstsüchtigen Absichten sey. Freylich übertreibt sie ihren

Verdacht, wenn sie in jedem jungen Arzte nur niedrigen Eigennuz und Sucht nach ökonomischem Gewinn voraussetzt; sie ist sehr zu tadeln, wenn sie das Interesse, welches jeder Mensch für sein eignes Wohl nähren und äussern darf, mit dem Triebe verwechselt, sich nur auf Kosten des Wohles Anderer in Vorthelle zu sezen; allein auch für diesen Fall mußt du bedenken, wie sehr die Welt durch wirkliche Fälle der Art gestimmt wird, den Verdacht auf alle Aerzte auszudehnen. Ich habe sehr viele junge Aerzte gekannt, welche für das eigennüztige Verfahren alter Aerzte büssen mußten; andere habe ich gekannt, welche selbst den grossen Fehler begiengen, sich gleich Anfangs von einer Seite zu zeigen, welche sie bey der Welt nicht anders als in den Ruf des niedrigsten Egoismus sezen mußten. In diesem Falle bist Du leider in eigener Person gewesen; Deine Absicht war gewiß rein, oder vielmehr Du hattest eigentlich gar keine bestimmte Absicht; allein Du hast so gehandelt, als wenn Du geradezu ausgiengest, Dich auf Kosten deiner Mitärzte in Erwerb zu sezen. Die Welt will in diesem Punkte sehr fein behandelt seyn. Sie weiß es zwar, daß die Arzneykunde für die meisten Aerzte Erwerbsmittel seyn muß, und sie weigert sich auch im Ganzen genommen nicht, ihn für seine Mühe und Arbeit zu belohnen; es ist ihr aber dennoch höchst zuwider, wenn der Arzt auch nur die mindeste Spur von eigenem Interesse blicken läßt; ja der geschickteste und thätigste Arzt kann sich darauf verlassen, daß er in diesem Falle gehaßt, gefürchtet und vermieden wird. Die ganze Welt scheint das Gefühl zu haben, daß keine Beschäftigung, sie mag Namen haben wie sie will, ihrer Natur

und ihren Zwecken nach weniger zum Erwerbsmittel paßt, als die unsrige; und verlangt defshalb mit allem Rechte, daß wir wenigstens vor ihren Augen einen Umstand verstecken, der leider einmal nicht anders hat seyn können. Du wirst aus demselben Grunde auch immer sehen, daß ein feindenkender und gebildeter Mann dir jedesmal nur mit Erröthen und einer gewissen Art von Schaam für Deine Dienste eine baare Belohnung anbieten wird; er hat das innere Gefühl, Dich, er weiß selbst nicht warum und wie, zu beleidigen, und gewiß ist diese Schüchternheit nicht immer Furcht, Dich nicht hinlänglich belohnt zu haben.

Du hast, wie ich bemerke, den Vorsatz gefaßt, Dich möglichst aus der Welt zurückzuziehen, weil Du glaubst von ihr beleidigt zu seyn. Thust Du dieß wirklich, so hast Du aus Deinen bisherigen Erfahrungen bey weitem noch nicht die rechte Lehre gezogen. Glaube nur nicht, daß Du durch Trotz — denn was wäre dieses Zurückziehen anders als Trotz? — die Welt zwingen wirst, nach Deiner Pfeife zu tanzen! Gerade jezt ist für Dich der rechte Zeitpunkt auf das grosse Theater hinzutreten, und Dich mit aller Deiner Kraft, mit all Deinem guten Willen zu zeigen, und Deine Rolle so lange mit Standhaftigkeit zu spielen, bis ein jeder weiß, was er bey Dir zu suchen hat. Damit begegnest Du der Verläumdung, welche den, der sich durch das erste Auspfeifen hat von der Bühne ganz und für immer verjagen lassen, unablässig verfolgt, bis er ganz und gar in eine schimpfliche Vergessenheit sinkt. Ich möchte denn doch lieber acht Tage lang ohne öffentlichen Beyfall handeln, als fünfzig und mehrere Jahre hindurch ganz ver-

gessen seyn, und erst durch die öffentliche Anzeige meines seligen Absterbens wieder in Erinnerung gebracht werden.

Ueberhaupt darf ein Arzt kein Anachoret seyn. Er soll unter Menschen und für Menschen wirken, also muß er auch mit den Menschen leben. Gerade im gesellschaftlichen Leben soll er seine schönsten Tugenden entwickeln; er soll es, weil die Welt mit Recht einen Maafsstab verlangt, wornach sie ihn, wenn ich so sagen darf, als humanistische Totalität beurtheilen kann, da sie ihn am Krankenbette nur von gewissen Seiten kennen lernt. Er soll dort beweisen, ob er es liebt, unter Menschen zu seyn, oder ob er nur auf Antrieb des rigoreusen Pflichtgebotes unter sie tritt, oder ob ihn nur das Interesse für seine eigene Person aus seiner Klause treibt. Der Welt muß viel daran gelegen seyn, dieses zu wissen, weil sie den Begriff eines guten Arztes mit dem eines Menschenfeindes nicht zusammenreimen kann; und in der That hat sie in diesem Stücke, wie ich Dir schon einmal gesagt zu haben glaube, nicht Unrecht. Du darfst ferner nicht ausser Acht lassen, daß die Liebe zum Nächsten ein Ding ist, welches so wie eine jede andere Tugend, durchaus geübt seyn will, wenn sie mehr als ein todes Wort seyn soll. Wie kann man sich aber darin anders als durch die Ausübung selbst üben, und wolltest Du sie anders als im grossen Kreise der Gesellschaft ausüben? In meinen Augen ist der Arzt, der nur dann unter Menschen erscheint, wenn der Hülfruf eines Leidenden in sein Ohr dringt, nur ein halber Arzt; denn er wird nie mit der Sanftheit, nie mit dem weichen Herzen an dessen Lager treten,

womit der Arzt auftritt, der in der grossen Gesellschaft das menschliche Elend in jedem seiner erschütternden Züge kennen lernte; er wird stets einseitig fühlen, stets einseitig trösten und helfen. Vielseitige Kenntniss des Menschen ist eine Quelle, welche niemals an Hülfsmitteln für den Dienst der leidenden Menschheit erschöpft werden kann, und ich behaupte defswegen, dafs diese Vielseitigkeit in Kenntniss des Menschen schon allein für sich im Stande ist, in gewisser Hinsicht einen Arzt zu bilden, der Tausende seiner Mitärzte, die nur physische Werkzeuge zu handhaben verstehen, hinter sich läfst, und um so weiter hinter sich läfst, je mehr Routine im Umgange er mit jener Kenntniss verbindet.

Aus der Rettungslosigkeit Deines ersten Kranken hat Deine Einbildungskraft eine ganze Reihe unangenehmer Folgen für Dich ausgesponnen. Es thut mir wirklich wehe, für diesmal zugeben zu müssen, dafs sie Dich nicht getäuscht hat. Stirbt Dein Kranker, stirbt er besonders bald, so wird das Publikum vielleicht nur Dich dafür als verantwortlich ansehen, ohne zu überlegen, dafs Du so wenig als ein andrer Arzt den Kranken zu retten vermögend warst. Zu Deinem Troste versichre ich Dir aber, dafs fast jeder junge Arzt das wirklich grosse Unglück hat, im Anfange seiner Praxis von schwer oder unheilbaren Kranken heimgesucht zu werden. Entweder hoffen sie in der That von ihm hergestellt zu werden, oder es ist eine Art von Verzweiflungstreich, den sie wagen; sie lassen es, indem sie dem jungen Anfänger sich auf gut Glück hingeben, drauf ankommen, wie der Erfolg seyn wird, in der traurigen Ueberzeugung, dafs sie über

kurz oder lang ohnehin sterben werden. Ist man der einzige Arzt an einem Orte, so hat die Sache bey weitem nicht so unangenehme Folgen, als wenn man mehrere Kollegen hat; denn im ersten Falle finden sich auch andre, heilbare Kranke ein, an denen man seine Geschicklichkeit erproben kann; im andern Falle fällt in der Regel das Leztere weg, es müßten denn ganz arme Leidende seyn, welche sich einstellen; der Arme wendet sich gern an einen neuen Arzt. Indefs macht dieß die Sache nicht viel besser, weil der Arzt nicht leicht mit seiner Cur Ehre einlegen kann, wo ihm nicht alle Mittel dazu zu Gebote stehen. Mancher junge Arzt, der seine Praxis in den geringsten Ständen anfängt, und oft mit Vorsatz hier anfängt, um der Welt zu zeigen, daß reine Menschenliebe ihn beseele, kann aus diesem Grunde von den höhern Ständen sehr schief beurtheilt werden; zwar unterläßt man selten seine Gesinnungen zu loben, allein mit dem guten Willen, glaubt man, sey bey weitem nicht alles gut gemacht. Gemeinlich verlangt die Welt vom anfangenden Arzte, daß er erst unter der Armuth Praxis suche, und seine Beweise, quid valeant humeri; ein höchst unmoralisches Verlangen, weil ihm durchgehends der Glaube zum Grunde liegt, daß die Armuth viel eher ein Schlachtopfer verkehrter Behandlung hergeben könne, als der Stand der Wohlhabenden, und zugleich ein höchst absurdes Verlangen, weil man nicht daran denkt, daß der Arzt sein Vermögen doch nicht gut aufopfern kann, um alle seine Kranke mit Arzney, mit guter Kost und gesunder Wohnung zu versehen. Da wo es gute Armenanstalten giebt, bekommt die Sache freilich ein andres Ansehen; auch der reiche Arzt kann sich, wenn er zugleich Menschen-

freund genug ist, sehr leicht mit Ehren heraushelfen. Du, für Deine Person, bist in der Lage, Deinen armen Kranken auf jede Art unter die Arme greifen zu können; vielleicht kannst du gar das Glück haben, durch reichliche Unterstützung solche Kranke zu retten, welche nur durch ihre traurige Lage in einen Zustand scheinbarer Unheilbarkeit versetzt worden sind. *) Umstände von der Art führen besonders gerne eine Kränklichkeit herbey, welche der Auszehrung ungemein ähnlich ist; hoffentlich ist Dein Patient nur mit dieser Kränklichkeit befallen; ist er es, so wirst Du ihn ohne viele Mühe retten können, und die Cur wird denn am Ende Dir noch mehr öffentlichen Credit verschaffen, als die Ungelegenheiten hätten seyn können, welche Du davon befürchtest. Gesezt aber den Fall, daß er wirklich bald heimgienge, und Dein Publikum noch so viele Glossen über Dich machte — so muß das Bewußtseyn, Deines eigenen Nuzens wegen den Leidenden nicht hüllos gelassen zu haben, Dich über jeden Tadel erheben können, und die Hoffnung Dich aufrecht erhalten, daß Du gewiß bald Gelegenheit finden werdest, auch die giftigste Zunge zum Schweigen zu bringen. *Non si male nunc et olim sic erit!*

*) Unvermögende junge Aerzte handeln also nichts weniger als politisch, wenn sie sich gleich Anfangs zu den Hütten der Armen zudrängen. Die Welt weiß es nicht, daß im Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse oft allein der Grund der Krankheit liegt; sie fühlt es also nicht, wie sie dem jungen Arzte Unrecht thut, wenn sie den übeln Erfolg nur auf seine Rechnung bringt — und gewiß die meisten unglücklichen Fälle bringt sie wirklich auf seine Rechnung.

Ueberhaupt muß ein Arzt, und besonders ein junger Arzt, weder den Launen des Schicksals, noch denen des Menschen gleich den Gefallen thun, kleinmüthig zu werden. Wir Aerzte sind dazu bestimmt, den einen Tag in der Wagschaale der öffentlichen Meynung zu steigen, den andern zu sinken; wir werden heute bis in den Himmel erhoben; morgen findet man kein Haar gut an uns. Wie würde es mit der festen Ausübung unsrer Pflicht werden, wenn wir unser Gemüth nach der jedesmaligen Meynung von uns umstimmen wollten? Ich möchte wahrlich nicht Arzt seyn, wenn mein Gemüth so schwach und ungeübt wäre, daß es sich tagtäglich umstimmte. Du für Deine Person bist ja auch in der Lage, daß Du ruhig abwarten kannst, was das Schicksal mit Dir beschlossen hat. Du bist also sehr glücklich gegen so viele andere junge Aerzte, welche ohne alle Glücksgüter ihre beschwerliche Laufbahn beginnen; denen jeder Augenblick, welchen sich die Eröffnung ihres Geschäftskreises in die Länge zieht, neuen Kummer bereitet; die mit steter Angst die öffentliche Meynung beobachten müssen, und vielleicht gar genöthigt sind, ihrem Ehrgefühle schmerzhaftes Opfer zu bringen, um nur nicht in die traurigste ökonomische Lage zu gerathen. Dazu kommt, daß der Arme überhaupt der Meynung der Welt zufolge, sich immer in ihre Caprizen fügen soll, und daß man ihn so gerne neckt, ja sogar oft wahrhaft verfolgt, wenn er Miene macht, nur den Eingebungen seines stolzen Bewußtseyns von sich selbst zu folgen. Diefes ist doppelt der Fall, wenn die Welt weiß, daß der Arme es besser haben könnte, wenn er sich dependenter von ihren eigensinnigen Launen zeigte. Wie oft habe ich nicht selbst vernünftige

nünftige

nünftige Leute sagen hören: der Doktor N. . . N. . . ist ein armer Schlucker; aber was hilft es, daß man ihm gerne forthelfen möchte; er thut als wenn wir ihn suchen müßten, und er nicht uns? Deshwegen dauert es mit dem unbemittelten Arzte in der Regel sehr lange, ehe er, wie man sagt, zu Brod kommt; während er manchen andern, der vielleicht nicht werth ist, ihm die Schuhriemen zu lösen, blos deshalb neben sich schnell in die Höhe steigen sieht, weil er Geld hat, und den Launen der Welt den Trotz des Reichthums entgegensetzt. —

Zum Schlusse will ich Dir eine hiehin gehörige Anekdote erzählen.

Als ich noch in A. . . wohnte, war der Sohn eines sehr reichen Kaufmanns krank, und so krank, daß die Eltern wünschten, ich — denn ich war Arzt des jungen Menschen — ich möchte mit dem Hofrathe . . . , einem berühmten Arzte in einer ganz nahe liegenden Stadt mich berathen. Ich reiste auf meine Kosten hin, that nach Wunsch der Eltern, behandelte übrigens den Kranken nach wie vor, und hatte nach fünfwöchentlicher täglicher und nächtlicher Mühe die Freude ihn vollkommen hergestellt zu sehen. In der drückenden Lage, worin ich gerade zu der Zeit war, freute ich mich nicht wenig auf eine ausgezeichnete Belohnung, allein wie ward mir, als man mir ein elendes Sümchen in die Hand steckte, wodurch ich kaum als ein Tagelöhner abbezahlt wurde. Nicht lange darauf hörte ich zufällig, daß man dem Hofrath . . . eine ansehnliche Summe gesandt habe, mit der Aeusserung: es sey ein reicher Mann, dem man mit einer

Kleinigkeit nicht kommen dürfe. — Ich war also der arme Schlucker, der mit einer Lumperey zufrieden seyn sollte. Sic vos non vobis!

7.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 21ten Juny 1801.

So wenig Erbauung und Vergnügen ich auch in den Häusern der hiesigen Bürger, die ich besucht habe, gefunden hatte, so sehr hielt ich es doch, rücksichtlich auf meine hiesige Lage, für Schuldigkeit, wenigstens noch meinen hiesigen Amtsbrüdern eine Bekanntschaftsvisitte zu machen. Ich habe es gethan, und bey dieser Gelegenheit Personen kennen gelernt, welche jede in ihrer Art mir sehr interessant geworden sind.

Ausser dem Hofrathe D. . ., der schon einmal in meinen Briefen vorgekommen ist, giebt es hier noch zwey andere Aerzte, nämlich den Regimentsarzt A. . ., der die Conzession zur bürgerlichen Praxis hat, und den Doktor S. . ., der zugleich Stadt - und Landphysikus ist. Den letztern besuchte ich zuerst, weil ich mich ohnehin meines Etablissements halber bey ihm melden mußte. Er ist ein bejahrter Mann, von einem etwas grämlichen Wesen und einem Anfangs zurückstossenden Aeussern; der gar keine Complimente macht, und mich bey meinem Eintritt mit dem Vorwurf empfing: ich hätte es nicht gut gemacht, ihn erst jezt zu besuchen, da er mir früher vielleicht hätte nützlicher seyn können als jezt, und da es doch in mehrerm Betracht meine Schuldigkeit gewesen,

ihn eher als jeden Andern zu besuchen. Als ich mich entschuldigen wollte, versicherte er indess mit einem Händedruck, daß er mir ganz und gar nicht böse sey, und er habe schon zu viel Gutes von mir gehört, als daß er sich nicht auch jezt noch herzlich freuen sollte, mich kennen zu lernen; und er hoffe und wünsche, daß wir beyde in der Folge einmal recht gute Freunde werden würden. Daß dieses des würdigen Greises Ernst war, bewies mir die Offenheit, mit welcher er sich über verschiedene intrikate Gegenstände ausbreitete, die im gemeinen Leben ein Arzt wohl sehr gerne vor dem andern verheimlichen mag, und mir wirklich ungemein wichtig waren. „In frühern Jahren, sagte er am Ende, habe ich viel von Rivalität, von Brodneid und allerley Cabalen leiden müssen. Bey reiferm Alter, als meine Lage sehr günstig zu werden anfieng, habe ich mich indess über diese Leiden innig gefreut, weil sie mir stets als Fingerzeige gedient haben, wie ich meine Amtsbrüder nicht behandeln müßte, um ein rechtschaffener Mann zu bleiben. Stiegen dann auch zuweilen — Sie wissen wir Menschen sind alle miteinander schwach — gewisse leidenschaftliche Vorsätze gegen Andere in mir auf, so war mein Gemüth flugs mit einem Schabernak bey der Hand, der sonst mir selbst wohl gespielt worden war, und aus ähnlichen Vorsätzen entsprungen seyn mochte. Dann wußte ich gleich, wie einem dabey zu Muthe ist, von Andern gehudelt zu werden, und ich gieng hin, meinem Amtsbruder irgend einen wichtigen Dienst zu erzeigen. Sie werden gewiß auch nicht mit heiler Haut davon kommen; machen Sie sich nur gefaßt darauf, und lassen Sie sich bey Leibe nicht ins Bockshorn jagen, wenn Ihnen irgend ein

Urian von Collegen allenfalls einmal einen Possen spielen sollte. Passirt Ihnen aber etwas recht unangenehmes, womit Sie nicht aufs Reine kommen können, so kommen Sie gleich zum alten Doktor S. . .; wir wollen dann sehen wie wir die Sache handhaben müssen.“ Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, lieber Vater, daß ich gewiß suchen werde, mich der Freundschaft des alten Biedermanns werth zu machen. — Er ist der beliebteste Arzt im Mittelstande der hiesigen Einwohner; vielen von den Vornehmern ist er vielleicht zu sehr sans façon und zu gerade, als daß sie ihn zu ihrem Arzte wählen könnten; der Präsident indess und alle Männer seines Gleichen können nicht ohne den alten Mann leben; sie meynen, daß ihnen etwas an ihrem Glücke abgienge, wenn sie ihn einmal einen ganzen Tag nicht gesehen haben.

Der Regimentsarzt A. . . war gerade in sein Spital gegangen, als ich ihn besuchen wollte. Weil ich nun ohnehin dieses trefliche Krankenhaus kennen lernen wollte, so beschloß ich meinen Colleggen darin aufzusuchen. Ich fand ihn mit seinen Kranken, deren damals gerade sehr viele waren, beschäftigt, und so eifrig beschäftigt, daß ich kaum einen schicklichen Moment erhaschen konnte, um mein Compliment an Mann zu bringen. Er sah mich darauf kaum an, machte mir eine nachlässige Verbeugung, und blieb ohne mir auch nur ein Wort zu sagen, ungestört bey seiner Arbeit. Ich gestehe, ich würde über sein Benehmen äusserst frappirt wohl gar beleidiget worden seyn, wenn er mir dazu Zeit gelassen hätte; bald konnte ich nichts wie erstaunen, indem ich ihn in seiner ausserordentlichen Thätigkeit, wenn ich seine Akkurateſſe,

wenn ich das auffallend Umfassende seiner Kenntnisse, seinen Scharfblick, und das äusserst Feine in der Behandlung seiner Kranken beobachtete; bald wollte mir mein Herz vor Rührung und Wehmuth aus der Brust treten, oft war ich im Begriff mit den Thränen des Danks gegen die Vorsehung, die der Welt einen solchen Mann geschenkt hat, ihm an die Brust zufliegen, wenn ich sah, wie sich auch das trübste Auge erheiterte, wenn er sich blicken liefs, wie jeder Leidende nach ihm sehnsuchtsvoll seine Arme ausstreckte; wie Thränen der innigsten Freude flossen, wenn er anfieng zu trösten; und wie sein Gesicht von der reinsten Freude strahlte, wenn er Besserung fand, und wie er gewaltsam die Regungen seines Mitgefühls besänftigte, wenn Leiden und Schmerz seinen Kranken an den Rand der Verzweiflung führte. Vater, das waren Stunden für mein Herz, die ich wohl so schön nicht wieder erleben werde! Stunden, sage ich, denn Stundenlang folgte ich A. . . von Bette zu Bette. Endlich war er fertig, und nahm mich bey der Hand, um mich ins Sprachzimmer des Hauses zu führen. „Ich freue mich ungemein, lieber College, — sagte er, als wir allein waren — dafs Sie den Einfall hatten, mich hier aufzusuchen. Sie wollten mich kennen lernen, wie ich vermuthe; dazu war hier der rechte Ort, denn hier ist meine Welt, in der ich so lebe und wirke, wie ich soll und vermag, und worin mein Herz zu sehr alle meine Handlungen regiert, wo ich eigentlich zu wenig auf mich selbst Acht gebe, als dafs ich mich im mindesten verstellen könnte. Wenn Sie anders gewollt haben, so haben Sie mich mit einmal durch und durch kennen gelernt; meine grossen Schwächen so gut als das winzig Bischen Gutes,

was ich an mir haben mag.“ Als ich ihm darauf erwiderte, daß ich ihm für diese Art, mir seine Bekanntschaft zu erleichtern, ungemein dankbar seyn müßte, weil ich auf der Stelle in ihm einen Mann gefunden hätte, so wie ich mir stets einen gewünscht hätte, um mit der innigsten Liebe und Achtung an ihm hängen zu können; sagte er weiter: „Das Krankenbett ist überhaupt einer der schicklichsten Oerter, an welchem Aerzte miteinander Freundschaft stiften können; ja sie sollten ihre Bekanntschaften nur hier machen, wenn wir unter diesem Ausdrücke etwas mehr verstehen, als die grosse Welt damit verbindet. Dieser Ort ist, wenigstens in meinen Augen, ein wahres Heiligthum, in welchem ich mich immer in der Nähe eines guten Genius glaube, der mit den hinreissendsten Gründen mich zu den schönsten Entschlüssen stimmt; es ist so etwas unbeschreiblich Feyerliches für mich in diesem Orte, welches mein innerstes Gefühl auf eine ganz besondere Art anspricht, und ihm eine ausserordentliche, ich möchte fast sagen, behagliche Weiche mittheilt. Soll ich nach diesem Eindrucke weiter urtheilen und seze ich zugleich voraus, daß auch andere Aerzte so wie ich davon ergriffen werden, so möchte ich behaupten, daß nichts so sehr wie er zu einer ächten Freundschaft den Grund legen kann. Ich verstehe nämlich unter dem Worte: ächte Freundschaft: eine möglichst innige Vereinigung aller Kräfte zweyer Individuen, mit der Absicht, dadurch unsern Mitmenschen mehr als uns selbst wohlzuthun. Ich für meinen Theil könnte meinen Todfeind brüderlich umarmen, und ihm die Hand zum innigsten Vereine bieten, wenn ich ihn am Lager eines Leidenden beschäftigt und in allen seinen Blicken und Handlungen den ernst-

haften Wunsch läse, dem Unglücklichen Hülfe und Trost angedeihen zu lassen. Ich würde mich vor mir selbst schämen, ihn als meinen Feind betrachtet zu haben; denn edel müßte der Mann gewiß seyn; mit einem unedlen Herzen können dergleichen Handlungen wohl nicht gut bestehen.“ „Sollten Sie es wohl für möglich halten, sagte er darauf nach einer kleinen Pause, daß Aerzte, die sich an dieser Stätte haben kennen lernen, und zwar von einer guten Seite kennen lernen, im eigentlichsten Sinne des Worts nicht Freunde seyn, können Sie es wohl begreifen, daß sie sich dennoch einander feindselig verfolgen können? Können Sie sich's wohl denken, daß es Menschen geben kann, die einen hier geschlossenen, hier am Altar der leidenden Menschheit versiegelten Bund kleinlichen und entehrenden Rücksichten aufzuopfern fähig sind? Werden Sie mir es wohl glauben, wenn ich Sie versichere, daß es in der That solche Menschen giebt, Menschen, die es sogar vermeiden mit ihren Brüdern an jenem Altare zusammenzutreffen, oder, wenn der Zufall oder eine unvermeidliche Nothwendigkeit sie hier zusammen führt, von der Feyerlichkeit des Orts so wenig gerührt werden, daß sie so kalt gegen einander sich trennen, als sie zusammen kamen?“ „Nein, rief ich aus, innigst gerührt, nein, dieß kann ich nicht begreifen und glauben, so lange bis meine eigenen Augen mich überzeugen; und auch dann noch will ich zweifeln, ob ich recht gesehen. Nehmen Sie mich als Ihren Freund an Ihrem Herzen auf, und lassen Sie uns hier einen Verein beschwören, den nur der Tod auflösen wird. Verfluchen Sie mich, wenn Sie mich je eine Handlung begehen sehen, welche ich nicht vor dem Richterstuhle dieser Freund-

schaft verantworten kann, und fodern Sie ein Opfer welches Sie wollen; Sie werden mich immer bereit sehen, es unserm gemeinschaftlichen Interesse darzubringen!“ Als ich dieß sagte, umarmte der Edle mich mit einer Herzlichkeit, die hinlänglich bewies, daß ihm noch nicht oft das Glück zu Theil geworden war, unter seinen Amtsbrüdern einen mit ihm gleichgestimmten Freund zu finden. Mit Thränen, wie ich sie nie vergossen habe, drückte ich ihn an mein Herz, und so stifteten wir, die wir uns hier zum erstenmale sahen, eine Freundschaft, die für mich die Quelle der reinsten Freude seyn, die mich über alle Mühseligkeiten meines Amtes erheben wird. Wir verabredeten uns, uns hier recht oft zu treffen, um uns einander in der schönen Pflicht: Wohlzuthun; brüderlich zu unterstützen, und giengen dann zusammen nach A. . .’s Wohnung, die ganz das Gepräge der Denkungsart ihres Besizers an sich trägt. Er ist, obgleich er schon 56 Jahr als ist, noch unverehlicht; allein seinen Haushalt hat er vollkommen eingerichtet, blos damit er arme Leidende thätig unterstützen kann; verschiedene heitere Zimmer hat er sehr bequem ausmöblirt, um darin einige hülflose Kranke aufnehmen zu können. Er ist wohlhabend, und verwendet den größten Theil seiner Einkünfte an sein Spital. Weil er sich übrigens nicht um Praxis unter den höhern Ständen bemüht, so scheint sein Verdienst hier wenig bekannt zu seyn; ein Umstand, der seiner Gesinnung so recht zn behagen scheint, weil seine geräuschlose Thätigkeit dadurch auf keine Hindernisse geräth.

Ich fürchtete der herrlichen Stimmung, worin mich dieser trefliche Mann versetzt hatte, Eintrag

zu thun, wenn ich noch an demselben Tage den Hofrath D . . besuchte. Zwar kannte ich diesen Mann noch nicht so genau, um von einem Contrast gewiß zu seyn; allein nach einigen, auch Ihnen schon bekannten Umständen zu schliessen, glaubte ich doch ein Wagestück zu unternehmen. Morgen will ich auch ihn besuchen, und Ihnen in meinem künftigen Briefe von ihm erzählen. Für heute nur noch einige Bemerkungen.

Ich glaube nicht, mein theurer Vater, daß es für mich besondere Schwierigkeiten haben wird, mit dem alten würdigen S . . eine aufrichtige Freundschaft zu unterhalten; denn ich habe ja weiter nichts zu thun, als sein graues Haupt und seine Erfahrung mit Ehrfurcht zu behandeln, und mich ihm, wie ein Sohn an seinen Vater, anzuschliessen. Auch wird es mir keine Mühe machen, seinen gebeugten Schultern jede Last abzunehmen, zu welcher er mich stark genug hält. Am meisten wird es mich freylich kosten, sein unbegrenztes Zutrauen zu erwerben; indess werde ich daran nichts fehlen lassen, und gewiß meinen Zweck erreichen; denn ich bin vollkommen überzeugt, daß seine tiefe Menschenkenntniß ihn sehr bald von meinen ernsthaften Vorsätzen überführen wird. Gewiß wird sein Zutrauen dann auch auf meine ganze Situation einen günstigen Einfluß haben; Sie kennen ja das *laudari a viris laudatis*, und ich weiß, daß er zu sehr hier geliebt und gelobt wird, als daß man mich nicht, um ihm gefällig zu seyn, oder auch aus Ueberzeugung von meinem allenfälligen Werthe mitlieben und loben sollte.

Habe ich an ihn einen väterlichen, so habe ich an A . . einen brüderlichen Freund getroffen, welcher zu sehr mit mir sympathisirt, als daß ich

nöthig hätte, durch ein gesuchtes Benehmen mir seine Liebe zu erhalten. Da er mich aber noch nicht hinlänglich kennt, so werde ich Anfangs freylich vorsichtig seyn müssen, um ihm keine Blößen zu geben, die ihn verleiten könnten, mich mit Mißtrauen zu beobachten. Kennt er erst meine guten Seiten, so mag er dann auch in der Folge meine schlechtern kennen lernen, sie werden dann seiner einmal von mir gefassten Meynung keinen Eintrag mehr thun können.

Uebrigens habe ich mein Herz geprüft, und gefunden, daß die Freude, die es bey meinem Glücke, zwey so trefliche Männer zu Freunden erhalten zu haben, empfindet, vorzüglich auf die hinreissende Aussicht gebaut ist, mit Hülfe dieser Freunde viel Gutes, recht viel Gutes stiften zu können. Ich habe früher eine wahre Angst empfunden, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht verurtheilt sey, allein, ganz allein in einem grossen Wirkungskreise zu stehen, und keinen väterlichen Rathgeber, keinen hülfereichenden Bruder in der Nähe zu finden. Gott sey gelobt! Jezt bin ich dieser Sorge überhoben, meine Brust athmet so frey, als wenn ihr eine Centnerlast entnommen wäre, und mein Herz schlägt voll von dem lebhaftesten Danke dem majestätischen Wesen dort oben entgegen, welches uns Gefühl für Freundschaft einpflanzte, und ihm den Trieb beygesellte, wohlzuthun und nicht muthlos zu werden. Auch Sie, mein Vater, werden sich mit mir freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich jezt erst anfangen zu fühlen, warum ich da bin, und daß ich von jezt an jedem Hindernisse, welches mir das Schicksal oder die Welt entgegensetzen mögen, muthvoll die Stirne bieten werde.

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 18ten July 1801.

Ob ich mich mit Dir freue, mein Sohn? Ich möchte fast sagen: Nein! denn ich beneide Dich, Lieber, ich beneide Dich, und ist irgendwo Neid erlaubt, so ist es hier. Vorausgesetzt nämlich, daß Deine beyden Collegen wirklich die Männer sind, wofür Du sie hältst, so hast Du ein Glück gehabt, was mir, so alt ich auch bin, niemals hat werden wollen, nämlich unter zwey Collegen nicht einen, nicht einen Scheinfreund, sondern zwey wahre Freunde zu finden, denen Du Dich mit dem vollsten Zutrauen in die Arme werfen kannst. Ich möchte auf Ehre wieder so jung wie Du und in Deiner Lage seyn, um Dein Glück mit aller Lebhaftigkeit des Gefühls geniessen zu können. Aber was hilft alles Wünschen! In meiner Jugend habe ich mich genug nach einem solchen Glück gesehnt, und es nicht gefunden; jezt bin ich zu alt, um eine jugendliche Sehnsucht von neuem anfachen zu dürfen. Vielleicht war ich indess selbst zum Theil Schuld an diesem meinem Unglück. Im Anfange meines Wirkens lebte ich freylich unter einem zu harten Drucke, als daß mein Geist sich über mein engstes Ich hätte erheben können; allein in der Folge, als ich mir mit ausserordentlicher Anstrengung selbst einen bestimmten Wirkungskreis geschaffen hatte, wurde ich gegen meine Collegen mißtrauisch und hochmüthig; ersteres, weil ich voraussetzte, daß alle mein Glück mit scheelen Augen ansähen, da es doch nur wenige gewesen waren, die mir davon Proben gegeben hatten;

letzteres, weil ich zu viel Vertrauen auf meine eigenen Kräfte setzte, und es meinem Herzen nie recht abgewinnen konnte, sich völlig geöffnet irgend einem Mitbruder entgegenzutragen. Da wollte sich denn natürlich keiner in meine Grillen schicken, und eine kalte Höflichkeit war alles, womit man mir entgegen kam.

Dein Glück ist um so grösser, je verschiedener die Charaktere Deiner beyden Freunde sind, weil Du dadurch lernen kannst, wie man auf zwey entgegengesetzten Wegen einen und denselben Zweck erreichen kann. Der eine verfolgt mit aller der Besonnenheit und Ruhe, welche das Alter und die Erfahrung erzeugt, seinen Ruf zur Pflicht; der andere glüht von jugendlichem Enthusiasmus für sie, er bringt ihr ohne lange Ueberlegung die kostbarsten Opfer, ohne defswegen sich zu übereilen, ohne defswegen unbesonnen zu handeln. Vereinigst Du beyde Charaktere in einen, so wirst Du ein Modell haben, welches Dir immer zeigen wird, wie Du es anzufangen hast, daß Deine Handlungen weder den Anstrich des ämtlichen Frohndienstes annehmen, noch in eine ungezügelte, über alles Schickliche und Conventiönelle sich hinwegsetzende Stürmerey ausarten. Doch genug davon; es drängt mich, Dir meine Gedanken über Freundschaft der Aerzte unter sich überhaupt mitzutheilen.

Ich weiß nicht, was die Welt mehr interessiren kann; ob die Geschieklichkeit und der gute Wille eines einzelnen Arztes, oder die Verhältnisse, in welchen er mit seinen Collegén steht. Beynahe möchte ich behaupten: die letztern, weil sie einen so ungemein vielseitigen Einfluß

auf menschliches Wohl haben, und weil die Welt selbst dieses Interesse so laut und deutlich anerkennt. Sie hat nämlich ihr beständiges Augenmerk auf diese Verhältnisse gerichtet, und nimmt es als ausgemacht an, daß Aerzte, die wahrhafte Freunde sind, mit vereinten Kräften für ihr Wohl sorgen werden, und man findet deßhalb auch in der Regel, daß diese Aerzte ein ganz unbeschränktes Zutrauen genießen. Diefß geht so weit, daß ein junger, und von Seiten seiner Geschicklichkeit sehr wenig bekannter Arzt sich die öffentliche Meynung auf der Stelle geneigt macht, wenn er mit andern Aerzten an demselben Orte freundschaftlich umgeht, besonders aber wenn der beliebteste unter ihnen öffentliche Proben der Freundschaft gegen ihn ablegt. Woher rührt dieß? wirst Du fragen. Die Sache verdient es, daß wir einige Augenblicke bey ihr verweilen.

Die Welt ist besonders dadurch so ungemein aufmerksam auf die persönlichen Verhältnisse der Aerzte gegen einander geworden, daß sie gesehen hat, wie nicht allein sehr oft die kleinlichsten Motive, die niedrigsten Leidenschaften und eine sehr entehrende Art von Egoismus einer freundschaftlichen Verbindung der Aerzte entgegen kämpfen, sondern auch wie sie, die Welt, sowohl den Schauplaz dieses Kampfes, als auch die Mittel zur Führung desselben hergeben muß. Oft genug hat es mich empört, wenn ich sehen mußte, daß man eine der häßlichsten Untugenden, nämlich den Neid, ganz vorzugsweise in unserm Stande finden wollte; und daß wenig Menschen sich zwey zusammenlebende Aerzte denken können, ohne vorauszusetzen, daß einer den andern nur mit scheelen

Augen ansieht. Allein leider habe ich auch fast eben so oft finden müssen, daß wirklich viele Aerzte von einem ächten praktischen Neidteufel besessen sind, und dessen so wenig Hehl haben, daß sie ihn entweder vor den Augen eines ganzen Publikums seine Künste machen lassen, oder ihn durch schleichende List in Aktivität setzen, um sich einander so recht empfindlich zu schaden. Einem Publiko kann man also seine Aufmerksamkeit auf uns schon deswegen nicht so ganz verargen, denn vor wem hat man sich überhaupt wohl mehr zu hüten, als vor dem, dem man den Neid auf allen seinen Zügen liest? Man weiß ja, daß der ächte Neid fähig zu jedem andern Verbrechen macht. Vollends muß man die Welt innigst bedauern, Statt sie zu tadeln, wenn man sieht, wie sie stets gespannt aufmerksam auf viele Aerzte seyn muß, um nicht als zu Grunde gehendes Mittel zur Ausübung ihres Hasses gegen einander gebraucht zu werden. Denn — ich schaudere, indem ich es schreibe — denn gerade die Menschheit, und noch dazu die leidende Menschheit muß solchen Verworfenen die Waffen hingeben, um sich bis aufs Blut zu verwunden; sie muß wirklich als Opfer der schändlichsten Leidenschaft fallen. Mein Innerstes wird zu sehr dabey bewegt, wenn ich lebhaft an diese Sache denke; deswegen wirst Du mich gewiß gerne mit einer ausführlichen Auseinandersetzung des Wie und Warum verschonen, und um so mehr, wenn ich Dir versichere, daß Du selbst früh oder spät über diesen Gegenstand mehr erfahren wirst, als Dir lieb seyn wird. Denn es kann nicht fehlen, Du wirst gewiß selbst noch einmal in Gefahr gerathen, irgend einem eigennützigen Kollegen im Wege zu seyn, gewiß wirst Du heut

oder morgen durch Ausdehnung Deines Credits dem Ansehen eines andern ehrgeizigen Arztes Abbruch thun, oder Dir auf sonstige Art den Haß und die Feindschaft irgend eines leidenschaftlichen Mannes zuziehen, oder endlich irgendwo einen hochmüthigen Collegen beleidigen, Du wirst dann sehen, wie man den Unglücklichen, die gerade bey Deiner Unterstützung sich am Besten befanden, gegen Dir Mißtrauen einzuflößen, wie man sie ihrer besten Stütze zu berauben suchen wird, um Dir einen empfindlichen Streich zu spielen; Du wirst sehen, wie man Dich heimlich und öffentlich verläumden, wie man bey Consultationen Dich lächerlich zu machen oder verächtlich zu behandeln trachten, mit einem Worte, wie man sich dadurch an Dir rächen wird, daß man Dir in Deinem ärztlichen Wirkungskreise alle nur mögliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Wie ich Dir schon gesagt habe, ist die Welt mit dieser Verfolgungssucht und mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung vertraut, kein Wunder also, wenn sie in der Absicht, um nicht als das Opfer zu fallen, der Sache mit wahrer Angst auflauert, und die sich verfolgenden Aerzte zu Gegenständen ihres Hasses und ihrer Verachtung macht. Zwar eine harte Strafe, allein bey weitem noch nicht hart genug für Menschen, welchen das wahre Ehrgefühl, nämlich das, welches nur im Dienste für die Menschheit seine Befriedigung sucht, so ganz unbekannt ist, für so niedrige Verbrecher, die selbst das Heiligste, was es nur für den Menschen giebt, aufopfern, um nur ihre schändlichen Leidenschaften zu befriedigen. Ich hätte wohl Lust einmal öffentlich die Frage aufzuwerfen: warum bestraft der Staat solche Elende nicht nach der größten Strenge der Criminalgeseze,

warum brennt er ihnen nicht Galgen und Rad auf die Stirne, und warum entfernt er sie nicht gänzlich aus einem Wirkungskreise, in welchem sie nichts als unsäglichen Schaden stiften?

Die ächte Freundschaft läßt sich ihrem Wesen nach nicht gut mit Worten beschreiben; man fühlt sie nur, und am lebhaftesten in den herrlichen Augenblicken, in welchen man am Busen des Freundes eine mit vereinten Kräften vollbrachte edle That überdenkt. Indem sie sich niemals durch das Selbstinteresse bestimmen läßt, würdigt sie sich nicht zum Zwecke herab, sondern sucht sich immer mehr zur Würde eines Mittels zu erheben, wodurch sie Andern wohlthätig werden kann. Freylich ist auch die reinste Freundschaft mit einem gewissen Egoismus verbunden, allein es ist ein Egoismus, den der Mensch nicht verläugnen darf, wenn er nicht auf eine der schönsten Seiten seiner Natur Verzicht leisten will. Es ist der Egoismus, der nach dem herrlichen Bewußtseyn strebt, im Kampfe mit grossen Schwierigkeiten gegen seine Nebenmenschen gut und edel gehandelt zu haben. Gewiß ist uns der Trieb nach einem solchen Bewußtseyn deswegen eingepflanzt, daß wir, wenn uns die Welt verkennt und unsern Wohlthaten schnöden Undank entgegensezt, doch wenigstens immer eine Belohnung sicher voraussehen, welche von allem, was die Welt Belohnung nennt, die Stelle vertreten kann. Ist irgend jemand mit Zartgefühl für eine solche Freundschaft geschaffen, will irgend jemand das Ueberschwengliche einer solchen Belohnung recht kennen lernen, so werde er Arzt, und suche sich unter seinen Mitärzten einen Freund aus, in dessen Busen dasselbe Verlangen

langen brennt. Ich wüßte wahrlich nicht, in welchem Stande die Freundschaft eine praktischere Stimmung, wenn ich so sagen darf, erhalten könnte, als in dem unsrigen, in welchem sich so tausendfache Gelegenheiten darbieten, welche nicht gut anders als durch den Kräfteverein mehrerer Personen zweckmässig benutzt werden können, und worin gerade die Leiden vorkommen, welche dem Menschen am meisten sein Daseyn verbittern. Ein recht guter Arzt hat defshalb gewifs auch immer wenigstens einen ärztlichen Freund; sogar kann ich für meine Person mir keinen Arzt als einen guten denken, der nicht einen solchen Freund hat*); denn wie kann — so raisonnire ich — wie kann man ernsthaft um das Wohl Anderer besorgt seyn, und sich doch allein auf seine eigenen Kräfte und auf die beschränkten Mittel verlassen, welche einem in einer isolirten Lage zu Gebote stehen? Zudem ist das lebendige Gefühl für wahre Freundschaft immer zu genau mit dem Triebe verbunden, Andern nützlich zu seyn, als dafs man ersteres nicht für den sichersten Probierstein des letztern sollte halten und einem Menschen mißtrauen dürfen, der jede freundschaftliche Bewerbung eines Andern immer von der Hand weist, und sich nie einem Andern freundschaftlich nähert. Man mag noch so oft sagen: Mißtrauen gegen Andere ist eine

*) Der würdige Mann hatte ja aber in seiner Jugend selbst keinen Freund! Ganz recht! Allein hat er uns denn nicht auch schon gestanden, dafs ihm zu der Zeit manche Eigenschaft eines guten Arztes abgegangen sey?

nothwendige Regel für den Lebensklugen. Ich verabscheue diesen Satz,*) und will lieber zehnmal durch meine Guthmüthigkeit düpirt werden, als daß ich einmal von mir sagen liefse, ich hätte mich niemals mit Zuvorkommenheit um einen Freund beworben.

Für den jungen Arzt muß es also vorzüglich von großer Wichtigkeit seyn, sich unter seinen Mitärzten sobald als möglich um einen Freund zu bemühen. Du selbst hast schon geahndet, wie diese Freundschaft, besonders wenn ein alter und beliebter Arzt Dir damit zugethan ist, Dir bey der Welt nützlich werden kann. Zwar schmeckt Dein Motiv von einer Seite etwas stark nach einer Art von Selbstsucht; aber ich weiß, es war so ganz Dein Ernst nicht, und wirst Deinen Ueberzeugungen gewiß bald mehr rein moralische Gründe unterlegen. So ganz und gar kann ich freylich eine solche Nebenabsicht nicht tadeln; denn warum sollte ein junger Arzt nicht auch für seine poli-

*) Das quicumque presumitur malus donec probetur contrarium gewisser Leute mag sich immerhin recht artig da benutzen lassen, wo, sogar nach gesetzlichen Bestimmungen, Freundschaft und Liebe keine Stimme haben darf; allein da, wo keiner den Andern richten, wo keiner des Andern Fehler aufsuchen darf, wenn er ruhig und glücklich leben will, sondern wo einer den Andern nehmen muß, wie er ihn findet, also in der gesellschaftlichen Welt, da ist jener Grundsatz ein Freuden tödtendes Gift, nicht nur für den, welcher ihm huldigt, sondern auch für alle die, welche ihn auf sich angewendet sehen.

tische Lage Sorge tragen und ein Publikum für sich stimmen dürfen, sobald er nur nicht den Zweck hat, es zu betriegen, und wenn er sich bemüht, durch alle seine Handlungen sich dieser günstigen Stimmung werth zu machen, und sie wieder als Mittel zum Besten eben desselben Publikums zu benutzen? — Wie ich gesagt habe, ist dem jungen Arzte die Freundschaft eines bejahrten Collegen am vortheilhaftesten; er muß sich also Mühe geben, die Liebe und Achtung eines solchen so zu verdienen, daß derselbe nicht zu fürchten braucht, sich ein dementi zu geben, wenn er den jungen Mann auch öffentlich als seinen Freund behandelt. Und gesetzt, dieser träfe auf einen alten Collegen, welchen er nicht gradezu mit dem Feuer des Jünglings lieben könnte, und es habe dieser Mann seine Schwächen, welche sein Aeusseres gerade nicht sehr interessant machten; so kann der junge Arzt ihm doch wenigstens die Ehrfurcht, die seinen grauen Haaren gebührt, und alle die Hochachtung beweisen, welche seinen Verdiensten vielleicht zukommt. Ich weiß es recht gut, daß es manchem alten Arzte sehr viel Ueberwindung kostet, sich öffentlich als den Gönner und Freund eines jüngern zu zeigen. Daran sind die jungen Herren aber größtentheils selbst Schuld. Mancher denkt: mit dem schwachen Alten will ich leicht fertig werden! Er drängt sich also ohne Umstände bey ihm zu, er wirft ihm einige Schmeicheleyen in den Bart, die den gewizigten Graubart bald hinter die Maske sehen lassen; er rühmt die Achtung, die er für den Veteran haben will, auf eine Art, die den Schalksknecht schlecht verbirgt; er bietet auf eine sehr zudringliche Art seine Dienste an — kurz, er sucht den Alten auf eine ziemlich unmanierliche und unfeine Weise zu

stimmen, daß er ihn öffentlich loben und an seinen Geschäften Theil nehmen lassen soll. Der gleichen junge Leute begegnen einem alten Arzte zu oft, als daß er nicht sollte vorsichtig und etwas mißtrauisch geworden seyn, und daß er nicht zuletzt in jedem jungen Arzte, der sich an ihn anschliessen sucht, weniger natürliche Achtung und uneigennützig Liebe für seine Person erblicken, als fürchten sollte, von ihm nur als Werkzeug zu seinem eignen Vortheil gebraucht zu werden. Frivolität, diese natürliche Feindinn des Alters, ist sehr oft ein anderes Hinderniß der Freundschaft zwischen alten und jungen Aerzten; denn wie kann man es dem bedächtlichen Greise zumuthen, dem Jüngling öffentlich Vertrauen zu bezeigen, der selbst in seiner Nähe seinen Leichtsinn nicht verbergen kann; eine Untugend, die an keinem Menschen weniger als am Arzte entschuldigt werden kann. Von der andern Seite ist es indess nicht zu läugnen, daß viele junge Aerzte völlig zu rechtfertigen sind, wenn sie sich nicht um die Freundschaft ihrer ältern Collegen bemühen, und ihren Umgang im Gegentheil zu vermeiden streben. Das Ansehen von Superiorität in Kenntnissen und in Erfahrung, welches so viele Aerzte von Jahren selbst ganz öffentlich über die jüngern Aerzte geltend zu machen suchen, verträgt sich nicht mit dem lebhaften Ehrgefühle der letztern, und ihrem Bewußtseyn eignen Werthes; es giebt alte Aerzte, welche immer die Rathgeber spielen, selbst wenn sie dazu nicht berufen werden, und wenn sie doch einsehen müßten, daß der junge Arzt sehr an Credit verlieren muß, wenn die Welt ihn stets als Schüler behandelt sieht. Sogar viele kluge und rechtschaffene alte Aerzte, welche es mit ihren

jüngern Collegen sehr redlich meynen, lassen sich zuweilen diesen grossen Fehler zu Schulden kommen; sie glauben beruffen zu seyn, den jungen Arzt mit ihrem Rathe zu unterstützen, wo sie ihn nur antreffen, und geben ihm unter andern belehrende Winke selbst am Krankenbette; oder tadeln wohl gar sein Verfahren, anstatt dafs sie dasselbe immer öffentlich billigen, und nur unter vier Augen verbessern sollten. Es ist mir unbegreiflich, wie solche Männer, die doch auch einmal jung gewesen sind, sich so vergessen, und den Ruf eines jungen Mannes, dessen Handlungen man ohnehin mit so entschiedenem Mißtrauen belauscht, so aufs Spiel setzen können! — Unbeschreiblich schändlich ist es übrigens, die Prärogative des Alters auf jene Art vorsätzlich zum Verderben eines Jünglings zu benutzen. Leider können sie auf eine feine Art dazu benutzt werden. Ich habe einen bejahrten Arzt gekannt, der darin eine gewaltige Stärke hatte, und alle seine jüngern Collegen damit wegzubeissen wufste. Eines Tages war ich genöthiget, in Beiseyn der Angehörigen eines Kranken mit ihm zu consultiren. Er war sehr artig und schonend gegen mich, und lobte mein Verfahren ungemein. „Es giebt viele junge Aerzte, sagte er dann mit einmal, die bey solchen Krankheiten gleich mit Campher u. dgl. bey der Hand sind, mit einem Mittel, welches erstaunende Behutsamkeit erfordert, und wahrhaftig schon manchen Kranken hingeopfert hat.“ Ich erschrack, denn ich hatte dem Kranken wirklich schon viel von dieser Arznei gegeben; dieser wurde dabey immer elender, und zum Unglück hatte ich bey den vorurtheilsvollen Eltern den Gebrauch des Camphers fast mit Gewalt durchsetzen müssen. Der alte Sünder hatte

diese Arznei gewiss gerochen, denn das ganze Haus war damit parfümirt. Seinen boshafteu Zweck erreichte er vollkommen; denn ich wurde verabschiedet, und er als Arzt angenommen. — Der Kranke verschied einige Tage darauf; und was konnte anders Schuld an seinem Tode seyn, als der Campher?

Doch — die Zeit mahnt mich zu schliessen.
Lebe wohl mein Sohn!

9.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 14ten August 1801.

Sie haben entweder gefürchtet, mein theurer Vater, daß ich Ihren letzten Brief öffentlich bekannt machen, und dadurch unsern Stand compromittiren könnte, oder Sie haben diesen Stand selbst vor einem seiner Mitglieder schonen wollen, vielleicht weil Sie es als zu jung ansehen, als daß Sie sich darauf hätten verlassen können, daß ein Mangel an Schonung ihm seinen Stand nicht verleiden werde. Eins von Beiden muß es gewesen seyn, denn was sollten Sie sonst für Gründe gehabt haben, sich über gewisse Dinge nur im Vorbeygehen und so dunkel auszudrücken; über Dinge, von denen ich ihres Abschreckenden ohnerachtet, so gerne eine ausführliche Kenntniß gehabt hätte, ehe ich die traurigen Erfahrungen mache, zu denen Sie auch mich aufgehoben glauben? Indes ehre ich Ihre Gründe, sie mögen nun seyn, welche sie wollen, und gelobe Ihnen hiemit aufs Feyerlichste, daß ich

mir nie mit Vorsatz eine von den Handlungen werde zu Schulden kommen lassen, welche in der That äusserst schändlich seyn müssen, weil Sie, der Sie sich doch sonst so leicht nicht vom Eifer hinreissen lassen, mit so vieler innerer Empörung den Fluch darüber aussprechen. Dafs ich indess nicht jezuweilen von irgend einem Collegen angefeindet werden sollte, daran zweifle auch ich nicht, und schon seit geraumer Zeit nicht mehr, seit ich nämlich den Hofrath D. . . habe kennen lernen.

Bald nach Abgang meines letzten Briefes besuchte ich ihn. Er empfing mich mit einer erstaunlichen Freundlichkeit, und drückte mich wie im Freudentaumel an sein Herz, wobey er aufs Feyerlichste versicherte, dafs der jezige Augenblick, worin er mich näher kennen lernen soll, der glücklichste sey, den er in langer Zeit genossen, und dafs er nichts versäumen werde, um sich meiner Freundschaft werth zu machen. Diefs alles strömte mit einem Athem heraus, so dafs ich nicht zu Worte kommen, und meine Höflichkeitsformeln an Mann bringen konnte. Durch meine Kälte und Gleichgültigkeit liess er sich nicht irre machen; denn dafs ihm alles das, was er sagte, nichts weniger als Ernst war, verrieth das besondere Lächeln, und das eigene Verziehen der Mundwinkel, welches gewisse Faunphysiognomien alles Studiums ohnerachtet sich nicht abgewöhnen können, und woran man immer den heimtückischen Bösewicht unter tausenden seines Gelichters erkennen kann. Als ich etwas spöttisch äusserte, dafs ich schwerlich Gelegenheit finden möchte, um seine Freundschaft zu verdienen, sagte er: „meine Freundschaft kann Ihnen wenig werth seyn, indess werden

Sie denn doch wohl thun, sich ein wenig an mich anzuschliessen. Ich habe das hiesige Publikum ganz in meiner Gewalt, und in medicinalibus formire ich gewissermassen den ersten Gerichtshof, natürlich nur zum Besten meiner Collegen, die wahrhaftig nicht viel zu bedeuten hätten, wenn ich mich ihrer nicht bey jeder Gelegenheit mit christlicher Liebe annähme. Da ist z. B. der alte Doktor S. . . , ein rechter Grobian, der mich alle Augenblick beleidigt, und der Ihnen gewifs recht viel Böses von mir erzählt hat. Was wollte aus dem werden, wenn ich mich an ihm rächen wollte?“ Als ich ihm versicherte, dafs S. . . seiner nicht einmal erwähnt habe, strahlte ein recht ächt boshafter Blick aus seinem Auge, denn gewifs erwartete er ein Compliment bey dieser Gelegenheit von mir. Indefs sammelte er sich und sagte: „das soll Verachtung seyn, die der undankbare S. . . affektirt. Doch mag es seyn!“ Nach einer kleinen Pause ergofs er seine Galle dann auch über den guten A. . . , den er einen Phantasten nannte, der zwar einige gute Kenntnisse habe, allein zu wenig weltklug sey, als dafs er nicht alle Augenblick in unangenehme Collisionen kommen sollte. „Ich bemitleide ihn, und gehe ihm aus dem Wege, denn ich bin etwas heftig und fürchte immer, dafs ich ihm im Affekt einmal so derbe die Wahrheit sage, dafs er darüber bey den wenigen Menschen, die ihm gut sind, in Mißkredit kommt.“ Von A. . . kam er auf andere hiesige Einwohner, die ihn selbst nicht leiden mögen, und von denen er wissen mochte, dafs ein Theil von ihnen mir gewogen ist. Er lobte sie zwar alle, aber so wie in Gellerts Fabeln ein Nachbar den andern lobte; nur aus Mitleid schien er einige von ihren guten Seiten

herauszuheben. Am Ende hiefs es dann: „Vielleicht wundern Sie sich, dafs ich Ihnen da so allerley Böses von meinen Nebenmenschen erzählt habe. Allein glauben Sie nur, dafs ich blos der Freundschaft wegen, die ich für einen so treflichen Mann wie Sie sind, fühlen mufs, diesen Schritt gethan habe. Es ist meine Pflicht, Sie zu warnen, besonders vor Collegen, welche den Wolf mit dem Schaafspelz schlecht genug überziehen u. s. w.“

Es ist augenscheinlich, dafs der Hofrath im Sinne hatte, mir meinen hiesigen Aufenthalt zu verleiden; warum sollte er mir sonst mit so vieler Bosheit so Manches unter unangenehme Gesichtspunkte gestellt haben? Vielleicht fürchtet er, dessen Hauptleidenschaft der Geldgeiz seyn soll, dafs ich ihm bald in den Weg treten und seinem Gewinnste Abbruch thun werde; vielleicht hieng er die Maske der Freundschaft vor, um mich in seine Nähe zu ziehen, und mich dann besser beobachten und zugleich leichter in der Ausdehnung meines Wirkungskreises hindern zu können. Aber ich werde mich sorgfältig vor ihm hüten, und ich werde diefs leicht können. Denn soll ich ihn nach der wenigen Feinheit, mit der er seinem Charakter eine einladende Gestalt zu geben suchte, beurtheilen, so ist er mit der Klapperschlange zu vergleichen, die durch ihr Klappern jeden schon von weitem warnt. — Uebrigens ist er ein Mann von ohngefähr 50 Jahren, und seines Alters ohnerachtet ein süßlicher Fat, der immer freundlich thut, allein wie gesagt, mit einer Art und Weise, die deutlich genug sagt: Hic niger est! Seinen Titel soll er einer besondern Gefälligkeit verdanken, die er vor einigen Jahren einem gewissen, durch seine Don-

quixotiaden berühmten Prinzen geleistet hat. Bey alle dem soll er ein recht geschickter Arzt seyn; wäre diefs nicht der Fall, so wüßte ich es mir nicht zu erklären, warum viele der rechtschaffensten Einwohner ihn um sich leiden können.

Auch den Stadtwundarzt und Hebammenlehrer M. . . habe ich besucht, einen Mann, den man seiner Redlichkeit und Kenntnisse halber allgemein ehrt und liebt, und der ebenfalls schon graues Haar trägt. Mein Besuch schien ihm ungemeines Vergnügen zu machen, wie ich aus der Offenheit, mit der er mit mir über mancherley Dinge sprach, schliessen zu dürfen glaube. Er sagte unter andern, und wie ich glaube mit allem Rechte, „die meisten Aerzte halten sich, und Gott weiß warum, zu sehr über unsereins erhaben, als dafs sie uns der Rücksichten würdigen sollten, die sie sich untereinander schuldig zu seyn glauben, und diefs geht oft so weit, dafs sie zuweilen, und zwar vor den Augen der Welt, die ersten Regeln einer feinen Lebensart gegen uns vernachlässigen, und es für eine Art von Schimpf halten, wenn man ihnen nachsagt, dafs sie mit einem Wundarzte in freundschaftlichen Verhältnissen stehen. Ich weiß mir einen Fall zu erinnern, dafs ein Arzt nicht an der Gesellschaft theilnehmen wollte, zu der auch ich gebeten war. Damals war ich noch Compagniechirurgus, und wurde von den Soldaten Herr Doktor genannt. Als ich Bürger wurde, gieng dieser Titel mit mir über, allein jener Arzt protestirte dagegen, und es wurde mir befohlen, diefs Kleid an den Nagel zu hängen, gleichsam als wenn mein Stand ein Schandfleck für dasselbe gewesen wäre. Sie können leicht denken, dafs mein Gefühl sich oft genug gegen

solche Beleidigungen empört hat, allein nach und nach habe ich darüber lachen gelernt, besonders seitdem ich recht einsah, was die wahre Wundarzneykunst eigentlich ist, nämlich daß sie sich zwar in kein buntes philosophisches Feyerkleid einzwängen läßt, allein dafür in dem simplen Gewande fürs Haus die größte Wohlthäterinn für unsere Nebenmenschen ist, während viele von den Herren Aerzten mit ihrer hyperphysischen Medizin sich anstellen, als wenn sie alle mit einander Leibärzte der lieben Engel im Himmel werden wollten.“ Natürlich mußte ich dem Biedermann Recht geben, lieber Vater, so sehr mich auch dieser witzige Einfall wurmte. Das letztere schien er zu bemerken, denn er faßte meine Hand, und sagte mit grosser Treuherzigkeit: Herr Doktor, ich sehe Sie für den Mann an, der einem alten Soldaten etwas zu Gute hält, besonders wenn er so vollkommen Recht hat als ich jezt habe. Das Spötteln über die Aerzte á la Montgolfier habe ich mir bey dem Doktor S. . . angewöhnt, mit dem ich gemeinlich alle meine Abende zubringe. Der Alte will aus der Haut fahren, wenn ich ihm zuweilen mit den Dimensionen, Tendenzen und den andern Schnurrpfeifereyen, womit und wonach viele neuere Aerzte kuriren, in die Flanke falle; erst bricht er seiner Tobackspfeife den Hals, dann schimpft er über den tollen Unfug, den die jungen Leute treiben, zuletzt spottet er, und dann werden wir wieder gute Freunde, weil ich ihm darin treulich beystehe.“ Beym Abschiede bot der würdige Mann mir seine wärmste Freundschaft an, die ich, wie Sie mir gewiß zutrauen werden, mit lebhaftem Danke annahm, und innigen Dank verdiente er ohnehin schon, weil er mich auf eine Sache aufmerksam

gemacht hatte, welche in der That nicht sehr zur Ehre unsers Standes gereicht. Ob sie in der Ausdehnung gegründet ist, mit welcher er sie mir vorlegte, weiß ich zwar nicht, wenigstens habe ich für meinen Theil auch nicht die entfernteste Idee gehabt, mich über einen Stand erheben zu wollen, dem ich in so mancher Rücksicht entschiedene Vorzüge vor dem unsrigen einräumen muß; das weiß ich aber, daß ich mich gegen keines seiner Mitglieder eine Handlung der Insolenz zu Schulden werde kommen lassen, es müßte denn seyn, daß ich in die Lage käme, einzelnen seiner Subjekte von dem Schlage, wie ich bald eines erwähnen werde, meine ganze Ueberlegenheit und Autorität zeigen zu müssen.

Gewiß werden Sie sich mit mir freuen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Kranke quaestionis sich ganz gegen mein Erwarten auf dem Wege zur Herstellung befindet. Er ist schon so weit, daß er herumgehen und mein Lob verkündigen kann. Das Ding scheint Aufsehen zu machen, denn ich bin schon von mehreren Seiten defswegen complimentirt worden. Hätte ich nur einige öffentliche Autorität, so würde ich die ganze Sache bekannt machen; denn wie mich däucht, enthält sie viel Lehrreiches für meine jüngern Mitärzte, wenn sie daraus auch nur lernen sollten, daß sie sich alle nur möglichen Opfer müssen gefallen lassen, um mit ihren ersten Kranken Ehre einzulegen. Ich muß gestehen, dieser Kranke kostet mich viel Geld und noch mehr Mühe, dafür hoffe ich aber zehnfältige Früchte einzuärndten. Zwar weiß ich recht gut, daß der Arzt jedesmal verpflichtet ist, alles was er kann zur Herstellung der sich ihm Anver-

trauenden anzuwenden; allein in puncto des Beutels hat es doch immer so seine eigene Bewandtnis, besonders wenn der Arzt blos von seiner Praxis leben muß.

Seit einiger Zeit haben sich mir schon mehrere Kranke anvertraut, die weder so unbemittelt noch so gefährlich sind, daß ich damit nicht schneller als mit dem erstern vom Fleck kommen sollte. Der eine von ihnen, ein Handwerksmann, der sich erst gestern an mich gewendet hat, liegt schon seit geraumer Zeit, und ist zeither von einem der hiesigen Chirurgen behandelt worden, von einem Aeskulap, den ich noch nicht das Glück habe persönlich zu kennen. Was es aber für ein erbärmlicher Patron ist, sehe ich aus der Art, wie er den armen Kranken behandelt hat. Der letztere erzählte mir ausführlich dessen ganzes Verfahren, aber so, daß derselbe freundschaftlich vertheidigt wurde. Der Feldscheer sey ein gar kundiger Mann, den die Doktores aber nicht leiden möchten, und zwar, weil, wie er sagt, er mehr verstehe als die ganze Fakultät. In diesem Augenblick sey er selbst krank, und könne ihn also nicht mehr besuchen. Dabey zeigte der Kranke mir einen ganzen Bündel Rezepte des Aeskulaps, mit der Bitte mich darnach zu richten. — Statt dessen bemühte ich mich aber, wie sich das von selbst versteht, dem ehrlichen betrogenen Manne die Augen zu öffnen; ich zeigte ihm, daß er ganz unrecht behandelt worden, und daß er unter die Hände eines Quacksalbers gerathen sey, der im Begriff gewesen wäre, ihn aufzuopfern. Dagegen versprach ich ihm, ihn in kurzer Zeit herzustellen. Zwar schüttelte der Kranke beständig mit dem Kopfe, während ich ihm vordemonstrirte,

doch nahm er endlich meinen Rath schweigend an, und sagte nur bey meinem Weggehen, ich soll ihm doch nicht zu viel Arzney verschreiben, er müsse erst probiren, wie sie ihm bekomme.

Ich glaube, mein Vater, dafs man auf die Art, wie ich es in diesem Falle gemacht habe, den Vorurtheilen des gemeinen Mannes am Besten beykommen kann, besonders was das Wurzelgift jedes Staates, nämlich die Quacksalberey angeht. Volksbücher, Predigten und Edikte sind gewifs fruchtlose Mittel; handgreifliche Beyspiele mufs der gemeine Mann haben, am Besten ist es, wenn er so, wie mein Kranker, traurige Erfahrungen an sich selbst macht. Die Sinne wollen bey ihm früher als der Verstand überzeugt seyn. *)

Der Zufall hat mir so wohl gewollt, mir noch zu einer sehr interessanten Bekanntschaft zu verhelfen. Bey einem meiner Kranken traf ich nämlich gestern einen der hiesigen protestantischen Prediger, einen sehr gesetzten Mann in seinen besten Jahren, und mit einer Physiognomie, die mich auf der Stelle für ihn einnahm. Er war gerade mit dem Kranken beschäftigt; und wie war er damit beschäftigt! Ich kann wohl sagen, dafs ich nie eine Sprache gehört habe, der man es deutlicher anmerken konnte, dafs sie zu gleicher Zeit aus dem Geiste und dem Herzen kam, die so sehr in das Herz eindrang, als sie dem Geiste zusagte. Nie habe ich schönere Worte des Trostes, nie habe ich die Chri-

*) Wir werden bald sehen, in wiefern der gute N. . .
Recht hat.

stusreligion besser zur Aufmunterung eines Leidenden benutzen gehört, als von diesem trefflichen Manne. Was mir besonders angenehm war, war die herrliche Hinweisung auf eine allgütige Vorsehung, und die Art, wie er von ihr auf den Arzt kam, den er so mit ihr zusammenstellte, daß der Kranke durchaus überzeugt werden mußte, daß gerade der Arzt ihr auserlesenstes Werkzeug sey, und daß ein unbedingtes Vertrauen zu demselben für ihn fast denselben Werth haben müsse, als das Dahingeben in die Hände der Vorsehung. Und wirklich war die Wirkung dieser mit Energie und Rührung ausgesprochenen Worte für den Kranken sichtlich wohlthätig; mit den Thränen des innigsten Dankes drückte er die Hand des Geistlichen an sein Herz, indem er versicherte, daß ihm eine neue Quelle des Lebens aufgethan sey. Auch ich ergriff mit tiefer Rührung seine Rechte; ich gestand ihm, daß die Szene, der ich beygewohnt, mir einen der frohesten Augenblicke meines Lebens verschafft habe, und bat ihn dann, mich unter die Zahl seiner Freunde aufzunehmen. Er gelobte mir dies mit einer sichtlich freudigen Aufwallung, und bat mich, ihn bald zu besuchen, mit dem angenehmen Zusaze, daß ich fast täglich den Doktor A. . bey ihm finden würde, der als sein, und wie er wisse, auch als mein vertrauter Freund sich herzlich freuen werde, daß sich endlich das dritte Blatt zu ihrem Bunde gefunden habe. Noch heute gehe ich zu ihm, und hoffe Ihnen bald viel Schönes von unserm Bunde schreiben zu können. Leben Sie wohl!

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 3ten September 1801.

Deine Schilderung des Hofraths D. . . hat mich sonderbar affizirt; denn wenn ich nicht irre, so muß ich den Ehrenmann schon seit lieber langer Zeit so ziemlich genau kennen, so genau kennen, daß ich wirklich sehr besorgt bin, daß er dir theils meinetwegen, theils Deiner selbst wegen noch manche verdrüßliche Stunde machen wird. Erkundige Dich doch unter der Hand, ob er nicht ehemals in Militärdiensten gestanden hat. Ist es derselbe, den ich meyne, so ist er es, der auch mir schon eine geraume Zeit hindurch die Freuden des Lebens verbittert hat. Ich kann mich nicht enthalten, Dir wenigstens einen Zug seines Charakters mitzutheilen.

Im . . . Kriege war er bey einem Feldspitale, in welchem mit jedem Augenblicke neue Kranke und Blessirte anlangten, als Oberarzt und Direktor angestellt. Weil er aber der so sehr dringenden Umstände ohnerachtet lieber in die Spielhäuser als zu seiner Funktion gieng, so wurde Klage gegen ihn erhoben, die noch durch den Vorwurf eines harten und lieblosen Verfahrens gegen die treuen Vertheidiger des Vaterlandes ungemein geschärft wurde. Die defshalb niedergesezte Commission fand alle diese Klagen gegründet; seine Gewandtheit schüzte ihn indess vor dem gänzlichen Verlust seines Postens; allein er verlor doch die Oberdirektion, und weil das Regiment bey dem ich stand, gerade in der Nähe des Hospitals war, so wurde
mir

mir diese Stelle übertragen, mit dem geschärfsten Befehl auf alle meine Subalternen, besonders auf D. . ein wachsames Auge zu haben, und über seine Aufführung alle 14 Tage ins Hauptquartier zu berichten. Diefs zog mir, der ich ihn vorher nie gesehen und gekannt hatte, seinen gränzenlosen Hafs zu; vermuthlich hielt er mich für das Werkzeug seiner Schande. Während dem wurde das Hauptquartier in denselben Ort verlegt in welchem das Lazareth errichtet war. Diefs benutzte D. . . um sich bey seinen Obern wieder einzuschmeicheln; den ganzen Tag brachte er im Spitale zu, er gieng mit den Kranken aufs freundlichste um, unterzog sich den mühsamsten Geschäften, den Kranken, den Aufwärtern und Unterchirurgen schenkte er bald Geld bald andere Sachen, mit einem Worte, es gelang ihm, jenen Vorfall vergessen zu machen, und sich fast beym ganzen Personale des Lazareths wieder in Ansehen zu sezen. Als er darin weit genug gekommen zu seyn glaubte, suchte er seinen Plan, nämlich sich an mir zu rächen, in Erfüllung zu bringen. Bey denen, die den Vorfall kannten, beklagte er sich, dafs ich die Kranken damals größtentheils heimlich bestochen habe, um gegen ihn zu klagen, damit ich seine Stelle erhielte; den andern, besonders den neuern Kranken suchte er wahrscheinlich zu machen, dafs ich mit der Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten des Hauses, die ich eine Zeitlang interimistisch auf mich nehmen mußte, zu meinem Vortheile schlecht umgehe; die Equipage, die ich mir seit Kurzem angeschafft habe, und die knappen Arzneyportionen (die ich wirklich reichen liefs) seyen der Beweis, dafs ich auf Kosten der Kranken und des Königs gut für meinen Beutel zu sorgen wisse.

Durch solche und andere Reden kam er in der That so weit, daß einige unruhige Köpfe eine Supplik an den Generalstab, die eine Menge Klagen gegen mich, die Bitte um meine Entfernung und die Wiederanstellung des D. . . enthielt, im Hause zur Unterschrift eines jeden zirkuliren liessen. Zu meinem größten Erstaunen wurde ich plötzlich mit Hausarrest belegt, meine Papiere wurden untersucht, und auch meiner wegen wurde eine Untersuchungs - Commission niedergesetzt. Dieser konnte ich auf der Stelle meine völlige Unschuld beweisen, das nicht allein, ich konnte darthun, daß ich sehr für das Beste des Hauses gesorgt hatte; ich wurde also ehrenvoll gerechtfertigt; die Urheber der ganzen Sache wurden entdeckt und bestraft, und unser D. . . , auf den Alles zurückfiel, wurde verurtheilt, seine Stelle ganz zu verlieren, und sich in den . . . Staaten niemals als Arzt niederlassen zu dürfen. Da hast Du den Mann, wie er leibt und lebt. Hüthe Dich, nie mit ihm in irgend eine Collision zu kommen; übrigens lasse Dich nicht eher gegen ihn merken, daß Du ihn durch mich kennst, als bis er Dich allenfalls zwingt, strenge Maasregeln gegen ihn zu gebrauchen.

Wegen der übrigen Punkte, die Du in Deinem letzten Briefe in Erinnerung bringst, will ich Deinem fernern Nachdenken nicht vorgreifen. Doch kann ich die Furcht nicht bergen, daß Du bey dem Patienten, dem Du wegen der Quacksalberey Vorstellungen gemacht hast, das Kalb sehr ins Auge geschlagen hast. In meinem künftigen Briefe werde ich Dir mehr über diesen Gegenstand sagen, indess bin ich gewiß, daß schon in diesem Augenblicke eine unangenehme Erfahrung meine

Furcht bey Dir gerechtfertigt haben wird. Zum Schlusse nur noch eine Neuigkeit.

Der Sohn des Hofchirurgus B. in R. . . , derselbe der mit Dir in H. . . studirt hat, hat beym hiesigen Magistrate um die Erlaubniß nachgesucht, sich hier als Arzt niederlassen zu dürfen. Auf die Antwort des Magistrats, daß es hier keineswegs an Aerzten fehle, hat er geschrieben, daß es hier zwar Aerzte genug gebe, daß aber mehrere von ihnen, von denen er mich besonders genannt hat, alt und abgängig seyen, und den Geschäften nicht mehr vorstehen könnten; daß andere hingegen nicht in sonderlichem Credite ständen, so daß ein guter Arzt nichts weniger als überflüssig sey. Wolle der Magistrat ihm sein Etablissement übrigens nicht gestatten, so werde er sich höhern Orts zu beschweren und ohne ihn die Erlaubniß zu erhalten wissen. Acht Tage darauf ist er wirklich hier eingezogen, und zwar mit Approbation von höhern Orte. So haben wir also einen neuen Collegen, der schon, ehe wir sein Angesicht gesehen, nicht verfehlt hat, sich recht viele Feinde zu machen. Ich kenne ihn noch gar nicht; von mir wird er indess schon wissen, daß er sich in meiner Abgängigkeit ungemein getäuscht hat. Im Uebrigen werde ich sehen, wie er sich gegen mich benimmt, und ob er sonst werth ist, daß ich mich seiner annehme.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 28ten September 1801.

Kaum glaube ich einmal, daß meine Angelegenheiten in der besten Ordnung vorwärts gehen, so spielt mein böses Geschick mir einen neuen Streich, und zwar durch einen Menschen, den ich zu tief unter mir glaubte, als daß er mir hätte den geringsten Verdruss machen können, nämlich durch den elenden Chirurgus, dessen ich in meinem letzten Briefe erwähnte. Der Kranke hat ihm alles das haarklein wieder erzählt, was ich zu dessen Warnung von ihm erinnert hatte. Diefes schliesse ich aus anstehendem Billete, welches ich einige Zeit nach Abgang meines letzten Briefes erhielt. *)

„Hochzuverehrender, hochgelahrter
Herr Doktor!

„Sie haben vorige Woche für gut befunden
„mich bey dem Meister eins anzuhängen,
„und sie haben gesagt, ich wäre ein Quaksalber,
„das mögen sie mit Urlaub wohl selber seyn,
„und sie haben dem Kranken lauter hizege Medi-
„zin gegeben, denn ein Kind kan wol einsehen,
„das das alles grofse Hize macht. Das Blut wolte
„dem armen Man wieder alle zu Kopf, Gott
„segens Ihnen, und ich habe ihm deswegen wie-
„der ordentlich Ader gelassen, und nun wils
„wohl wider besser gehen. Ich bin kein junger

*) Und welches hier mit diplomatischer Treue wieder-
gegeben ist.

„Gek, wie viele Leute sind, die immer nur nag
„der neuen Mode kuriren, und was ich seyn soll
„dafs wolen wir mit einander sein. Ich bin
„kein Quaksalber aber ein priflegirter Chirurgus,
„und wenn ich ein Quaksalber bin so wil ich
„Ihnen schon dafür krigen. Gott sey Dank habe
„ich noch viele gute Freunde und zwar ganz
„andre Leutchens als sie sind. Wie gesagt für
„den Quaksalber will ich Ihnen schon kriegen.
„Verharrend u. s. w.“

Zufällig war A. . . bey mir, als ich diefs saubere Billet erhielt. „Ich will mit Ihnen verwetten was Sie wollen,“ sagte er mit verbifsnem Lachen, als ich es ihm ganz frappirt vorgelesen hatte, „ich will wetten, dafs diefs wieder ein Kunststück vom Hofrath D. . . ist. Der Chirurg ist sein fac totum, weil er ihn zu allem gebrauchen kann, und ein erzdummer und furchtsamer Mensch, der es für sich um keinen Preis gewagt hätte, Ihnen diefs Billet zu schreiben. Wie wird D. . . ins Fäustchen lachen, dafs Sie sich von einem so gemeinen Menschen haben müssen beschimpfen lassen.“ Er bat mich ausserdem, die Pille in Ergebenheit hinunterzuschlucken; sie würde mich, meynte er, von einer Krankheit kuriren, womit fast alle junge Aerzte behaftet wären, nämlich von der Sucht gegen medizinische Vorurtheile Sturm zu laufen. Geradezu behauptete er ferner, ich hätte mich bey dem Kranken äusserst zweckwidrig benommen, und wirklich dadurch unmoralisch gehandelt, dafs ich einen an sich guten Zweck durch die Anwendung gerade der schlechtesten Mittel mir ganz vereitelt habe; und was dergleichen mehr war. Bis jezt behaupte ich indess immer noch das Gegentheil

und werde es so lange behaupten, bis Sie, lieber Vater, mich eines andern belehrt haben werden.

Das Verdrießlichste bey dieser ganzen fatalen Geschichte ist mir der Tausch, den der Kranke quaestionis mit seinen Aerzten gemacht hat. Sobald der Chirurg wieder ausgehen konnte, besuchte er den Kranken wieder, und wahrscheinlich hat er ihm vorgeschlagen, den Hofrath zu seinem Arzt zu wählen. Mir wurde die Rechnung abgefodert, und unter Aeusserungen von weggeworfnem Gelde u. s. w. bezahlt. Ich glaubte etwas fodern zu müssen, um nicht zu scheinen, als wenn ich mit einer Schenkung innere Vorwürfe bedecken wollte. Der Chirurg hat während dessen die Geschichte im ganzen Orte herumgetragen. Ich erwarte nur, daß man mich irgendwo öffentlich deßwegen beleidigt, um mich öffentlich rechtfertigen, und das schändliche Verfahren gewisser Leute gegen mich aufdecken zu können. Doch genug von dieser elenden Sache!

Der junge Doktor B..., der es wagt, auf Ihre Zurücksezung sein Ansehen bauen zu wollen, ist mir allerdings genau bekannt. Er hat in frühern Zeiten, als sein Vater noch in R. . . war, lange liebe Zeit mit dem Scheerbeutel herumgewandert, und direkt von dieser Wanderung gieng er nach H. . g, um dort Medizin zu studiren. Es mangelte ihm damals ganz an Schulwissenschaften und Sittenausbildung, er zeigte sich aber als ein Mensch von ungemein vielem Kopf, der sich auf der Stelle in alles orientiren konnte, und zuletzt gar der Abgott der jungen Genies wurde. Schöne Literatur und moderne Philosophie waren die Hauptfächer, worin er zu Hause seyn wollte; seine Sonnetten

wurden von seinem Anhange bis in den Himmel erhoben, andere ehrliche Leute aber, die auch vernünftig seyn wollten, meynten, daß es Schade sey, daß ein so gewandter Kopf sich zu solchem Unsinn hergebe. Bey der Prüfung vor dem Abgang wäre ihm beynahe der prosaische Streich passirt, ganz durchzufallen, und seine Zeugnisse sollen sehr verklausulirt worden seyn. Das göttlich grobe und stürmische Wesen, was er an sich hatte, sein furor poëticus, der oft mit Verachtung alles Anstandes sich über jeden schlichten Erdensohn hermachte, und eine eigene Art von Uebermuth, welcher jeden soliden Mann aus seiner Nähe verscheuchte, warfen damals auch auf sein Herz ein nachtheiliges Licht, welches indess in Stunden der Besinnung für alles was gut und edel war, viel Empfänglichkeit zeigte. — Haben Sie Geduld mit ihm, wenn Sie auf eine für Sie unangenehme Art ihn sollten näher kennen lernen; vielleicht entwickeln sich seine guten Seiten bald, wenn die Welt seine schlechten erst abgerieben haben wird.

Vor einigen Tagen machte mir einer von den hiesigen Apothekern in seinem ausgesuchtesten Festtagskleide seine unterthänigste Aufwartung; ein junger Mann, der sich erst vor Kurzem hier angesiedelt hat. Dieser Besuch wunderte mich um so mehr, da ich den Mann in seiner Wohnung noch nicht hatte kennen lernen. Seine Absicht war deutlich. Er klagte nämlich sehr über wenige Geschäfte und über seine Collegen, die alle mögliche Mittel benutzen, wie er sagte, um ihn ins Unglück zu stürzen. Er wünschte durch meinen Vorschub in grössere Thätigkeit gesetzt zu werden, und empfahl sich mir defshalb aufs dringendste. Dem

alten Doktor und Physikus S. . . habe er auch schon sein Leiden geklagt, allein der scheine mit den übrigen Apothekern einverstanden zu seyn, weil er ihm gesagt habe: sich selbst empfehlen sey der beste Weg den er einschlagen könne, er, der Physikus, könne und dürfe ihn nicht den andern Apothekern vorziehen. Er habe zu meinem allgemein bekannten Charakter das Zutrauen, daß ich ihn unterstützen werde u. s. w. Es wundert mich sehr von S. . ., lieber Vater, daß er dem jungen, leidenden und rechtschaffen scheinenden Manne seine Hülfe versagt hat, da er doch sonst gleich bey der Hand ist, wo es Unterstützung der Gedrückten gilt. Ich will in seinem Namen hier stillschweigend für ihn handeln, und so viel, wie es mir nur einigermaßen möglich ist, dem jungen Manne unter die Arme greiffen. Ich bin überzeugt, Sie werden dieß Vorhaben, welches der Nächstenpflicht entspricht, mit vollem Herzen billigen.

Gerne möchte ich mich in diesem Augenblicke mit Ihnen noch über einen und den andern Gegenstand unterhalten, allein ich werde eben aufs dringendste zu einer Kreissenden gebeten, die nach Erlösung schmachtet. Schon zu lange habe ich auf Gelegenheit gewartet, um in diesem Punkte mein Probestück ablegen zu können, als daß ich darüber nicht alles andere vergessen sollte. In meinem künftigen Briefe hoffe ich Ihnen den freudigen Bericht von der Rettung zweyer Menschen durch mich ablegen zu können.

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 18ten Oktob. 1801.

Ich muß aufrichtig gestehen, mein Sohn, daß Deine Quacksalberaffaire mich des komischen Anstrichs wegen, den sie in der That besitzt, ungemain amüsirt haben würde, wenn sich mein Gemüth seit der Lesung Deines vorlezten Briefes nicht mit der Sorge herumgetragen hätte, daß eben diese Geschichte unangenehme Folgen für Dich haben werde. Durch den Antheil aber, den sie an Deiner Ruhe gehabt hat, und vielleicht in noch höherm Grade in Zukunft haben dürfte, besonders aber durch die Art, wie sie mit Deinen Grundsätzen über Behandlung medizinischer Vorurtheile in Beziehung steht, und endlich wegen der Gelegenheit, die sie mir gibt, um etwas, was ich schon lange auf dem Herzen hatte, Dir mittheilen zu können; aus diesem dreyfachen Grunde, sage ich, ist sie für mich von zu ernsthaftem Gehalte, als daß ich mir nicht über das, was ich Dir jezt sagen will, Deine ganze Aufmerksamkeit erbitten sollte.

Du, mein Theurer, der Du den Menschen nur noch nach dem Bilde beurtheilst, welches Deine jugendliche, nur noch in behaglichen Bildern lebende Phantasie von ihm entworfen hat, Du sage ich, kannst schwerlich schon auf eine grosse Untugend aufmerksam geworden seyn, welche mit der menschlichen Natur innigst verwebt zu seyn scheint, weil selbst die Edelsten sich niemals von ihr ganz befreyen können. Ich meyne die lieblose Voraussetzung, daß in eine jede Handlung unsers

Nebenmenschen eigensüchtige Triebe und Absichten gemischt seyen, und dafs er ihnen nur, um das Selbstinteresse desto besser zu verstecken, den Schein eigener Aufopferungen mittheile. Wir haben den wahren Eudämonismus nicht eher zu hoffen, als bis das menschliche Herz sich daran gewöhnt, dieses entehrende Mißtrauen fahren zu lassen; bis ein Mensch den andern mehr nach der guten Seite seiner Handlungen und nach ihren Folgen, auf das glimpflichste beurtheilt, als mit ängstlicher Sorgfalt den Beweggründen nachspürt, blos um etwas in ihnen zu finden, was jenen Verdacht rechtfertigen könnte. Denn es kann nicht fehlen, man muß nothwendig immer etwas finden, was in den Augen des hyperstrengen Moralisten auch auf die schönsten Handlungen von dieser Seite einen Schatten wirft; eine Schwäche unsrer Natur wird ihm zum Laster; ja selbst die Art von Eigennuz, von der ich Dir schon gesagt habe, dafs ich mir ohne sie durchaus keinen Menschen selbst im edelsten Sinne denken kann, muß ihm dadurch in einer Gestalt erscheinen, welche seinen Grundsätzen von völliger Verdorbenheit der menschlichen Natur entspricht. Aeussert der humane Mensch dieses Verdachtes ohnerachtet immer noch einige Duldsamkeit gegen Andere, so fällt bey den weniger Humanen, vorzüglich aber in den geringern Ständen, auch diese Duldsamkeit mehr oder weniger weg, und was noch mehr ist, es ist in der Regel nur ein grober Eigennuz, der selbst den edelsten Handlungen untergelegt wird. Offenbar verbittert dieser Umstand unsere irdischen Verhältnisse ungemein, am sichtbarsten aber alsdann, wenn unsre Handlungen mit denen andrer Menschen, welche mit uns gleiche Beschäftigungen,

Handthierungen und Gewerbe treiben, in Collision gerathen, und hier ist es denn auch, wo man den Menschen gemeinlich nicht zu schlecht hält, nur ihm einen schändlichen Eigennuz unterzulegen. Die Welt gefällt sich besonders darin, wie ich Dir schon einmal gesagt habe, unter uns Aerzten einen recht gemeinen Eigennuz finden zu wollen; sie nimmt ihn bey uns von einer Seite, welche selbst ein abgehärtetes Ehrgefühl empfindlich beleidigen muß, und reduzirt nicht nur diejenigen unserer Handlungen, welche durch die Verhältnisse mit unsern Collegen bestimmt werden, größtentheils auf ein recht niedriges Selbstinteresse, sondern sie betrachtet den Gewinnst auch als die Triebfedern aller unserer ärztlichen Bemühungen. Es giebt daher gewiß nur wenig Menschen, die mit uns zu fühlen vermögen, wenn wir, ohne Rücksicht auf uns selbst genommen zu haben, uns einer edlen, wohlthätigen Handlung erfreuen. Dieser Verdacht des schnöden Eigennuzes geht so weit, dafs wir sogar genöthigt sind, fast ein jedes unsrer Worte auf die Waagschale zu legen. Noch in meinem hohen Alter habe ich in diesem Punkte Schüler seyn müssen. Vor mehreren Jahren grassirten um G. . . herum die Blattern ungemein stark, ohne dafs sich in T. . . selbst die mindesten Spuren davon zeigten. Eines Tags kam ich gerade in eine öffentliche Gesellschaft, als man von der Seuche sprach, und die Furcht davor an den Tag legte. Ich griff den Faden des Gesprächs auf, und erklärte unsere bisherige Schonung als eine seltene Merkwürdigkeit. Vielleicht sagte ich dies mit einer verdrießlichen Miene, weil ich kurz vorher durch Jemand in eine recht üble Stimmung versetzt worden war. Von den Blattern kam das Ge-

sprach auf die gerade laufenden drückenden Zeitumstände, und auch hier stimmte ich in die allgemeinen Klagen ein; ich bedauerte den schlechten Verdienst in allen Ständen, und äusserte meine Hoffnung eines baldigen Besserwerdens. Einige boshafte oder dumme Menschen griffen nun alle diese Aeusserungen auf, und verbreiteten das Gerücht, ich habe mich öffentlich beklagt, dafs die Blattern noch nicht nach T. . . gekommen seyen, und dafs ich bisher so schlechten Verdienst gehabt habe; diefs Gerücht wurde so arg, dafs selbst gute Menschen mir darüber Bitterkeiten geradezu ins Gesicht sagten. Zum Glück entdeckte ich die Urheber bald, und zwang sie zu einer öffentlichen Genugthuung. Denke Dir, was ich dabey leiden mußte, meinen Charakter in ein so überaus schändliches Licht gestellt und den Ausdruck meiner innigsten Freude über das Wohl meiner Mitbürger so häfslich verdreht zu sehen!

Will ein Arzt als ein habsüchtiger Mensch recht verschrien seyn, so ziehe er nur öffentlich auf die Vorurtheile los, die der Freyheit seines Wirkens im Wege stehen, so eifere er besonders gegen Quacksalberey, und so verfolge er nur die sich damit beschäftigenden Personen. Besonders wird der gemeine Mann ihn auf der Stelle schief beurtheilen, nicht nur, weil er den Quacksalber als einen, der gemeinlich von seines Gleichen ist, schätzt und liebt, sondern auch, weil er es in der Regel sich nicht gut denken kann, dafs irgend jemand des Bestens Anderer wegen einen Menschen verfolgen sollte. Indefs auch bey Menschen aus den gebildeten Ständen kann man dadurch leicht in jenen Verdacht fallen. Du wirst dereinst finden,

dafs der Hang zur Quacksalberey nicht bloß auf die geringern Stände beschränkt ist, wenn er hier gleich in einer mehr auffallenden Gestalt erscheint. Fast einem jeden Menschen ist eine besondere Schwäche eigen, die weder durch Erziehung und Unterricht, noch durch Erfahrung so ganz und gar geheilt werden kann, die Neigung nämlich, die Hülfe gegen seine Gebrechen am liebsten zu ergreifen, die sich ihm in einer imposanten, viel versprechenden Gestalt darbietet, besonders wenn sie den Hang zum Aberglauben und zum Glauben an übernatürliche Wirkungen nährt. Die gelehrtesten und humansten Aerzte können gegen manchen gemeinen Quacksalber nicht aufkommen, weil sie ihrem Wissen nicht mit Charlatannerien einen gewissen blendenden Glanz geben wollen, während der andere alle Hülfsmittel in Bewegung setzt, die einem ungebildeten oder schwachen Gemüthe augenblicklich — starke Eindrücke mittheilen. Wenig Menschen geben sich die Mühe, den Werth und die Vorzüge eines ächten Arztes kennen zu lernen, ja ich wollte beweisen, dafs keiner, er mag übrigens so gelehrt seyn als er nur will, diese Vorzüge erkennen kann, der nicht in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist. Deshwegen findet man selbst viele Männer aus dem gelehrten Stande theils selbst quacksalbern, theils sich nur an Quacksalber wenden, wenn sie krank sind, und wie viele sonst sehr gebildete Menschen findet man nicht, die irgend ein medizinisches Geheimniß als ihren Augapfel bewahren? Die gewöhnliche Erziehungsweise des Menschen ist ganz dazu gemacht, um ihm einen solchen Hang einzupflanzen; es kommen viele andere Umstände, die Du

in anliegendem Buche *) angegeben findest, hinzu, um ihn auszubilden, und besonders trägt die Nachlässigkeit, womit so viele Polizeybehörden diesen Gegenstand behandeln, das Meiste bey, um ihn zu einem Kampf gegen die wahre Arzneykunst aufzufodern, in welchem diese nothwendig erliegen muß. Dieser Hang beruht auf einer Schwäche, die äusserst vorsichtig behandelt werden muß. In manchen Staaten wird die Quacksalberey mit grosser Strenge bestraft, aber gerade in diesen Staaten nimmt das Uebel am meisten überhand, und es ist hier um so zerstörender, je mehr man es dadurch zwingt, im Finstern herumzuschleichen. Durch öffentliche Bestrafung wird der Quacksalber in der Regel zur Würde eines Märtyrers erhoben; man brandmarke ihn, will man ihm einen recht grossen Credit verschaffen. Ich erinnere mich eines Falles, wo der Pöbel einen gemeinen Kerl mit Gewalt den Händen der Justiz entrifs, und daß ihm ein nicht zur Sentina populi gehöriger Landbewohner einen Schlupfwinkel in seinem Hause verschaffte. Ich kenne famöse Quacksalber, die in volkreichen Städten unter den Augen der Polizey, ja selbst der Landescollegien auf das unverschämteste ihr schändliches Handwerk treiben; vielleicht bestraft man sie nicht, um nicht die öffentliche

*) *Rademachers* Briefe über Aelterärzte u. s. w. und deren Nothwendigkeit im Staate. Cölln 1804. (Der Leser wird übrigens wissen, was er mit dem kleinen Anachronismus, der zwischen dem Datum des obigen Briefes und dem Druckjahr dieses Buches herrscht, anzufangen hat).

Ruhe zu stören, und zu Aufläuffen des Volkes keinen Anlaß zu geben.

Kann also die Staatsgewalt dem Uebel nicht geradezu Einhalt thun, wie viel weniger vermag es dann der simple Arzt; glaubt der gemeine Mann besonders, daß der Staat, der gegen dieß Uebel strenge verfährt, es auf den Ruin seines Glückes angesehen hätte, wie muß er erst den Arzt hassen, der es angreift, und wie viel mehr muß er ihm eigennützige Absichten zutrauen, da jeder Quacksalber seinem Wirken zunächst im Wege steht? Der Arzt muß dadurch nothwendig das Uebel vergrößern, und zugleich sein eignes Ansehen dabey zum Theil aufs Spiel setzen, ja er kann dadurch selbst den Grund zu seinem Unglück legen. Ich habe einen treflichen jungen Arzt gekannt, bey welchem dieß wirklich der Fall war. Er zog an einen bedeutenden Ort, in welchem es an Aerzten mangelte, und wo alle Umstände sich vereinigten, um ihm den Weg zu einem glänzenden Glücke zu bahnen. Sein Eifer für Menschenwohl verleitete ihn aber, einen alten Apotheker, der sich sehr stark mit der Quacksalberey abgab, in sehr heftigen Ausdrücken beym dortigen Polizeygerichte zu belangen, und es wurde wirklich zum Schein eine Untersuchung angestellt. Allein zum Unglück war der Alte selbst Beysizer des Gerichts, er war Freund und Verwandter der angesehensten Bürger, und im Uebrigen ein Mann, der der geringern Classe manche Wohlthat erwies, und wegen seiner Geschicklichkeit und Wohlfeilheit in erstaunendem Rufe stand. Dazu kam, daß kein Arzt bisher so dreist gewesen war, ihm in die Flanke zu fahren. Das ganze Publikum vom Magistrate an bis zum

Tagelöhner nahm also entschiedene Parthey für ihn, er bekam einen ungeheuern Zulauf, und mein junger Doktor wurde von allen Seiten so chikanirt, dafs er sich kaum durfte auf der Strasse blicken lassen, und so lange, bis er in der Stille den Ort verlies.

Der Verfasser des anliegenden Buches benahm sich ganz anders in einem ähnlichen Falle. Vielleicht kannst Du es nicht gleich durchlesen; die Geschichte aber kommt mir so interessant vor, dafs ich die Mühe nicht scheue, sie Dir hier abzuschreiben. „Nie habe ich, sagt Rademacher,*) über einen Afterarzt geschimpft, nie seine Kunst zu verkleinern gesucht; hatte sich jemand seines Rathes bedient, und er verlangte hernach meine Hülfe, so habe ich ihm nie Vorwürfe gemacht, sondern mich nach dem Quacksalber und seinen Mitteln blos so erkundigt, wie ich mich nach jeder äussern Schädlichkeit erkundige, welche auf den Kranken gewirkt. Ja ich bin noch weiter gegangen. Vor einigen Jahren hörte ich, dafs ein Quacksalber sich beym Maire gemeldet, um seine Bude hier aufzuschlagen, und dafs der Maire Bedenken trüge, um dieses zu erlauben. Ich gieng selbst zum Maire, und bat ihn, den Mann nicht in seinem Brodbewerb zu hindern. (!!!) Nun wurde auf dem Markte vor meinem Fenster ein Theater erbaut, alle Abend bey Fackelschein Arzney verkauft und Comödie gespielt. Der Doktor selbst war ein gar stattlicher Mann und hatte eine ungeheuere Beredsamkeit. Sein Bruder, der Hanswurst, spielte ebenfalls

*) A. a. O. S. 15.

ebenfalls seine Rolle gut, und ich kann sagen, daß ich, so lange ich hier bin, nicht so viel gelacht habe, als in den paar Monaten, daß die Leute hier ihr Wesen trieben. Jeden Sonntag Morgen zog der Doktor auf die Dörfer, der Hanswurst blies vor der Kirche auf dem Waldhorn und es wurde Arznei verkauft. Des Nachmittags ritt mein College mit seiner Schwester spazieren, er auf einem englischen, sie auf einem polnischen Gaule; kurz, es war alles wie ich es wohl auf einem Gemälde allein, nie in der Wirklichkeit gesehen.*) Fragte mich jemand, was ich von den Arzneien des Marktschreyers hielte? so antwortete ich gewöhnlich: ich hätte sie nicht untersucht, die, welche sie gekauft, würden besser den Werth derselben bestimmen können. Schimpfte jemand auf den Mann, vielleicht in guter Absicht, vielleicht blos, um mir damit ein Vergnügen zu machen, so lachte ich darüber und sagte: es wäre ja niemand gezwungen, Arznei von ihm zu kaufen, und wenn sich auch einmal jemand übel auf seine Arzneien befände, so wäre doch der Arzt nicht verantwortlich dafür; alles was Gott geschaffen, sey gut, also auch die Arzneien des Marktschreyers, und wenn sich jemand mit einem Messer den Hals abgeschnitten, so hätte ich noch nie über den Messerschmidt schimpfen gehört. Dem Marktschreyer mochte es wahrscheinlich gefallen, daß er einmahl in einer Stadt war, wo ihm der Arzt nichts Böses nachredete, und er war so artig allenthalben zu sa-

*) Wem fällt hiebey nicht Thümmels meisterhafte Schilderung eines Quacksalbers ein? S. dessen Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich I. S. 32.

Der Herausg.

gen, ich sey der verständigste und ehrlichste, den er noch angetroffen. Ich versichre Dir, daß mir dieser Lobspruch Vergnügen gemacht hat; denn ich dachte bey mir selbst, Gott weiß: ob es nicht das erste und leztemahl ist, daß ein College, der an einem kleinen Orte sein Wesen zugleich mit mir treibt, mich in der Abwesenheit lobt. “

Vielleicht wird es Dir ergehen, wie es mir ergieng, als ich diesen Bericht bis hinhin durchgelesen hatte; Du wirst nemlich über das Benehmen des Erzählers frappirt seyn, und es gewiß nicht in allen Stücken billigen. Aber höre, was er seinem Freunde weiter schreibt.*) „Du wirst gewiß erstaunen über meine seltsamen Anschläge, und denken, daß ich endlich es selbst so weit getrieben, bis ich zur Null in meiner Commune geworden; aber darinn würdest Du Dich gewaltig irren. Denn es ist vielleicht kein Ort in diesem Lande, wo so wenig Medikasterey Statt findet, als gerade in dem, worin ich wohne. Jeden von der Sache unterrichteten Mann kann ich dreist auffordern, mir darin zu widersprechen. Mehr als ehemals unter den günstigsten Umständen alle preussischen Medizinalverordnungen, mehr als die Wachsamkeit der Polizey, als das Raisonnement meines gelehrten Antezessors, als Geldstrafe und androhte Landesverweisungen ausrichten konnten, richtete ich unter den ungünstigsten Umständen ohne jemandes Hülfe aus“ u. s. w.

Erlaubt es Dir also Dein Eifer für das allgemeine Beste nicht, in dieser Rücksicht Dich ganz unthätig zu verhalten, so gehe wenigstens vorsichtig zu Werke, so daß Du eines theils im Stande bleibst, den

*) a. a. O. S. 17.

Menschen durch seine eigne Schwäche nach Willkühr zu leiten, andern theils aber Dich selbst vor dem Verdacht eigennütziger Absichten zu schützen. Ich habe Dir schon gesagt, wie nöthig es für den Arzt ist, von diesem Verdachte befreyt zu bleiben. Freylich ist es immer ein niederschlagender Gedanke für den Redlichen, daß er so oft genöthigt ist, erst den Codex der Lebensklugheitslehre nachzuschlagen, ehe er sich mit solchen verderblichen Mängeln in einen Kampf einläßt, noch trauriger ist es für ihn, zuweilen einen unthätigen Zuschauer abgeben zu müssen, um sein eignes Wohl nicht auf eine Karte zu sezen. Der Arzt besonders kommt oft in die Lage dieses zu müssen; indessen wird dieses Müssen oft für ihn ein moralisches Pflichtgebot. Ich habe — dem wird auch der strengste Moralist nicht widersprechen — ich habe Pflichten gegen mich selbst zu erfüllen; opfre ich also mein eignes Wohl auf, um Andern wohl zu thun, gebe ich mich ganz und gar nur als ein Mittel hin, welches durch den Gebrauch sich selbst zerstöhrt; so seze ich mich nicht allein dem Vorwurfe aus, nur etwas sehr einseitig Gutes gethan zu haben, sondern ich werde auch auf eine gewisse Art straffällig, insofern ich mir selbst die Kräfte raube, um meinen guten Zweck entweder vollends durchzusezen, oder in Zukunft noch mehrere gute Handlungen unternehmen zu können. Der Moralist von der strengsten Observanz wird dieß freylich Sophisterey nennen; ich für meinen Theil aber, der ich mich rühmen darf manches Gute gethan zu haben, habe mich bey diesem Grundsatz immer sehr wohl befunden, und ich versichre Dir, daß ich die Reinheit meines moralischen Sinnes recht gut dabey habe bis auf diesen Augenblick verwahren können. Eine schwärmerische Aufopferung

seiner selbst, um Andern einen, dazu noch so oft nur problematischen Nutzen zu leisten, verräth entschieden eine gewisse Art von Verrücktheit, wenn wir sie bey Menschen sehen, die, wie es bey dem Arzte insonderheit der Fall ist, nur mit Hülfe einer sorgfältigen Schonung ihrer selbst wirksam seyn können; zum mindesten kann man daraus schliessen, daß sie den Umfang ihrer Pflichten nicht dem kleinsten Theile nach kennen. Auf jenem Grundsatz beruht die wahre Lebensklugheit des Arztes, eine Klugheit, die uns freylich verhindert, die Liste unsrer Thaten mit glänzenden Beispielen auszufüllen, die uns aber dafür desto mehr Gelegenheit verschafft, in der Stille tausendmahl mehr Gutes auszuführen, als es der berühmteste Märtyrer jemals vermocht hat; eine Klugheit endlich, bey der wir mit aller Behaglichkeit im Bewußtseyn, und mit sorgenfreyem Blicke auf unsre eigne gesellschaftliche und bürgerliche Lage ausser uns wirksam seyn dürfen. Und dafür, daß der Arzt aus Rücksicht auf sich selbst, zuweilen selbst bey offenbaren Uebeln, wie ich Dir schon oben sagte, einen leidenden Zuschauer abzugeben genöthigt ist, dafür wird sein Eifer von vielen andern Seiten wieder hinlänglich entschädigt. In Zukunft wirst Du finden, wie viele Gelegenheiten es für ihn giebt, durch entscheidende ohne alle Umwege ausgeführte Handlungen manches Gebrechen auf der Stelle heilen zu können, Gelegenheiten, die, wenn er nach Ruhm und Ehre begierig ist, ihn auf den Gipfel desselben führen können. Nur würdest Du vergeblich erwarten, diese Gelegenheit in den Vorurtheilen der Menschen zu finden. Denn gerade sie sind es, gegen welche der Arzt, will er anders nicht schnell gelähmt werden, sich nie in einen

ofnen Kampf einlassen darf; hier ist es, wo der Arzt beweisen kann, ob er die wahre Lebensklugheit besitzt, ob er nemlich sie, die Vorurtheile, in der Stille zu bekriegen weifs, ohne dabey seine eigne Wohlfahrt auf's Spiel zu sezen. Der wahre Vertilgungskrieg gegen Vorurtheile und Aberglauben ist einer von denen, welche in der That nur der feine und praktisch geübte Menschenkenner unternehmen darf, und in welchem keine Brustwehr und kein Schanzkorb, wenn ich diese militärischen Ausdrücke gebrauchen darf, den angreifenden Theil genug sichern kann, sobald der Angriff mit Gewalt und bey Tage geschieht.

seiner selbst, um Andern einen, dazu noch so oft nur problematischen Nutzen zu leisten, verräth entschieden eine gewisse Art von Verrücktheit, wenn wir sie bey Menschen sehen, die, wie es bey dem Arzte insonderheit der Fall ist, nur mit Hülfe einer sorgfältigen Schonung ihrer selbst wirksam seyn können; zum mindesten kann man daraus schliessen, daß sie den Umfang ihrer Pflichten nicht dem kleinsten Theile nach kennen. Auf jenem Grundsatz beruht die wahre Lebensklugheit des Arztes, eine Klugheit, die uns freylich verhindert, die Liste unsrer Thaten mit glänzenden Beispielen auszufüllen, die uns aber dafür desto mehr Gelegenheit verschafft, in der Stille tausendmahl mehr Gutes auszuführen, als es der berühmteste Märtyrer jemals vermocht hat; eine Klugheit endlich, bey der wir mit aller Behaglichkeit im Bewußtseyn, und mit sorgenfreyem Blicke auf unsre eigne gesellschaftliche und bürgerliche Lage ausser uns wirksam seyn dürfen. Und dafür, daß der Arzt aus Rücksicht auf sich selbst, zuweilen selbst bey offenbaren Uebeln, wie ich Dir schon oben sagte, einen leidenden Zuschauer abzugeben genöthigt ist, dafür wird sein Eifer von vielen andern Seiten wieder hinlänglich entschädigt. In Zukunft wirst Du finden, wie viele Gelegenheiten es für ihn giebt, durch entscheidende ohne alle Umwege ausgeführte Handlungen manches Gebrechen auf der Stelle heilen zu können, Gelegenheiten, die, wenn er nach Ruhm und Ehre begierig ist, ihn auf den Gipfel desselben führen können. Nur würdest Du vergeblich erwarten, diese Gelegenheit in den Vorurtheilen der Menschen zu finden. Denn gerade sie sind es, gegen welche der Arzt, will er anders nicht schnell gelähmt werden, sich nie in einen

ofnen Kampf einlassen darf; hier ist es, wo der Arzt beweisen kann, ob er die wahre Lebensklugheit besitzt, ob er nemlich sie, die Vorurtheile, in der Stille zu bekriegen weifs, ohne dabey seine eigne Wohlfahrt auf's Spiel zu sezen. Der wahre Vertilgungskrieg gegen Vorurtheile und Aberglauben ist einer von denen, welche in der That nur der feine und praktisch geübte Menschenkenner unternehmen darf, und in welchem keine Brustwehr und kein Schanzkorb, wenn ich diese militärischen Ausdrücke gebrauchen darf, den angreifenden Theil genug sichern kann, sobald der Angriff mit Gewalt und bey Tage geschieht.

13.

M. R. N. AN DOKTOR N.

P. . . den 20ten Nov. 1801.

Durch Deine Antwort*) auf meinen letzten Brief bestimmst Du mich, mein Sohn, den Gegenstand, von welchem in ihm die Rede war, noch einmahl zu berühren. Denn Du scheinst meine Meynung noch nicht so, wie ich es wünsche, gefasst zu haben. Du machst mir nemlich mit Lebhaftigkeit den Einwurf: ein Arzt, der es mit Menschenglück redlich meynt, der kein Verbrechen gegen den Staat begehen will, der von der wahren Würde seiner Kunst durchdrungen ist; ein Arzt, der den groben Vorurtheilen, welche die Welt noch immer gegen unsre Kunst hegt, nicht Vorschub leisten, und zur Einschränkung ihres wohlthätigen Wirkungskreises nicht selbst die Hand bieten will; ein solcher Arzt, sagst Du, dürfe durchaus den Vorurtheilen, auf welchen das Unwesen der Quacksalberey beruht, nicht ruhig zusehen, und sollte er auch das ganze Glück seiner eignen Bestimmung dabey aufopfern.

Lies meinen Brief noch einmal nach, um zu finden, daß ich Dir dieses Ruhigzusehen nur für einzelne intrikate Fälle vorschlage, im Allgemeinen aber ausdrücklich sage, daß Du allerdings verbunden seyst, jenen Vorurtheilen den Krieg zu erklären, jedoch mit der Bedingung, daß es mit kluger Rücksicht auf Dich geschehe. Ich werde Dir durch

*) Hat sich nicht vorgefunden.

einige Bemerkungen über die Behandlung der Vorurtheile überhaupt leicht beweisen können, daß Du durch diesen heimlichen Krieg eher als durch den offenen Angriff zum Siege gelangen, ja daß Du Dir in der Regel gerade durch den letztern die von Dir rubrizirten Vorwürfe aufbürden wirst.

Stelle Dich einmahl in den Fall eine Krankheit vor Dir zu haben, die mit einer ursprünglichen Schwäche des ganzen Subjekts innigst verwebt ist. Würdest Du nicht einen höchst thörichten Streich begehen, wenn Du dieses Uebel durch heroische Mittel auf der Stelle kuriren wolltest, und würdest Du der unangenehmen Gefühle halber, die Du dadurch dem Kranken erregst, nicht in den Verdacht einer Hartherzigkeit, ja würdest Du bey dem nothwendig üblen Ausgange nicht in den Ruf der Ungeschicklichkeit und wohl gar einer schlechten Absicht fallen? Gerade dieselbe Bewandniß hat es mit der Heilung der Vorurtheile. Alle zusammen sind auf eine oder die andre Art mit der ganzen moralischen und physischen Natur des Menschen aufs innigste verschmolzen; sie sind eines Theils seine wunden Seiten, die man nicht antasten darf, ohne ihn aufs allerschmerzhafteste zu reizen; von der andern Seite sind sie ihm sein Liebstes, sein Heiligstes, weil ihre Befriedigung so unbedingt seiner individuellen Natur entspricht, und sie können also nicht unsanft berührt werden, ohne den Menschen zur Rache an seinem vermeinten Verfolger zu reizen, und ihn zu bestimmen, ihm die schändlichsten Absichten unterzuschieben, von denen Eignuz und Mißgunst noch die kleinsten sind, und endlich nicht, ohne ihn geradezu aufzufordern, alle mögliche Hülfsmittel gegen seinen Feind aufzubie-

ten, um sich im Besiz seines liebsten Gutes zu erhalten. Dies ist kein Raisonnement; es sind That-
sachen, von deren Wahrheit Du Dich alle Tage über-
zeugen kannst, wenn Du fortfahren willst, den Vor-
urtheilen einen offenen Krieg zu erklären. Sie be-
weisen, daß durch diesen Krieg den Vorurtheilen
eine gröfsre Hartnäckigkeit gegeben wird, die ihre
Ausrottung um so viel schwieriger macht, und daß
sie erst dadurch recht schädlich gemacht werden,
weil man den Menschen zwingt, damit, wenn ich
so sagen darf, aus seinem Subjekte herauszugehen,
und sie gleichsam zum Trotz gegen seinen vermeyn-
ten Feind durch und mit andern in gröfsre Anwen-
dung zu sezen, da er vorher sich in der anspruch-
losen Befriedigung blos seiner subjektiven Bedürf-
nisse befriedigte. Der von Vorurtheilen eingenom-
mene Mensch wird nur dann erst das wilde wü-
thende Geschöpf, welches es so oft wird, wie die
Geschichte aller Zeiten beweist. Seiner Rache ist
nichts heilig genug; und haben wir nicht genug
Fälle, wo Ströme von Blut sie nicht haben be-
friedigen können?

Der Arzt wird durch sein Amt fast mitten in
den Kreis derjenigen Vorurtheile gesezt, welche dem
Menschen beynahe so lieb wie sein Leben sind, und
nothwendig jedem Menschen, der mit der Natur der
Dinge keine Bekanntschaft hat, auf eine unausrottbare
Art anhängen müssen. Von ihrer Heilung darf
also beym Arzte gar nicht die Rede seyn; er vermag
sie nicht zu bewerkstelligen, er müßte denn die gan-
ze Natur des Subjektes umkehren, seinem ganzen
Ideengange eine neue Richtung geben können. Ge-
sezt, das letztere könne ihm auch zuweilen gelingen,
so geht doch damit die beste Zeit vorlohren, in wel-

cher er dem Subjekte auf eine reellere Art hätte nützlich seyn können. Es kann also nur die Rede von einem solchen Benehmen des Arztes seyn, welches ihn selbst von einer Seite schützt, daß er von den ihn umschlingenden Vorurtheilen nicht erdrückt und in seinem Wirken gelähmt werde, und welches ihn von der andern Seite in den Stand setzt, durch das Vorurtheil selbst vortheilhaft auf das Subjekt zu wirken. Eben die Vorurtheile geben ihm die schönsten Mittel an die Hand, sich selbst ungemein beliebt zu machen, und also sich einen großen Wirkungskreis zu eröffnen, in welchem er dem Menschen tausendmahl nützlicher seyn kann, als er es durch jenen Vertilgungskrieg zu seyn vermag. Er kann sie aber auch geradezu als Hülfsmittel gebrauchen, um dem Kranken und jedem, mit dem er zu thun hat, unendlich nützlich zu seyn.

Denn jemehr ein Mensch von Vorurtheilen eingeommen ist, desto mehr pflegt er den schwachen Seiten seines Verstandes Blößen zu geben; ein Subjekt aber, welches seine schwachen Seiten zur Schau legt, kann durch den geübten Menschenkenner zu jedem beliebigen Zwecke geleitet werden, indem es ein Leichtes ist, alles das, was man mit ihm vor hat, mit jener Schwäche in Verbindung zu bringen. Wir sehen täglich, wie ein abergläubischer, vorurtheilsvoller Mensch von einem klügern als Maschiene zu allerley üblen Absichten gebraucht werden kann, ohne daß er den Schaden, den er sich zuzieht, bemerken könnte; warum sollte man ihn nicht auch zu guten Zwecken als Mittel benutzen, warum sollte man ihn denn nicht auch als Mittel zu seinem selbsteignen Wohle benutzen können? Daß dieses recht gut geschehen kann, wird

Dir jeder Arzt beweisen, der den Menschen nicht bloß aus Handbüchern kennt. Wenn alle seine Mittel und Wege, den Kranken zu irgend etwas zu bestimmen, fehlschlagen, so bleiben ihm dessen Vorurtheile übrig, um ihn nach Willkühr dadurch zu lenken. Er braucht dem Kranken seinen Zweck nur durch die Brille dieser Vorurtheile zu zeigen, um ihn gleich zu allem geneigt zu machen. Deswegen richtet der feine Arzt gerade bey den vorurtheilsvollen Kranken in der Regel mehr aus, als bey solchen, die ich zu den Aufgeklärten zähle, ja oft mehr als bey wirklich aufgeklärten helldenkenden Männern. Denn die letztern lassen sich schwer durch Andre leiten, und setzen der Freyheit der ärztlichen Maasregeln gemeinlich schwer zu besiegende Hindernisse dadurch in den Weg, daß sie alles besser wie er selbst wissen wollen, daß sie ihn zur größten Behutsamkeit in seinen Urtheilen und Raisonnements nöthigen, und sich nicht anders als mit der schweren Bedingung behandeln lassen, daß man sie mit allen Maasregeln vertraut mache. Kein Vorurtheil kann aber dem geschickten Arzte im Wege seyn. Er hört mit Geduld der Entwicklung der Ideen des Kranken zu, ohne zu widersprechen oder zu belehren, ja er befördert ihre Entwicklung durch theilnehmende, zutrauliche Fragen, und giebt in allem volles Recht, worinn er nur einigermaßen, ohne geradezu zu schaden, Recht geben kann. Dadurch verschafft er sich das vollste Zutrauen, die unbedingte Liebe des Kranken, und er mag dann unternehmen was er will, selbst der eigensinnigste Kranke läßt sich alles gefallen, weil er mit der größten Freude voraussetzt, daß der Arzt von seinen Ideen ausgehe. Und bemerkte dann der Kranke auch Manches, was mit diesen Ideen sich nicht

vereinigen läßt, so bescheidet er sich gerne seiner Unwissenheit, und im Uebrigen läßt es seine Liebe gegen den Arzt nicht zu, sich in irgend etwas zu widersezen. So wird eben das Vorurtheil ein Wohlthäter des Leidenden, und ein erlaubtes Mittel, dem Arzte Ansehen und Würde zu verschaffen. Deswegen behaupte ich, daß ein Arzt ohne eine gewisse Uebung in diesem Punkte ohnmöglich ein glücklicher Arzt und kein beliebter Arzt seyn kann. In frühern Jahren bin ich oft erstaunt, wenn ich Aerzte, denen ich keine großen medizinischen Kenntnisse zutrauen dürfte, in so ausserordentlichem Ansehen stehen fand, und ihre grosse Praxis mit so auffallendem Glücke gesegnet sahe. Und umgekehrt habe ich oft nicht begreifen können, wie es oft den geschicktesten Aerzten an allem dem fehlen konnte, was man zum ärztlichen Glücke zählt. Späterhin fand ich aber die Quelle von einem und andern; bey jenen Aerzten war es die feine und liebevolle Schonung der Schwächen des Menschen, bey diesen der Eifer sie auszurotten; und ich versichre Dir hoch und theuer, daß meine glückliche Praxis sich erst von dem Momente an datirt, in welchem ich in dem erstern Verfahren einige Uebung zu erlangen anfieng.

Ich läugne indess keineswegs, daß es nicht Fälle gebe, wo diese Schonung übel angebracht ist. Eines Theils darf man sie nicht zu weit treiben, um den nicht ganz dummen Kranken nicht glauben zu machen, daß er selbst die Sache so gut wie sein Arzt verstehe. Dieser Glaube würde alles Zutrauen in der Geburt ersticken. Man muß also erst genau wissen, was für ein Subjekt man vor sich hat, und dann demselben in dem Augenblick,

in welchem er sich unsrer zu bemeistern und uns zu dämpfen droht, mit Geseztheit durch den Sinn zu fahren verstehen. Zweytens würde es in vielen Fällen für den Kranken sehr nachtheilig seyn, den Schein anzunehmen, als wenn man seinen Vorurtheilen huldigte; denn es giebt dieser Fälle in Menge, wobey selbst der Schein der Befriedigung den Kranken noch eigensinniger macht, als er schon ist; hinhin gehören zum Beyspiel gewisse fixe Ideen über körperliche Leiden und über die Art, dieselben zu heilen, ein Gegenstand, von dem wir uns bald besonders unterhalten wollen. Ia wir kommen nicht selten in die Lage, gerade durch lebhaften Widerspruch uns das Vertrauen des Kranken sichern zu müssen, wir begegnen Fällen, wo er selbst es darauf anlegt, wieder Streit zu finden. Hinhin gehören die ängstigenden Vorurtheile so vieler Hypochondristen, die nur im ewigen Hader mit ihren Aerzten Trost und Beruhigung finden. Indefs bleibt es von der andern Seite wieder wahr, daß man durch Nachgeben und Befriedigung selbst nachtheilige Vorurtheile zum Besten der Kranken benutzen kann. Viele vorurtheilsvolle Menschen sind wie die eigensinnigen Kinder, die durch Zwang und Strafe nur in ihrem Fehler befestigt werden. Der geschickte Erzieher setzt sie in eine Lage, (ohne daß er, um sich ihren Haß nicht zuzuziehen, daran Antheil zu haben scheint) daß sie sich durch Befriedigung ihres Willens irgend ein Wehe zufügen. Du klettertest in Deinen Kinderjahren aller Strafe ohnerachtet auf alle Stühle und Tische, bis ich einmal dafür sorgte, daß Du mit einem Stuhle umfallen mußtest; von dem Augenblick blieb keiner lieber auf ebnem Boden, wie mein Sohn.

Uebrigens würdest Du sehr irren, mein Theurer, wenn Du voraussetzen wolltest, daß nur der gemeine Mann den Arzt zu solchen Vorsichtsmaassregeln nöthige. Ich wiederhohle Dir hier ausdrücklich, daß kein Stand, kein Ceschäft und selbst nicht die grösste Gelehrsamkeit, wenn sich nicht Scharfsinn mit Kenntniß der Natur vereinigen, gegen Vorurtheile, besonders gegen die s. g. medizinischen schützt, daß Du Dich also bey einem jeden Deiner Kranken darauf gefast machen mußt. Durch Hörensagen, durch Nachdenken, Lektüre, durch den Umgang mit Aerzten, oder durch Erfahrungen an sich selbst, hat fast jeder Mensch sich gewisse Begriffe von Gesundheit, Krankheit und den Wirkungen der Arzneymittel gebildet. Begriffe, die mitunter freylich nicht ganz falsch, allein doch immer mit Vorurtheilen sehr nahe verwandt sind, weil sie von sehr eingeschränkten Standpunkten aus sehr einseitig entwickelt sind, und sich so fest in die Seele prägen, daß selbst auffallende Thatsachen sie oft nicht zu verändern vermögen. Wenigstens sind solche fixe Ideen dem Arzte oft eben so zur Last, wie die Vorurtheile im strengern Sinne, und erfordern dieselbe Behutsamkeit. Der Kranke belauscht nach seinen Voraussetzungen den Weg, welchen der Arzt mit ihm einschlägt; oft macht er ihm die ausdrücklichsten Vorschriften, und hält es für beleidigenden Zweifel an seinem eignen Verstand, oder für Eigensinn, oder für Mangel an Kenntniß des Arztes, wenn dieser Miene macht, geradezu seinen Ideen entgegen zu handeln. Ich hatte sonst viel mit einem sehr gelehrten und scharfsinnigen Consistorialrathe zu thun, der in frühern Jahren sehr viele medizinische Schriften gelesen, und sich daraus die Ideen zusammengesetzt hat, daß die Galle an der Erzeu-

gung einer jeden Krankheit ihren bestimmten Antheil habe; jede Krankheit also ausleerende Mittel erfordere. Er selbst war seit Jahren kränklich gewesen, allein er glaubte keinen Arzt nöthig zu haben, indem er sich selbst helfen zu können meynete; zum Theil fürchtete er die Aerzte, weil er bemerkt haben wollte, daß die meisten auf die Galle nicht die gehörige Rücksicht nahmen. Er purgirte sich also Jahr aus Jahr ein selbst, und wurde dabey so hinfällig, daß er sich endlich entschloß, mich zu sich hohlen zu lassen. Statt aber von seiner Idee geheilt zu seyn, machte er es mir gleich Anfangs fast zur Bedingung, nur von ihr auszugehen. Mich plagte damals auch noch der Trieb zur Aufklärung, ich widersprach dem Mann also und suchte ihn von der durchgängigen Falschheit seiner Voraussetzung, besonders was ihn selbst betraf, zu überzeugen. So viel Liebe er sonst zu mir hegte, so sehr anstößig war ihm doch mein Widerspruch. Nur ein einziges mahl nahm er von meiner Arznei, behauptete dann, er könne sie nicht vertragen, und wendete sich dann an einen andern Arzt. Auch mit diesem war er nicht zufrieden; denn nach einem Vierteljahr mußte ich ihn wieder besuchen. Dießmahl liefs ich ihn bey seiner Meynung, und wufste ihm mein Verfahren immer so darzustellen, als wenn es nur gegen seine Galle gerichtet wäre. Ietzt konnte er alle Arznei ertragen; er hat bis jezt das unbegrenzteste Zutrauen zu mir, und seine Umstände stehen so gut als sein schwacher Körper nur gestattet.

Also wollen in dieser Hinsicht selbst sehr gebildete Menschen oft als Kinder behandelt seyn, wenn man ihnen wohlthun und seine Pflicht er-

füllen will. Es ist mithin unrichtig, wenn Du glaubst, daß der Arzt der Würde seines Standes und der Autorität seiner Person zu viel vergebe, wenn er sich zuweilen mehr wie der Lernende benimmt. Ich vergebe durch nichts meine Würde, wodurch ich meinen Nebenmenschen nützen kann, und wie oft hat nicht die eitle Furcht, schwächer zu scheinen als man ist, eine gute Handlung in der Geburt erstickt? Freylich muß man in einzelnen Fällen, wie ich schon vorhin gesagt habe, diesen Schein möglichst zu vermeiden suchen; der größte Theil der Menschen wird aber gewiß eine recht schöne Idee von Deinem Verstande bekommen, wenn Du seinen Meynungen beypflichtest. Ich bin überzeugt, Du wirst darin den richtigen Mittelweg treffen, und Dich nicht mit gewissen Scandalis unsers Ordens verwechseln lassen, welche sich wirklich freuen, wenn der Kranke ihnen ein wenig unter die Arme greift, mit Menschen, welche dafür schon vom gemeinen Mann ausgepiffen werden. Doch — für jezt genug von diesem Gegenstande, damit ich in diesem Briefe auch noch für die Widerlegung eines andern Deiner Einwürfe Platz behalte.

Der simple Arzt begeht nichts weniger als ein Verbrechen gegen den Staat, wenn er sich nicht aus Leibeskräften gegen den Unfug der Quacksalberey stemmt. Du hast nicht im Geringsten nöthig, Dich deßhalb zu beunruhigen, Du bist für kein Unglück, für keinen Jammer responsabel, der daraus entstehen mag. Denn solltest Du es seyn, so müßte Dich der Staat erst in eine Lage versetzen, in welcher Du ihm ohne ängstliche Rückblicke auf Dein eignes Wohl dienen kannst, so müßte er Dich so unterstützen, mit einer solchen Gewalt ver-

sehen, daß Deine Bemühungen nicht zum Gespötte dienen, wie die Anstrengungen eines Kindes, den kräftigen Mann zu Boden zu werfen. Thut dieß der Staat nicht, und befiehlt er dennoch, daß wir diesem wüthenden Feinde offene Stirn bieten sollen, so handelt er äusserst unbillig gegen uns; thut er es nicht, so trage er allein die Verantwortlichkeit über die schrecklichen Wunden, die jenes Uebel seinem eignen Herzen schlägt! Aber — sapienti sat, satis abunde! Ich merke an dem bittrem Gefühl und dem Eifer, der sich meiner bemächtigt, indem ich schreibe, daß ich meinen Brief vor dieser Periode hätte schliessen müssen. Aber wer ist wohl Herr genug seiner selbst, den Uebergang eines solchen Gefühles im Werke zu hindern, wenn man sieht, daß so theuer und mühsam erworbene Gerechtsame, wie in unserm Staate die Gerechtsame des Arztes sind, noch bey alle dem obendrein von jedem Schurken von Quacksalber gekränkt werden dürfen, und daß mancher redliche gewissenhafte Arzt ein eignes Studium davon machen muß, sich gegen einen solchen Elenden in einiger Höhe zu erhalten. Es geziemt sich nicht, den Gefühlen seines Herzens über gewisse Mängel der Staatsverwaltung allenthalben Luft zu machen. Es mag immerhin wahr seyn, wie mir ein gewisser grosser Staatsmann einst sagte: daß einige Staatsregierungen es machen wie die göttliche Vorsehung, indem sie Menschen durch Leiden und harte Versuchungen zu dem führen, was zu ihrem Glücke dient; allein — — doch ich wollte ja schliessen, und ich zerreiße meine Feder, damit ich nie wieder in Versuchung komme, von Neuem anzufangen.

Nach-

N a c h s c h r i f t.

den 29sten Nov. 1801.

Mein neuer College, der junge Doktor B. . . . hat mich gestern erst besucht, und ich wollte Dir noch gerne das, was ich von ihm weiß, mittheilen. Vor allem hat er sich in Betreff seiner göttlichen Grobheit, von der Du schreibst, ganz vollkommen bey mir legitimirt. Ich sahe es ihm deutlich genug an, daß sein Besuch die Absicht hatte, mich alten Mann ein wenig zum Besten zu haben, und so sehr ich den ästhetischen Herrn durch eine immer gleiche Höflichkeit und Gelassenheit zu beschämen suchte, so wenig machte dieß auf sein Ehrgefühl Eindruck. Zulezt legte er mir mit einem spöttischen Blicke die Frage vor: ob auch ich von dem Vorurtheile eingenommen sey, daß nur die Erfahrung den Arzt mache, und daß deshalb die alten Aerzte immer vor den jungen den Vorzug hätten? Die hämische Absicht dieser Frage verdroß mich denn doch so sehr, daß ich dem Laffen mit der Gegenfrage diente: „ob eine gewisse neuere Theorie des Schönen, die er wahrscheinlich sehr genau kenne, weil er seine schöne Seite so meisterhaft zu entwickeln verstehe, ob diese Theorie auch lehre, von welcher Art der Eindruck sey, welchen ein troziger Gelbschnabel auf das Gemüth des unter Menschen gereiften Mannes macht? Ob er nicht ferner auch glaube, daß in dem Contraste, den ein junger Windbeutel mit dem Ernst eines solchen Mannes mache, oder in den reizenden Attributen der Kindheit, die mit dem Gelbschnabelstande verbunden sind, so viel Angenehmes und Schönes liege, daß ein solcher Mann darüber die Ausbrüche des Muthwillens und

der Ungezogenheit mit Gelassenheit ertragen könne?“ Sein Gesicht verlängerte sich um die Hälfte bey dieser Frage, welche ihm augenblicklich so sehr sein Conzept verrückte, daß er mit der sichtbarsten Verlegenheit Huth und Stock suchte, und mit brennend rothen Wangen davon lief. — Wie ich höre ist der junge B. . . . schon jetzt allgemein wegen seiner Insolenz und Windbeuteley verschrien; und sein ausschließlicher Umgang mit einigen jungen Leuten von gleichem Schlage, soll ihn, seines Charakters wegen, sehr verdächtig machen. Auch soll er in einer öffentlichen Gesellschaft sich einen Vorfall zugezogen haben, der nicht sehr zur Beförderung seines Glückes dienen wird.

Du wirst Dich erinnern, daß ich es Dir, als Du von H. . . . g zurückkamst, nicht habe glauben wollen, als Du mir erzähltest, daß das Panier einer gewissen schönwissenschaftlichen Rotte auch zu H. . . . g eine grosse Revolution verursacht, und besonders viele junge Mediziner verführt habe zu ihr zu schwören. Du sagtest damals noch, daß alle diese jungen Leute einen besondern Ton angenommen hätten, der sich mit den Gesezen der Gesellschaft gar nicht habe vertragen wollen; daß selbst die würdigsten Lehrer, und jeder andre, der seinem Thun und Lassen nicht den absurden Anstrich dieser Clique gegeben habe, vor keinerley Beleidigungen sicher und mit Spottnahmen belegt worden seyen, und daß endlich unter den Studirenden selbst, die sich in zwey offenbar feindselige Partheyen getheilt hätten, die blutigsten Zankereyen entstanden seyen. In Deinem vorlezten Briefe hast Du bey der Gelegenheit, da von B. . . . die Rede war, wieder

darauf hingedeutet; allein durch diesen B . . . selbst habe ich mir erst einen Begriff von der Wahrheit Deiner Erzählung machen können. Leider sehe ich, daß selbst talentreiche Jünglinge auf Akademien so verbildet werden können, daß nur eine lange Reihe trauriger Erfahrungen sie zu einer vernünftigen Handelsweise vorbereiten kann. Wie viele Eltern mögen nicht darüber trauren, wenn sie statt eines gesetzten jungen Mannes einen Hasenfuß, statt eines kenntnißreichen Kopfs, der sich gleich in die ihm angewiesene Rolle paßt, einen verschrobenen Menschen wieder erhalten, der bey jeder Handlung eines Beobachters bedarf, damit er nicht einen läppischen Streich auf den andern häuffe? Ich will zwar nicht geradezu den akademischen Lehrern die Schuld geben; denn ihre Lage ist meistens nicht geeignet, um jeden Jüngling im Einzelnen seiner Bestimmung entgegen zu führen; allein Manches könnte doch anders seyn, wie es ist. So wäre es ja z. B. ein Leichtes, der Schaar von emporstrebenden Genies eine allgemeine Anleitung zu geben, die sie vor dem Abweichen auf eine falsche Bahn, und ihnen ihren gesunden Menschenverstand sichert. Doch dieß Thema gehört nicht in meine Privatbriefe, und vielleicht stelle ich mir die Sache auch weit schlimmer vor, als sie wirklich seyn mag.

Nach Deinen Aeusserungen in Deinem letzten Briefe, ist die Entbindung, die Du mir im vorletzten vorhersagtest, nicht nach Deinen Wünschen ausgefallen, und Du scheinst etwas auf dem Herzen zu haben, durch dessen Mittheilung Du mir keinen Kummer machen willst. Gesezt aber auch, daß die Sache für mich nicht erfreulich wäre,

so wird doch der gute Rath, den ich Dir vielleicht werde geben können, mir das Unangenehme versüßen; und einen solchen Rath wirst Du gewiß nöthig haben. Ich erwarte also das Ausführliche des muthmaßlichen Vorfalls in Deinem nächsten Briefe.

14.

DOKTOR N. AN M. R. N.

D . . den 15ten December 1801.

Hätten Sie mir auch nicht mit so vieler väterlicher Liebe die Erlaubniß gegeben, Ihnen den üblen Ausgang jener Entbindung, den Sie richtig errathen haben, mitzutheilen, so würde ich es dennoch jezt, da ich mit Ruhe darüber nachdenken kann, freywillig gethan haben, und um so eher, da meine Ruhe mir jezt erst gestattet, von Ihrem Rathe den gehörigen Vorthail zu ziehen. Ehe ich den Vorfall selbst erzähle, muß ich eine historische Bemerkung vorherschicken.

*) Es lebt hier ein gewisser Rath M . . . dessen ältester Sohn Arzt war, der aber kaum, da er sich hier niedergelassen hatte, an der Schwindsucht starb. Er ließ eine hübsche Instrumentensammlung nach, welche man mir wohlfeil zum Kauf anbot, und welche auch von mir gekauft wurde. Eine schöne Levrettsche Zange, die sich darunter befand, wurde von mir dazu bestimmt, um die gedachte Kreissende zu erlösen, und diese fatale Zange war es, die mir so vielen Verdrufs bereitet hat.

Die Frau bedurfte durchaus der Instrumentalhülfe, allein die unwissende Hebamme wendete alles an, um die Arme vom Gegentheil zu überreden; das Weib wollte vor Wuth bersten, als ich sie repoussirte, und selbst während ich die Zange anzulegen im Begriff war, betheuerte sie es fast schäu-

*) Folgender Vorfall ist buchstäblich wahr.

Der Herausg.

mend, daß ich die Kreissende ums Leben bringen werde. Meine Zange lag fest, allein indem ich die ersten kraftvollen Züge machen will, höre ich ein plötzliches Krachen im Innern der Gebährenden, meine Zange fährt mit Gewalt los, und denken Sie sich meinen Schrecken, als ich sahe, daß der weibliche Löffel in der Schloßöffnung abgebrochen, und der Löffel selbst stecken geblieben war. Die Hebamme erhob ein Zetergeschrey, die Kreissende wurde ohnmächtig, ich war eiskalt vor Schrecken, und die Umstehenden brachen in Klagen aus. Ich erhohlte mich indess, und untersuchte die Frau. Es war aber als wenn mich der Schlag gerührt hätte, als ich den Löffel ganz oben in die Höhle geschoben fand, wo ich ihn durchaus nicht fassen konnte. Meine Angst gieng jezt in eine Art von Wuth über, und ich schimpfte auf den Rath M . . . weil er mich mit der Zange betrogen habe, welche, wie ich den Umstehenden zeigen konnte, an derselben Stelle schon einmahl zerbrochen und schlecht zusammen gelöthet worden war. Dann lief ich hin, um andre Instrumente zu holen, und hatte nach einer fast 12 stündigen Anstrengung endlich das Glück oder Unglück, mit dem Hebel ein todtes Kind samt dem Löffel zur Welt zu befördern. Gott dankend eilte ich bald darauf zu Hause, um mich von meiner unsäglichen Anstrengung zu erhohlen. Als ich nach einigen Stunden wieder komme, sehe ich den Hofrath D . . . am Bette der Kranken sitzen. Während dieser mir mit einem über allen Ausdruck hämischen Gesichte ein Compliment über das gemachte Meisterstück machte, überhäufte mich der Gatte der Frau mit den größten Grobheiten. Er habe schon einen andern Arzt angenommen, sagte er, der die Sache besser verstehe, ich könne nur

hingehen meine Pfuscherinstrumente wieder flicken zu lassen. Ohne vor Erstaunen ein Wort erwidern zu können, gieng ich nach Hause, um einem neuen Aerger entgegen zu gehen. Die Hebamme war in der Zeit zum Rath M . . . gelauffen, um ihn alle meine Schmähreden vergrößert wieder zu erzählen. Ein gewisser Advokat M . . . , der zweyte Sohn des Rathes schrieb mir defshalb ein Billet voll niedriger Spöttereyen über den ganzen Vorfall und über meine Person, und schlofs mit der Drohung, er habe schon die Verfügung getroffen, dafs ich der Schimpfreden gegen seinen alten gebeugten Vater wegen, gerichtlich gezüchtigt werden solle. Diefs fehlte noch, um mich fast zur Verzweiflung zu bringen. Doch antwortete ich dem jungen M . . . in einem gelafsnen Ton wieder, „dafs ich seine Ausfälle auf meine Person zu unbedeutend hielte, um mich darauf zu verantworten; seinem Vater hätte ich allerdings Unrecht gethan, und sey bereit, mich gegen demselben geziemend zu erklären; des Hauptvorfalls wegen sey er indess kein so competentes Forum, dafs ich seine Wizeleyen darüber ruhig einzustecken brauche, und ich sey im Begriff, diesen Vorfall, da er noch mehr Aufsehen machen werde, selbst einer competenten Behörde zur Untersuchung anzuzeigen, u. s. w.“ Auf Anrathen meiner Freunde S . . . und A . . . habe ich auch wirklich diesen Schritt gethan. Sie meynten, dafs das Publikum zu viel Ursache habe, um sich für diese Sache zu interessiren, als dafs ich nicht suchen müfste, mich auf eine sehr entscheidende Art zu rechtfertigen, und dem hämischen Streiche, den mir einer meiner Collegen, in Verbindung mit seiner Creatur, der Hebamme, zu spielen, nicht verfehlen werde, zuvorzukommen. — Leider hat die

Geschichte sich mit den gehässigsten Zusätzen schon allgemein verbreitet, und Hofrath D. . . hat irgendwo öffentlich geäußert: es thue ihm meines guten Gemüths wegen herzlich leid, daß er mir das Leben sauer machen müsse, indess könne er nach Pflicht und Gewissen nicht anders als gegen mich zeugen, daß das Kind durch meine schlechte Behandlung gestorben, und die Mutter in Lebensgefahr gerathen sey. — So wenig ich Ursache habe, mir den kleinsten Vorwurf zu machen, so hat die Sache mich doch sehr angegriffen, und die Erschöpfung und Angst während der Operation haben das ihrige beygetragen, um mich auf vierzehn Tage krank zu machen. Meine Feinde haben auch diesen Umstand zu meinem Nachtheil benutzt, und allenthalben ausgestreut, ich wage es nicht, aus Schaam, mich vor dem Publikum sehen zu lassen. — Das Unbegreiflichste bey der ganzen Sache ist mir die Wuth der Hebamme gegen mich. Ich habe das Weib bey der Kreissenden zum erstenmahl in meinem Leben gesehen, und es auf keine Art beleidigt. Was mochte es wohl bewegen, mit so viel Heftigkeit die Operation verhindern zu wollen, da doch nur sie im Stande war, die elende Creatur aus einer grossen Verlegenheit zu ziehen, worein sie doch ohne Fehl gerathen seyn würde, wenn die Kreissende ohne Hülfe gestorben wäre? — Hier haben Sie den ganzen Vorfall, mein theurer Vater, und jetzt keine Sylbe mehr davon.

Während ich krank war, besuchte mich eines Abends der würdige S. . . , um, wie er sagte, mich aufzumuntern. Ich liefs A. . . bitten, auch herüber zu kommen, und kaum war er da, als auch jener junge Prediger, von dem ich Ihnen erzählt habe,

von selbst kam. Wir waren lange seelenvergnügt bey einander, und Sie können denken, daß unsre Unterhaltungskunst uns nicht im Stich liefs. Vorzüglich war mir ein Gespräch so interessant, daß ich es Ihnen (mit Weglassung des Wenigen, was ich dazu beitragen konnte,) aus meinem Gedächtnisse mittheilen will.

Prediger K... warf zuerst die Frage auf: was mag wohl der Grund seyn, warum die Aerzte in Religionssachen gemeinlich so strenge beurtheilt werden, und daß die Welt von ihnen deutliche Beweise von ihrer Achtung der Religion verlangt, da doch eine solche Prätension überhaupt so wenig dem Zeitgeiste entspricht, und der verlangende Theil selbst allem, was Religion heist, in der Regel wenig Aufmerksamkeit schenkt.

S... Die Thatsache ist ganz richtig, lieber Herr Prediger? Man findet fast allgemein, daß den religiösen Gesinnungen der Aerzte aufs genaueste nachgespürt wird. Es ist aber nicht bloß Neugier, warum es geschieht; denn insgemein wird der Ruf des Arztes nach dem Funde bestimmt, und er schwebt in Gefahr, selbst von entschiednen Religionsspöttern übel behandelt zu werden, sobald er nur Mine macht, von den gewöhnlichen Religionsbegriffen abzugehen. Der gemeine Mann ist vorzüglich empfindlich in diesem Punkte. Der Arzt, den er nicht fleissig zur Kirche gehen sieht, ist in seinen Augen nicht der, der er seyn sollte; ist er im Uebrigen auch noch so geschickt, fleissig und wohlthätig, so meynt der gemeine Mann doch, daß ihm das Wahre fehle. Es ist mir schon oft vorgekommen, von geringen Leuten wegen meiner Religionsbegriffe auf die Probe gestellt zu werden.

Am Krankenbette besonders geben sie oft absichtlich Veranlassung zu Religionsgesprächen; ich glaube fast, weniger, um sich zu erbauen, als den Doktor aufs Glatteis zu führen.

A. . . Ich weiß sogar Fälle in Menge, daß noch in unsern Tagen das ganze Glück von Aerzten eben durch die Religion bestimmt worden ist. Ein Geistlicher, der bey dem Volke nur einigermaßen in Ansehen steht, braucht bey seinen Gemeindsgliedern nur über die Religiosität eines Arztes abzuurtheilen, um den Credit desselben auf der Stelle sinken oder steigen zu machen. Es steht besonders mißlich um das Glück eines freydenkenden und frey handelnden Arztes, wenn er es mit orthodoxen Priestern und mit einem bygotten oder pietistischen Volke zu thun hat.

K. . . Ich für meinen Theil denke mir mehrere Ursachen jener Prätensionen, insonderheit der des gemeinen Mannes. Sie wissen, daß er mit dem Ausdrücke: Freygeist den Begriff von allen möglichen Lastern verbindet. Nun hat man aber, ich möchte sagen, von jeher dem ärztlichen Stande den Vorwurf gemacht, daß Freygeisterey in ihm zu Hause sey; und ein freygeisterischer Arzt ist dem gemeinen Mann ein doppelter Gräuel, weil er gerade von ihm deutlichere Ausübung der religiösen Vorschriften, als von jedem Andern verlangt. Es ist wirklich bemerkenswerth, wie selbst in den niedrigsten Ständen die Voraussetzung von der Freygeisterey der Aerzte eingewurzelt ist. Denken Sie noch wohl an das Beyspiel, welches uns kürzlich davon vorgekommen ist, Her Doktor S. . .? Sie wissen, ich wollte den Kranken P. . . erbauen, gerade wie Sie zugegen waren, allein er verbat es sich, bat

mich aber dringend noch zu bleiben. Kaum waren Sie weggegangen, so verlangte er von mir eine religiöse Unterhaltung. Als ich um die Ursache seiner ersten Weigerung fragte, sagte er: die Doktors glauben ja nichts, und lachen einem nur aus, wenn man von solchen Dingen spricht! Und doch weifs ich bestimmt, dafs Sie nie darüber gelacht haben.

S. . . . Sie haben gewifs Recht, lieber K. . . , wenn Sie bey dem gemeinen Mann jenen Wahn suchen; auch ist ihre Schlussfolge ganz richtig. Es fragt sich: woher entsteht er? Ich behaupte: durch Aerzte selbst. Es giebt ihrer eine grosse Menge, welche eine zu deutliche Gleichgültigkeit gegen alles, was man gemeinlich Religion nennt, äussern, als dafs dies dem gemeinen Mann nicht sehr auffallen sollte; mancher junge Arzt äussert sich auch wohl mit Leichtfertigkeit darüber, andre widersprechen den Ideen, die dem Kranken von Jugend auf eingepflanzt sind, und wollen ihn gerade zur Unzeit, das heisst in dem Augenblick aufklären, in welchem er in jenen Ideen die beste Beruhigung, das süsseste Labsal für seine Leiden findet. Auch das mag zu jenem Wahne beytragen, dafs viele Aerzte oft in die Nothwendigkeit gesetzt sind, den Zutritt manches Geistlichen, des Besten des Kranken wegen, zu verhindern. So kenne ich ferner einen angesehenen Arzt, der immer ärgerlich wird, wenn der Kranke Hülfe von oben her erwartet, und er pflegt immer im Affekt auszurufen: der liebe Gott bekümmert sich wenig um euch; die Arzney soll euch helfen, die ich euch gebe. Und gerade dieser Arzt, der sonst einer der rechtschaffensten Männer ist, die ich kenne, steht wegen seines Glaubens in gar üblem Rufe.

A. . . . Diese Ursachen mögen allerdings zu jenem Wahne vieles beytragen; sie erklären aber nur den Verdacht der Freygeisterey gegen einzelne Aerzte. Dafs wir aber alle, selbst die, die in diesem Punkte äusserst gewissenhaft sind, und zwar schon seit so langer Zeit her derselben beschuldigt werden, diefs hat unstreitig einen ganz eigenthümlichen, tiefer liegenden Grund, den ich wirklich auf der Stelle anzugeben nicht im Stande bin. Vielleicht beruht er gar auf einer Tradition aus den Zeiten, in welchen man die Servete verbrannte; denn ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, dafs man im finstern Mittelalter vorzüglich auf die Aerzte ein wachsames Auge hatte, und dafs der Freygeisterey wegen so mancher vor den Mönchs-tribunalen zum schmähhlichen Tode verdammt worden ist. Doch dem mag seyn wie ihm will, unter uns gesagt, es verdienen diesen Verdacht alle Aerzte, die mit dem ganzen Umfange ihres Faches vertraut sind, und alle können stolz darauf seyn, wenn wir nemlich den Ausdruck Freygeisterey in seinem edlen Sinn nehmen. Ich sehe nicht ein, wie ein Mensch, der einen von Vorurtheilen gereinigten Kopf besitzt, sich anhaltend und eifrig mit den herrlichsten Werken der Natur beschäftigen kann, ohne sich eine eigne Religion zu bilden, die völlig von der des grossen Haufens, und dem kirchlichen Dogmatismus abweicht. Ein guter Arzt ist immer ein Freygeist, so wie umgekehrt einer, der sich nicht über die Grundsätze des Pöbels zu erheben weifs, jedesmahl eben dadurch die deutlichsten Merkmale von seinen schlechten ärztlichen Eigenschaften an den Tag legt. Der gemeine Mann ist also in diesem Punkte noch sehr verblendet, und es könnte sich jemand den Bürgerkranz verdienen,

Wenn er es unternähme, die Welt an jenen Merkmalen den guten und schlechten Arzt unterscheiden zu lehren. Sie würde dadurch weit mehr direkten Vorthail ziehen, als durch alles Predigen über Aberglaube u. dergl.; denn sie stößt durch die unrechte Ansicht der Freygeisterey gerade die Männer von sich, die ihre besten Wohlthäter seyn könnten, und zieht umgekehrt diejenigen an sich, die offenbar ihrem liebsten Interesse zuwider handeln.

S. . . . Sie haben aus meiner Seele gesprochen, lieber Freund, allein ehe wir so weit gekommen sind, in jener Rücksicht von der Welt richtig beurtheilt zu werden, werden wir uns noch wohl etwas nach den irrigen Ansichten der Welt bequemen müssen. Denn fallen wir mit der Thür ins Haus, so würde es vollends um unsern Credit, den wir uns nach so fein angelegten Planen erhalten müssen, geschehen seyn, und die ächten Aerzte würden bald ganz und gar vom Auswurfe unsers Ordens zurückgedrängt werden. Ich bin stets doppelt behutsam gewesen, wenn mein Kranker zu einer von der meinigen verschiedenen Religionsparthey gehörte. Diese Verschiedenheit bringt an sich schon eine gewisse Spannung in den Verhältnissen des Arztes zum Kranken hervor, vorzüglich, wenn der Kranke von geringem Stande und Katholik ist. Der Arzt darf dann nur mit der äussersten Vorsicht religiöse Gegenstände berühren, und er thut immer am Besten, als Arzt möglichst seine Schuldigkeit zu thun, ohne die Religion ins Spiel zu bringen; es müßte denn seyn, daß sie allein ihm die Mittel darböte, um dem Seelenzustande des Kranken eine gewisse nothwendige Richtung zu geben.

Auf jeden Fall aber muß sich dann der Arzt bequemen, in die Ideen des Kranken einzugehen, sich ihnen anzuschliessen, und darin alles zu vermeiden, was im Kranken ein Mißtrauen gegen ihn erregen könnte. So wahr wie diese Maxime von psychologischer Seite ist, so imperativ ist sie von der moralischen Seite, ein Punkt, dessen Entwicklung ich überhoben seyn kann. Ein übles Ding ist und bleibt es übrigens, daß der Arzt in diesem Stücke oft so wenig auf den Geistlichen rechnen kann, und daß — —

K. . . . Ich weiß leider, was Sie sagen wollen, Freund; trüben Sie meine gute Stimmung nicht durch Erörterung dieses Gegenstandes! Lassen Sie uns die Hauptsache auch einmahl von einer andern Seite betrachten. Es wurde vorhin von Ihnen zugegeben, daß sehr viele Aerzte in Religionssachen sich von einer sehr gleichgültigen, und wohl gar leichtfertigen Seite zeigen. Nun habe ich aber häufig gefunden, daß selbst sehr aufgeklärte, ja sogar die liberalsten Männer gegen solche Aerzte mißtrauisch sind, selbst dann, wenn sie Proben vieler ärztlichen Kenntnisse abgelegt haben. Ich erkläre mir dies aus der Ueberzeugung: daß ein Arzt ohne Religion durchaus kein guter Arzt im schönsten Sinne des Wortes seyn könne. Denn dies ist, aufrichtig gesagt, auch meine Ueberzeugung. Die schönsten ärztlichen Pflichten treffen nemlich ganz genau mit den Pflichten zusammen, welche die Religion, natürlich die ächte Christusreligion, vorschreibt. Wie kann ein Arzt z. B. sich allen den Mühseligkeiten und Opferungen unterziehen, welche sein Stand nothwendig macht, wenn jener erhabne Ausruf des edelsten Menschen: liebe du deinen Nächsten

als dich selbst! nicht mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben ist; wie kann ihn Eifer für seine Kunst beseelen, wenn ihm nicht Thränen der Wonne ins Auge dringen, sobald er Gelegenheit hat, mit ihm auszurufen: kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd, ich, ich will euch erquicken! Wie kann er mit tiefem Ernste über alles das nachdenken, was sein Hülfsvermögen vermehrt, wenn er nicht die feste Ueberzeugung hat, daß jeder seiner Mitbrüder Antheil haben soll an den Gaben einer allwaltenden Vorsehung, wenn er nicht von dem Ausrufe durchdrungen wird: ihr alle, alle seyd Kinder meines Vaters im Himmel! Wie kann er dem Leidenden Frieden geben, wie kann er die Wunden heilen, welche die minder drückende Macht des Verhängnisses dem Herzen schlägt, wie kann er dem gepressten Geist zu einer erquickenden Ansicht der Zukunft erheben, wenn ihn selbst nicht der Glaube an eine Unsterblichkeit belebt, wenn er selbst nicht mit inniger Liebe an dem Unerforschlichen hängt? Und gewiß sind Sie mit mir übereinstimmig, wenn ich behaupte, daß der ächte Arzt in einer solchen Erleichterung des Herzens, und in einer solchen Befreyung des Geistes auch eben so trefliche Heilmittel sucht, und findet, als ihm die physische Natur nur darreichen kann, und daß ohne diese Heilmittel die medizinische Kunst nichts weiter als ein Inhaltsleeres Wort ist!

A. . . . Sie haben da ein schönes dankenswerthes Wort gesagt, liebster Freund! Ich bin der festen Ueberzeugung, daß eine pflichtmässige Ausübung der Heilkunde, eine schöne und rührende Art des Gottesdienstes sey. Denn worin könnten

wir wohl Gott mehr ehren, als in seinem liebsten Geschöpfe, dem Menschen. „Menschenglück ist ja der Zweck der Schöpfung, sagt der trefliche Garve, und der Geist des Menschen ist von gleichem Geschlechte mit dem Wesen, welches die Welt hervorgebracht hat, und welches sie regiert.“ Und so ist umgekehrt, wie ebenfalls Garve sagt: „Achtung für die menschliche Natur die glücklichste Folge der Gottesverehrung.“ Nur Schade, daß die Welt diesem unsern Gottesdienste so viele Hindernisse in den Weg legt! Sie verschreyt uns, wenn wir nur die Religion, welche uns unser Herz eingiebt, und weniger diejenige, welche die Kirche vorschreibt, äussern und anwenden, als Freygeister und Irrgläubige; unsre schönsten, wohlthätigsten, und ächt religiösen Handlungen heissen oft irreligiös, und werden mit schmählichem Undanke zurück gewiesen, blos, weil ihnen der Schimmer der kirchlichen Zeremonien fehlt, oder nicht den durch das Alterthum sanctionirten Begriffen entsprechen. Nehmen Sie an, zum Beyspiel, es ringe ein Kranker mit dem Tode, er habe dabey sein volles Bewußtseyn, er fühle sein herannahendes Ende, allein dieses Gefühl kämpfe mit dem unablässigen Sehnen nach Fortdauer des irdischen Daseyns; was thut hier der vom Mitleide innigst erschütterte redliche Arzt? Gesezt auch, daß ihm nur wenig Hoffnung bliebe, den Leidenden für die Erde zu erhalten, so wird er sich doch seiner erbarmen, und ihm seine wenigen Augenblicke zu versüssen suchen. Er wird ihm also frohe Aussichten auf die Fortdauer seines Lebens eröffnen, er wird seinen Blick in das düstere Grab durch ein reizendes Gemälde der Freuden des Lebens auffangen; er wird auf diese Art neuen Trost und neuen Muth in das Herz des Lei-

Leidenden flößen, und vielleicht dadurch gar zu einem neuen irdischen Leben den Grundstein legen. Verdient irgend eine Handlung religiös, und zwar ächt religiös genannt zu werden, so verdient es gewiß diese; allein ich stehe dafür, sie wird sehr oft von den Umstehenden, und wohl gar von manchem Priester der Kirche als geradezu irreligiös, gottlos und strafbar ausgeschrieen werden. Warum? Diese Menschen wollen, daß ohne Rücksicht auf das arme, noch zu sehr an den Lieblichkeiten eines gewissen Lebens hangende Herz, demselben jede Hoffnung auf diese Freuden verschlossen, und ihm unter betäubenden Zeremonien eine Ewigkeit eröffnet werde, welche, weit gefehlt, als ein entzückendes Bild dargestellt zu werden, von der Kirche so manche wahrhaft schreckhafte Ansicht erhalten hat, und manchen Leidenden in eine dumpfe Betäubung niederzuschmettern im Stande ist, in welcher selbst ein noch hellglimmender Lebensfunke oft gänzlich erlöschen muß. Unbegreiflich ist es mir, wie so viele Geistliche von jeder Confession, alles menschliche Mitgefühl so völlig verlieren können, daß sie selbst durch das Wimmern des mit einmahl aller Hoffnung beraubten Kranken, sich in der Administration ihrer Formalitäten nicht stören lassen, und um so mehr auf sein geängstigtes Herz losarbeiten, je schwerer es sich von den Freuden des Lebens loszureissen vermag!

S. . . . Von der Seite, von der Sie die Sache nehmen, haben Sie völlig Recht; ich glaube aber von der andern Seite ebenfalls beweisen zu können, daß der Arzt eben wieder um seine Pflicht zu erfüllen, und besonders beym gemeinen Manne

sich nicht so ganz über das herkömmliche Ritual der Kirche wegsetzen darf. Der gemeine Mann weiß wenig von Religion des Herzens, er ist es gewohnt, die kirchliche Form der Religion mit der Religion selbst zu verwechseln. Fühlt er nun auch die Wohlthaten der Herzensreligion, so ist es doch immer nur dunkel, so fehlt ihm doch immer etwas, um diese Wohlthaten vollständig zu machen. Er will durchaus zugleich etwas, was seiner Sinnlichkeit wohl thut, und nur durch diese Sinnlichkeit ist seinem Innern so beyzukommen, daß er in den Stand gesetzt wird, sein Nachdenken auf das vorgehaltne Objekt zu fixiren, und sich seine Gefühle selbst auszulegen. Viele Punkte des formellen Theils der Religion sind sehr geschickt, um durch Rührung des äussern Menschen, den Innern in bestimmte Lagen zu versetzen, welche wir niemals hervorbringen werden, wenn wir geradezu uns an den Verstand und das Herz wenden, ohne vorher, wenn ich so sagen darf, die äussern Hüther derselben, welche nichts in sie hineinlassen, ohne vorher scharf examinirt zu haben, durch angenehme Beschäftigung von ihrem Posten zu locken, oder sie zu bestechen, daß sie zur Rührung des Herzens und des Verstandes selbst behülflich sind. Zudem ist nichts schwerer, als seine eignen Gefühle einem Andern mitzutheilen, wenn es nicht auf einem Umwege geschieht, das heisst dadurch, daß man den Andern in eine gewisse sinnliche Situation versetzt, aus welcher analoge Gefühle entspringen können; wobey man dann allerdings nach Art des Menschen, den man vor sich hat, von Seiten des Verstandes etwas nachhelfen kann.

A. . . . Was Sie da sagen, habe ich keineswegs läugnen, ich habe nur das grobe und unvorsichtige Hineinstürmen auf ein schwaches Gemüth mit sinnlichen Eindrücken tadeln wollen. Im Gegentheil halte ich die Beobachtung der formellen Seite der Religion ebenfalls für sehr nothwendig für den Arzt, in Betracht des gemeinen Mannes, und zwar noch aus folgendem Grunde. — Selbst der einfältigste fühlt es, daß die Ausübung der Religion, und die der Heilkunde nahe mit einander verwandt sind; eine Religion ohne Formalität ist ihm aber nicht die rechte Religion, also kann ihm ein Arzt, der sich über diese Formalität ganz wegsetzt, z. B. nie die Kirche besucht, oder nie an der Evcharistie Theil nimmt, nicht füglich der rechte seyn. Oder glauben Sie, lieber K. . . . daß ein Arzt, der, um sich beym gemeinen Mann Ansehen zu erwerben, und nur deswegen an solchen Zeremonien Antheil nimmt, sich einer strafbaren Heucheley schuldig macht?

K. . . . Keineswegs, sobald sein Zweck nur dahin geht, seinen Nebenmenschen wohlzuthun. In diesem Falle hat der Zwang, den er sich vielleicht dadurch auferlegt, gewiß noch etwas sehr Verdienstliches. —

Ich zitterte schon, sagte S. . . darauf lächelnd, vor einem dogmatischen Verdammungsspruch. Denn aufrichtig zu gestehen, habe ich keinen andern Zweck, als den, den unser Freund A. . . vorhin erwähnt hat, wenn ich mich fast alle Sonntag von den Wasserbächen Zions, aus dem Munde unsers Superintendenten, und des Predigers P. . . beträufeln lasse, und — —

gung einer jeden Krankheit ihren bestimmten Antheil habe; jede Krankheit also ausleerende Mittel erfordere. Er selbst war seit Jahren kränklich gewesen, allein er glaubte keinen Arzt nöthig zu haben, indem er sich selbst helfen zu können meynete; zum Theil fürchtete er die Aerzte, weil er bemerkt haben wollte, daß die meisten auf die Galle nicht die gehörige Rücksicht nahmen. Er purgirte sich also Jahr aus Jahr ein selbst, und wurde dabey so hinfällig, daß er sich endlich entschloß, mich zu sich hohlen zu lassen. Statt aber von seiner Idee geheilt zu seyn, machte er es mir gleich Anfangs fast zur Bedingung, nur von ihr auszugehen. Mich plagte damals auch noch der Trieb zur Aufklärung, ich widersprach dem Mann also und suchte ihn von der durchgängigen Falschheit seiner Voraussetzung, besonders was ihn selbst beträfe, zu überzeugen. So viel Liebe er sonst zu mir hegte, so sehr anstößig war ihm doch mein Widerspruch. Nur ein einziges mahl nahm er von meiner Arznei, behauptete dann, er könne sie nicht vertragen, und wendete sich dann an einen andern Arzt. Auch mit diesem war er nicht zufrieden; denn nach einem Vierteljahr mußte ich ihn wieder besuchen. Dießmahl liefs ich ihn bey seiner Meynung, und wufste ihm mein Verfahren immer so darzustellen, als wenn es nur gegen seine Galle gerichtet wäre. Ietzt konnte er alle Arznei ertragen; er hat bis jezt das unbegrenzteste Zutrauen zu mir, und seine Umstände stehen so gut als sein schwacher Körper nur gestattet.

Also wollen in dieser Hinsicht selbst sehr gebildete Menschen oft als Kinder behandelt seyn, wenn man ihnen wohlthun und seine Pflicht er-

füllen will. Es ist mithin unrichtig, wenn Du glaubst, daß der Arzt der Würde seines Standes und der Autorität seiner Person zu viel vergebe, wenn er sich zuweilen mehr wie der Lernende benimmt. Ich vergebe durch nichts meine Würde, wodurch ich meinen Nebenmenschen nützen kann, und wie oft hat nicht die eitle Furcht, schwächer zu scheinen als man ist, eine gute Handlung in der Geburt erstickt? Freylich muß man in einzelnen Fällen, wie ich schon vorhin gesagt habe, diesen Schein möglichst zu vermeiden suchen; der größte Theil der Menschen wird aber gewiß eine recht schöne Idee von Deinem Verstande bekommen, wenn Du seinen Meynungen beypflichtest. Ich bin überzeugt, Du wirst darin den richtigen Mittelweg treffen, und Dich nicht mit gewissen Scandalis unsers Ordens verwechseln lassen, welche sich wirklich freuen, wenn der Kranke ihnen ein wenig unter die Arme greift, mit Menschen, welche dafür schon vom gemeinen Mann ausgepiffen werden. Doch — für jezt genug von diesem Gegenstande, damit ich in diesem Briefe auch noch für die Widerlegung eines andern Deiner Einwürfe Platz behalte.

Der simple Arzt begeht nichts weniger als ein Verbrechen gegen den Staat, wenn er sich nicht aus Leibeskräften gegen den Unfug der Quacksalberey stemmt. Du hast nicht im Geringsten nöthig, Dich deßhalb zu beunruhigen, Du bist für kein Unglück, für keinen Jammer responsabel, der daraus entstehen mag. Denn solltest Du es seyn, so müßte Dich der Staat erst in eine Lage versetzen, in welcher Du ihm ohne ängstliche Rückblicke auf Dein eignes Wohl dienen kannst, so müßte er Dich so unterstützen, mit einer solchen Gewalt ver-

sehen, daß Deine Bemühungen nicht zum Gespötte dienen, wie die Anstrengungen eines Kindes, den kräftigen Mann zu Boden zu werfen. Thut dieß der Staat nicht, und befiehlt er dennoch, daß wir diesem wüthenden Feinde offne Stirn bieten sollen, so handelt er äusserst unbillig gegen uns; thut er es nicht, so trage er allein die Verantwortlichkeit über die schrecklichen Wunden, die jenes Uebel seinem eignen Herzen schlägt! Aber — sapienti sat, satis abunde! Ich merke an dem bittrem Gefühl und dem Eifer, der sich meiner bemächtigt, indem ich schreibe, daß ich meinen Brief vor dieser Periode hätte schliessen müssen. Aber wer ist wohl Herr genug seiner selbst, den Uebergang eines solchen Gefühles im Werke zu hindern, wenn man sieht, daß so theuer und mühsam erworbene Gerechtsame, wie in unserm Staate die Gerechtsame des Arztes sind, noch bey alle dem obendrein von jedem Schurken von Quacksalber gekränkt werden dürfen, und daß mancher redliche gewissenhafte Arzt ein eignes Studium davon machen muß, sich gegen einen solchen Elenden in einiger Höhe zu erhalten. Es geziemt sich nicht, den Gefühlen seines Herzens über gewisse Mängel der Staatsverwaltung allenthalben Luft zu machen. Es mag immerhin wahr seyn, wie mir ein gewisser grosser Staatsmann einst sagte: daß einige Staatsregierungen es machen wie die göttliche Vorsehung, indem sie Menschen durch Leiden und harte Versuchungen zu dem führen, was zu ihrem Glücke dient; allein — — doch ich wollte ja schliessen, und ich zerreiße meine Feder, damit ich nie wieder in Versuchung komme, von Neuem anzufangen.

Nach-

N a c h s c h r i f t.

den 29sten Nov. 1801.

Mein neuer College, der junge Doktor B. . . . hat mich gestern erst besucht, und ich wollte Dir noch gerne das, was ich von ihm weiß, mittheilen. Vor allem hat er sich in Betreff seiner göttlichen Grobheit, von der Du schreibst, ganz vollkommen bey mir legitimirt. Ich sahe es ihm deutlich genug an, daß sein Besuch die Absicht hatte, mich alten Mann ein wenig zum Besten zu haben, und so sehr ich den ästhetischen Herrn durch eine immer gleiche Höflichkeit und Gelassenheit zu beschämen suchte, so wenig machte dieß auf sein Ehrgefühl Eindruck. Zulezt legte er mir mit einem spöttischen Blicke die Frage vor: ob auch ich von dem Vorurtheile eingenommen sey, daß nur die Erfahrung den Arzt mache, und daß deshalb die alten Aerzte immer vor den jungen den Vorzug hätten? Die hämische Absicht dieser Frage verdroß mich denn doch so sehr, daß ich dem Laffen mit der Gegenfrage diente: „ob eine gewisse neuere Theorie des Schönen, die er wahrscheinlich sehr genau kenne, weil er seine schöne Seite so meisterhaft zu entwickeln verstehe, ob diese Theorie auch lehre, von welcher Art der Eindruck sey, welchen ein troziger Gelbschnabel auf das Gemüth des unter Menschen gereiften Mannes macht? Ob er nicht ferner auch glaube, daß in dem Contraste, den ein junger Windbeutel mit dem Ernst eines solchen Mannes mache, oder in den reizenden Attributen der Kindheit, die mit dem Gelbschnabelstande verbunden sind, so viel Angenehmes und Schönes liege, daß ein solcher Mann darüber die Ausbrüche des Muthwillens und

der Ungezogenheit mit Gelassenheit ertragen könne?“ Sein Gesicht verlängerte sich um die Hälfte bey dieser Frage, welche ihm augenblicklich so sehr sein Conzept verrückte, daß er mit der sichtbarsten Verlegenheit Huth und Stock suchte, und mit brennend rothen Wangen davon lief. — Wie ich höre ist der junge B. . . . schon jetzt allgemein wegen seiner Insolenz und Windbeuteley verschrien; und sein ausschließlicher Umgang mit einigen jungen Leuten von gleichem Schlage, soll ihn, seines Charakters wegen, sehr verdächtig machen. Auch soll er in einer öffentlichen Gesellschaft sich einen Vorfall zugezogen haben, der nicht sehr zur Beförderung seines Glückes dienen wird.

Du wirst Dich erinnern, daß ich es Dir, als Du von H. . . g zurückkamst, nicht habe glauben wollen, als Du mir erzähltest, daß das Panier einer gewissen schönwissenschaftlichen Rotte auch zu H. . . g eine grosse Revolution verursacht, und besonders viele junge Mediziner verführt habe zu ihr zu schwören. Du sagtest damals noch, daß alle diese jungen Leute einen besondern Ton angenommen hätten, der sich mit den Gesezen der Gesellschaft gar nicht habe vertragen wollen; daß selbst die würdigsten Lehrer, und jeder andre, der seinem Thun und Lassen nicht den absurden Anstrich dieser Clique gegeben habe, vor keinerley Beleidigungen sicher und mit Spottnahmen belegt worden seyen, und daß endlich unter den Studirenden selbst, die sich in zwey offenbar feindselige Partheyen getheilt hätten, die blutigsten Zankereyen entstanden seyen. In Deinem vorlezten Briefe hast Du bey der Gelegenheit, da von B. . . die Rede war, wieder

darauf hingedeutet; allein durch diesen B . . . selbst habe ich mir erst einen Begriff von der Wahrheit Deiner Erzählung machen können. Leider sehe ich, daß selbst talentreiche Jünglinge auf Akademien so verbildet werden können, daß nur eine lange Reihe trauriger Erfahrungen sie zu einer vernünftigen Handelsweise vorbereiten kann. Wie viele Eltern mögen nicht darüber trauern, wenn sie statt eines gesetzten jungen Mannes einen Hasenfuß, statt eines kenntnißreichen Kopfs, der sich gleich in die ihm angewiesene Rolle paßt, einen verschrobenen Menschen wieder erhalten, der bey jeder Handlung eines Beobachters bedarf, damit er nicht einen läppischen Streich auf den andern häuffe? Ich will zwar nicht geradezu den akademischen Lehrern die Schuld geben; denn ihre Lage ist meistens nicht geeignet, um jeden Jüngling im Einzelnen seiner Bestimmung entgegen zu führen; allein Manches könnte doch anders seyn, wie es ist. So wäre es ja z. B. ein Leichtes, der Schaar von emporstrebenden Genies eine allgemeine Anleitung zu geben, die sie vor dem Abweichen auf eine falsche Bahn, und ihnen ihren gesunden Menschenverstand sichert. Doch dieß Thema gehört nicht in meine Privatbriefe, und vielleicht stelle ich mir die Sache auch weit schlimmer vor, als sie wirklich seyn mag.

Nach Deinen Aeusserungen in Deinem letzten Briefe, ist die Entbindung, die Du mir im vorletzten vorhersagtest, nicht nach Deinen Wünschen ausgefallen, und Du scheinst etwas auf dem Herzen zu haben, durch dessen Mittheilung Du mir keinen Kummer machen willst. Gesezt aber auch, daß die Sache für mich nicht erfreulich wäre,

so wird doch der gute Rath, den ich Dir vielleicht werde geben können, mir das Unangenehme versüßen; und einen solchen Rath wirst Du gewiß nöthig haben. Ich erwarte also das Ausführliche des muthmaßlichen Vorfalls in Deinem nächsten Briefe.

14.

DOKTOR N. AN M. R. N.

D . . den 15ten December 1801.

Hätten Sie mir auch nicht mit so vieler väterlicher Liebe die Erlaubniß gegeben, Ihnen den üblen Ausgang jener Entbindung, den Sie richtig errathen haben, mitzutheilen, so würde ich es dennoch jezt, da ich mit Ruhe darüber nachdenken kann, freywillig gethan haben, und um so eher, da meine Ruhe mir jezt erst gestattet, von Ihrem Rathe den gehörigen Vorthail zu ziehen. Ehe ich den Vorfall selbst erzähle, muß ich eine historische Bemerkung vorherschicken.

*) Es lebt hier ein gewisser Rath M . . . dessen ältester Sohn Arzt war, der aber kaum, da er sich hier niedergelassen hatte, an der Schwindsucht starb. Er ließ eine hübsche Instrumentensammlung nach, welche man mir wohlfeil zum Kauf anbot, und welche auch von mir gekauft wurde. Eine schöne Levretsche Zange, die sich darunter befand, wurde von mir dazu bestimmt, um die gedachte Kreissende zu erlösen, und diese fatale Zange war es, die mir so vielen Verdrufs bereitet hat.

Die Frau bedurfte durchaus der Instrumentalhülfe, allein die unwissende Hebamme wendete alles an, um die Arme vom Gegentheil zu überreden; das Weib wollte vor Wuth bersten, als ich sie repoussirte, und selbst während ich die Zange anzulegen im Begriff war, betheuerte sie es fast schäu-

*) Folgender Vorfall ist buchstäblich wahr.

Der Herausg.

gen, ich sey der verständigste und ehrlichste, den er noch angetroffen. Ich versichre Dir, daß mir dieser Lobspruch Vergnügen gemacht hat; denn ich dachte bey mir selbst, Gott weiß: ob es nicht das erste und leztemahl ist, daß ein College, der an einem kleinen Orte sein Wesen zugleich mit mir treibt, mich in der Abwesenheit lobt.“

Vielleicht wird es Dir ergehen, wie es mir ergieng, als ich diesen Bericht bis hinhin durchgelesen hatte; Du wirst nemlich über das Benehmen des Erzählers frappirt seyn, und es gewiß nicht in allen Stücken billigen. Aber höre, was er seinem Freunde weiter schreibt.*) „Du wirst gewiß erstaunen über meine seltsamen Anschläge, und denken, daß ich endlich es selbst so weit getrieben, bis ich zur Null in meiner Commune geworden; aber darinn würdest Du Dich gewaltig irren. Denn es ist vielleicht kein Ort in diesem Lande, wo so wenig Medikasterey Statt findet, als gerade in dem, worin ich wohne. Jeden von der Sache unterrichteten Mann kann ich dreist auffordern, mir darin zu widersprechen. Mehr als ehemals unter den günstigsten Umständen alle preussischen Medizinalverordnungen, mehr als die Wachsamkeit der Polizey, als das Raisonnement meines gelehrten Antezessors, als Geldstrafe und androhte Landesverweisungen ausrichten konnten, richtete ich unter den ungünstigsten Umständen ohne jemandes Hülfe aus“ u. s. w.

Erlaubt es Dir also Dein Eifer für das allgemeine Beste nicht, in dieser Rücksicht Dich ganz unthätig zu verhalten, so gehe wenigstens vorsichtig zu Werke, so daß Du eines theils im Stande bleibst, den

*) a. a. O. S. 17.

Menschen durch seine eigne Schwäche nach Willkühr zu leiten, andern theils aber Dich selbst vor dem Verdacht eigennütziger Absichten zu schützen. Ich habe Dir schon gesagt, wie nöthig es für den Arzt ist, von diesem Verdachte befreyt zu bleiben. Freylich ist es immer ein niederschlagender Gedanke für den Redlichen, daß er so oft genöthigt ist, erst den Codex der Lebensklugheitslehre nachzuschlagen, ehe er sich mit solchen verderblichen Mängeln in einen Kampf einläßt, noch trauriger ist es für ihn, zuweilen einen unthätigen Zuschauer abgeben zu müssen, um sein eignes Wohl nicht auf eine Karte zu sezen. Der Arzt besonders kommt oft in die Lage dieses zu müssen; indessen wird dieses Müssen oft für ihn ein moralisches Pflichtgebot. Ich habe — dem wird auch der strengste Moralist nicht widersprechen — ich habe Pflichten gegen mich selbst zu erfüllen; opfre ich also mein eignes Wohl auf, um Andern wohl zu thun, gebe ich mich ganz und gar nur als ein Mittel hin, welches durch den Gebrauch sich selbst zerstöhrt; so seze ich mich nicht allein dem Vorwurfe aus, nur etwas sehr einseitig Gutes gethan zu haben, sondern ich werde auch auf eine gewisse Art straffällig, insofern ich mir selbst die Kräfte raube, um meinen guten Zweck entweder vollends durchzusezen, oder in Zukunft noch mehrere gute Handlungen unternehmen zu können. Der Moralist von der strengsten Observanz wird dieß freylich Sophisterey nennen; ich für meinen Theil aber, der ich mich rühmen darf manches Gute gethan zu haben, habe mich bey diesem Grundsatz immer sehr wohl befunden, und ich versichre Dir, daß ich die Reinheit meines moralischen Sinnes recht gut dabey habe bis auf diesen Augenblick verwahren können. Eine schwärmerische Aufopferung

— 120 —
wenn er selbst, nach allem, was er noch so oft nur
geprüffentlich hat zu hören, verurtheilt, antichri-
stlich zu seyn, und die Welt zu verlassen, wenn wir sie
nicht verlassen wollen, da wir es dem Arzt insor-
dinate verfallen, und nicht einer sorgfältigen
Schonung, die selbst wirksam seyn können, zum
mindesten können wir uns schämen, daß wir den
Umsang über Finken nicht den kleinsten Theile
nicht kennen. Hat denn Grund das beruht die
wahre Verantwortlichkeit des Arztes, eine Klugheit,
die sich selbst verbindet, die Last unserer Tha-
ten mit glänzenden Begehrten auszufüllen, die
uns über alles das mehr Gelegenheit verschafft,
in der Hölle nach dem mehr Gottes auszuführen,
als es der berühmte Martyr jemals vermocht hat;
eine Klugheit endlich, bey der wir mit aller Be-
gehrlichkeit im Bewußtseyn, und mit sorgenfreyem
Hüfte auf unser eigen gesellschaftliche und bür-
gerliche Lage unser uns wirksam seyn dürfen.
Und nicht, daß der Arzt aus Rücksicht auf sich
selbst, zuweilen selbst bey offenkundigen Uebeln, wie
ich Dir schon oben sagte, einen leidenden Zuschau-
er abzugeben gezwungen ist, dafür wird sein Eifer
von einem andern Seiten wieder häufiglich ent-
schädigt. In Zukunft wirst Du finden, wie viele
Gelegenheiten es für ihn giebt, durch entscheiden-
de oder durch wege angeführte Handlungen man-
ches, was auf der Stelle heilen zu können,
Gelegenheiten, die, wenn er nach Ruhm und
Ehre strebt, ihn auf den Gipfel desselben
führen. Nur würdest Du vergeblich er-
Gelegenheit in den Vorurthei-
chen zu finden. Denn gerade sie
welche der Arzt, will er anders
lahmt werden, sich nie in einen

ofnen Kampf einlassen darf; hier ist es, wo der Arzt beweisen kann, ob er die wahre Lebensklugheit besitzt, ob er nemlich sie, die Vorurtheile, in der Stille zu bekriegen weifs, ohne dabey seine eigne Wohlfahrt auf's Spiel zu sezen. Der wahre Vertilgungskrieg gegen Vorurtheile und Aberglauben ist einer von denen, welche in der That nur der feine und praktisch geübte Menschenkenner unternehmen darf, und in welchem keine Brustwehr und kein Schanzkorb, wenn ich diese militärischen Ausdrücke gebrauchen darf, den angreifenden Theil genug sichern kann, sobald der Angriff mit Gewalt und bey Tage geschieht.

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 28ten September 1801.

Kaum glaube ich einmal, daß meine Angelegenheiten in der besten Ordnung vorwärts gehen, so spielt mein böses Geschick mir einen neuen Streich, und zwar durch einen Menschen, den ich zu tief unter mir glaubte, als daß er mir hätte den geringsten Verdruss machen können, nämlich durch den elenden Chirurgus, dessen ich in meinem letzten Briefe erwähnte. Der Kranke hat ihm alles das haarklein wieder erzählt, was ich zu dessen Warnung von ihm erinnert hatte. Diefs schliesse ich aus anstehendem Billete, welches ich einige Zeit nach Abgang meines letzten Briefes erhielt. *)

„Hochzuverehrender, hochgelahrter
Herr Dokter!

„Sie haben vorige Woche für gut befunden
„mich bey dem Meister eins anzuhängen,
„und sie haben gesagt, ich wäre ein Quaksalber,
„das mögen sie mit Urlaub wohl selber seyn,
„und sie haben dem Kranken lauter hizige Medi-
„zin gegeben, denn ein Kind kan wol einsehen,
„das das alles grofse Hize macht. Das Blut wolte
„dem armen Man wieder alle zu Kopf, Gott
„segens Ihnen, und ich habe ihm deswegen wie-
„der ordentlich Ader gelassen, und nun wils
„wohl wider besser gehen. Ich bin kein junger

*) Und welches hier mit diplomatischer Treue wieder-
gegeben ist.

„Gek, wie viele Leute sind, die immer nur nag
„der neuen Mode kuriren, und was ich seyn soll
„dafs wolen wir mit einander sein. Ich bin
„kein Quaksalber aber ein priflegirter Chirurgus,
„und wenn ich ein Quaksalber bin so wil ich
„Ihnen schon dafür krigen. Gott sey Dank habe
„ich noch viele gute Freunde und zwar ganz
„andre Leutchens als sie sind. Wie gesagt für
„den Quaksalber will ich Ihnen schon kriegen.
„Verharrend u. s. w.“

Zufällig war A. . . bey mir, als ich diefs saubere Billet erhielt. „Ich will mit Ihnen verwetten was Sie wollen,“ sagte er mit verbifsnem Lachen, als ich es ihm ganz frappirt vorgelesen hatte, „ich will wetten, dafs diefs wieder ein Kunststück vom Hofrath D. . . ist. Der Chirurg ist sein fac totum, weil er ihn zu allem gebrauchen kann, und ein erzdummer und furchtsamer Mensch, der es für sich um keinen Preis gewagt hätte, Ihnen diefs Billet zu schreiben. Wie wird D. . . ins Fäustchen lachen, dafs Sie sich von einem so gemeinen Menschen haben müssen beschimpfen lassen.“ Er bat mich ausserdem, die Pille in Ergebenheit hinunterzuschlucken; sie würde mich, meynte er, von einer Krankheit kuriren, womit fast alle junge Aerzte behaftet wären, nämlich von der Sucht gegen medizinische Vorurtheile Sturm zu laufen. Geradezu behauptete er ferner, ich hätte mich bey dem Kranken äusserst zweckwidrig benommen, und wirklich dadurch unmoralisch gehandelt, dafs ich einen an sich guten Zweck durch die Anwendung gerade der schlechtesten Mittel mir ganz vereitelt habe; und was dergleichen mehr war. Bis jezt behaupte ich indess immer noch das Gegentheil

DOKTOR N. AN MEDIZINALRATH N.

D . . . den 28ten September 1801.

Kaum glaube ich einmal, daß meine Angelegenheiten in der besten Ordnung vorwärts gehen, so spielt mein böses Geschick mir einen neuen Streich, und zwar durch einen Menschen, den ich zu tief unter mir glaubte, als daß er mir hätte den geringsten Verdrufs machen können, nämlich durch den elenden Chirurgus, dessen ich in meinem letzten Briefe erwähnte. Der Kranke hat ihm alles das haarklein wieder erzählt, was ich zu dessen Warnung von ihm erinnert hatte. Diefs schliesse ich aus anstehendem Billete, welches ich einige Zeit nach Abgang meines letzten Briefes erhielt. *)

„Hochzuverehrender, hochgelahrter
Herr Doktor!

„Sie haben vorige Woche für gut befunden
„mich bey dem Meister eins anzuhängen,
„und sie haben gesagt, ich wäre ein Quaksalber,
„das mögen sie mit Urlaub wohl selber seyn,
„und sie haben dem Kranken lauter hizige Medi-
„zin gegeben, denn ein Kind kan wol einsehen,
„das das alles grofse Hize macht. Das Blut wolte
„dem armen Man wieder alle zu Kopf, Gott
„segens Ihnen, und ich habe ihm deswegen wie-
„der ordentlich Ader gelassen, und nun wils
„wohl wider besser gehen. Ich bin kein junger

*) Und welches hier mit diplomatischer Treue wieder-
gegeben ist.

„Gek, wie viele Leute sind, die immer nur nag
„der neuen Mode kuriren, und was ich seyn soll
„dafs wolen wir mit einander sein. Ich bin
„kein Quaksalber aber ein priflegirter Chirurgus,
„und wenn ich ein Quaksalber bin so wil ich
„Ihnen schon dafür krigen. Gott sey Dank habe
„ich noch viele gute Freunde und zwar ganz
„andre Leutchens als sie sind. Wie gesagt für
„den Quaksalber will ich Ihnen schon kriegen.
„Verharrend u. s. w.“

Zufällig war A. . . bey mir, als ich diefs saubere Billet erhielt. „Ich will mit Ihnen verwetten was Sie wollen,“ sagte er mit verbifsnem Lachen, als ich es ihm ganz frappirt vorgelesen hatte, „ich will wetten, dafs diefs wieder ein Kunststück vom Hofrath D. . . ist. Der Chirurg ist sein fac totum, weil er ihn zu allem gebrauchen kann, und ein erzdummer und furchtsamer Mensch, der es für sich um keinen Preis gewagt hätte, Ihnen diefs Billet zu schreiben. Wie wird D. . . ins Fäustchen lachen, dafs Sie sich von einem so gemeinen Menschen haben müssen beschimpfen lassen.“ Er bat mich ausserdem, die Pille in Ergebenheit hinunterzuschlucken; sie würde mich, meynte er, von einer Krankheit kuriren, womit fast alle junge Aerzte behaftet wären, nämlich von der Sucht gegen medizinische Vorurtheile Sturm zu laufen. Geradezu behauptete er ferner, ich hätte mich bey dem Kranken äusserst zweckwidrig benommen, und wirklich dadurch unmoralisch gehandelt, dafs ich einen an sich guten Zweck durch die Anwendung gerade der schlechtesten Mittel mir ganz vereitelt habe; und was dergleichen mehr war. Bis jetzt behaupte ich indess immer noch das Gegentheil

und werde es so lange behaupten, bis Sie, lieber Vater, mich eines andern belehrt haben werden.

Das Verdrießlichste bey dieser ganzen fatalen Geschichte ist mir der Tausch, den der Kranke quaestionis mit seinen Aerzten gemacht hat. Sobald der Chirurg wieder ausgehen konnte, besuchte er den Kranken wieder, und wahrscheinlich hat er ihm vorgeschlagen, den Hofrath zu seinem Arzt zu wählen. Mir wurde die Rechnung abgefodert, und unter Aeusserungen von weggeworfnem Gelde u. s. w. bezahlt. Ich glaubte etwas fodern zu müssen, um nicht zu scheinen, als wenn ich mit einer Schenkung innere Vorwürfe bedecken wollte. Der Chirurg hat während dessen die Geschichte im ganzen Orte herumgetragen. Ich erwarte nur, daß man mich irgendwo öffentlich defswegen beleidigt, um mich öffentlich rechtfertigen, und das schändliche Verfahren gewisser Leute gegen mich aufdecken zu können. Doch genug von dieser elenden Sache!

Der junge Doktor B..., der es wagt, auf Ihre Zurücksetzung sein Ansehen bauen zu wollen, ist mir allerdings genau bekannt. Er hat in frühern Zeiten, als sein Vater noch in R... war, lange liebe Zeit mit dem Scheerbeutel herumgewandert, und direkt von dieser Wanderung gieng er nach H..g, um dort Medizin zu studiren. Es mangelte ihm damals ganz an Schulwissenschaften und Sittenausbildung, er zeigte sich aber als ein Mensch von ungemein vielem Kopf, der sich auf der Stelle in alles orientiren konnte, und zuletzt gar der Abgott der jungen Genies wurde. Schöne Literatur und moderne Philosophie waren die Hauptfächer, worin er zu Hause seyn wollte; seine Sonnetten

wurden von seinem Anhange bis in den Himmel erhoben, andere ehrliche Leute aber, die auch vernünftig seyn wollten, meynten, dafs es Schade sey, dafs ein so gewandter Kopf sich zu solchem Unsinn hergebe. Bey der Prüfung vor dem Abgang wäre ihm beynahe der prosaische Streich passirt, ganz durchzufallen, und seine Zeugnisse sollen sehr verklausulirt worden seyn. Das göttlich grobe und stürmische Wesen, was er an sich hatte, sein furor poëticus, der oft mit Verachtung alles Anstandes sich über jeden schlichten Erdensohn hermachte, und eine eigene Art von Uebermuth, welcher jeden soliden Mann aus seiner Nähe verscheuchte, warfen damals auch auf sein Herz ein nachtheiliges Licht, welches indess in Stunden der Besinnung für alles was gut und edel war, viel Empfänglichkeit zeigte. — Haben Sie Geduld mit ihm, wenn Sie auf eine für Sie unangenehme Art ihn sollten näher kennen lernen; vielleicht entwickeln sich seine guten Seiten bald, wenn die Welt seine schlechten erst abgerieben haben wird.

Vor einigen Tagen machte mir einer von den hiesigen Apothekern in seinem ausgesuchtesten Festtagskleide seine unterthänigste Aufwartung; ein junger Mann, der sich erst vor Kurzem hier angesiedelt hat. Dieser Besuch wunderte mich um so mehr, da ich den Mann in seiner Wohnung noch nicht hatte kennen lernen. Seine Absicht war deutlich. Er klagte nämlich sehr über wenige Geschäfte und über seine Collegen, die alle mögliche Mittel benutzen, wie er sagte, um ihn ins Unglück zu stürzen. Er wünschte durch meinen Vorschub in grössere Thätigkeit gesetzt zu werden, und empfahl sich mir defshalb aufs dringendste. Dem

alten Doktor und Physikus S. . . habe er auch schon sein Leiden geklagt, allein der scheine mit den übrigen Apothekern einverstanden zu seyn, weil er ihm gesagt habe: sich selbst empfehlen sey der beste Weg den er einschlagen könne, er, der Physikus, könne und dürfe ihn nicht den andern Apothekern vorziehen. Er habe zu meinem allgemein bekannten Charakter das Zutrauen, daß ich ihn unterstützen werde u. s. w. Es wundert mich sehr von S. . ., lieber Vater, daß er dem jungen, leidenden und rechtschaffen scheinenden Manne seine Hülfe versagt hat, da er doch sonst gleich bey der Hand ist, wo es Unterstützung der Gedrückten gilt. Ich will in seinem Namen hier stillschweigend für ihn handeln, und so viel, wie es mir nur einigermaßen möglich ist, dem jungen Manne unter die Arme greiffen. Ich bin überzeugt, Sie werden dieß Vorhaben, welches der Nächstenpflicht entspricht, mit vollem Herzen billigen.

Gerne möchte ich mich in diesem Augenblicke mit Ihnen noch über einen und den andern Gegenstand unterhalten, allein ich werde eben aufs dringendste zu einer Kreissenden gebeten, die nach Erlösung schmachtet. Schon zu lange habe ich auf Gelegenheit gewartet, um in diesem Punkte mein Probestück ablegen zu können, als daß ich darüber nicht alles andere vergessen sollte. In meinem künftigen Briefe hoffe ich Ihnen den freudigen Bericht von der Rettung zweyer Menschen durch mich ablegen zu können.

MEDIZINALRATH N. AN DOKTOR N.

G . . den 18ten Oktob. 1801.

Ich muß aufrichtig gestehen, mein Sohn, daß Deine Quacksalberaffaire mich des komischen Anstrichs wegen, den sie in der That besitzt, ungemain amüsirt haben würde, wenn sich mein Gemüth seit der Lesung Deines vorlezten Briefes nicht mit der Sorge herumgetragen hätte, daß eben diese Geschichte unangenehme Folgen für Dich haben werde. Durch den Antheil aber, den sie an Deiner Ruhe gehabt hat, und vielleicht in noch höhern Grade in Zukunft haben dürfte, besonders aber durch die Art, wie sie mit Deinen Grundsätzen über Behandlung medizinischer Vorurtheile in Beziehung steht, und endlich wegen der Gelegenheit, die sie mir gibt, um etwas, was ich schon lange auf dem Herzen hatte, Dir mittheilen zu können; aus diesem dreyfachen Grunde, sage ich, ist sie für mich von zu ernsthaftem Gehalte, als daß ich mir nicht über das, was ich Dir jetzt sagen will, Deine ganze Aufmerksamkeit erbitten sollte.

Du, mein Theurer, der Du den Menschen nur noch nach dem Bilde beurtheilst, welches Deine jugendliche, nur noch in behaglichen Bildern lebende Phantasie von ihm entworfen hat, Du sage ich, kannst schwerlich schon auf eine grosse Untugend aufmerksam geworden seyn, welche mit der menschlichen Natur innigst verwebt zu seyn scheint, weil selbst die Edelsten sich niemals von ihr ganz befreyen können. Ich meyne die lieblose Voraussetzung, daß in eine jede Handlung unsers

Nebenmenschen eigensüchtige Triebe und Absichten gemischt seyen, und dafs er ihnen nur, um das Selbstinteresse desto besser zu verstecken, den Schein eigener Aufopferungen mittheile. Wir haben den wahren Eudämonismus nicht eher zu hoffen, als bis das menschliche Herz sich daran gewöhnt, dieses entehrende Mißtrauen fahren zu lassen; bis ein Mensch den andern mehr nach der guten Seite seiner Handlungen und nach ihren Folgen, auf das glimpflichste beurtheilt, als mit ängstlicher Sorgfalt den Beweggründen nachspürt, blos um etwas in ihnen zu finden, was jenen Verdacht rechtfertigen könnte. Denn es kann nicht fehlen, man muß nothwendig immer etwas finden, was in den Augen des hyperstrengen Moralisten auch auf die schönsten Handlungen von dieser Seite einen Schatten wirft; eine Schwäche unsrer Natur wird ihm zum Laster; ja selbst die Art von Eigennuz, von der ich Dir schon gesagt habe, dafs ich mir ohne sie durchaus keinen Menschen selbst im edelsten Sinne denken kann, muß ihm dadurch in einer Gestalt erscheinen, welche seinen Grundsätzen von völliger Verdorbenheit der menschlichen Natur entspricht. Aeussert der humane Mensch dieses Verdachtes ohnerachtet immer noch einige Duldsamkeit gegen Andere, so fällt bey den weniger Humanen, vorzüglich aber in den geringern Ständen, auch diese Duldsamkeit mehr oder weniger weg, und was noch mehr ist, es ist in der Regel nur ein grober Eigennuz, der selbst den edelsten Handlungen untergelegt wird. Offenbar verbittert dieser Umstand unsere irdischen Verhältnisse ungemein, am sichtbarsten aber alsdann, wenn unsre Handlungen mit denen andrer Menschen, welche mit uns gleiche Beschäftigungen,

Handthierungen und Gewerbe treiben, in Collision gerathen, und hier ist es denn auch, wo man den Menschen gemeinlich nicht zu schlecht hält, nur ihm einen schändlichen Eigennuz unterzulegen. Die Welt gefällt sich besonders darin, wie ich Dir schon einmal gesagt habe, unter uns Aerzten einen recht gemeinen Eigennuz finden zu wollen; sie nimmt ihn bey uns von einer Seite, welche selbst ein abgehärtetes Ehrgefühl empfindlich beleidigen muß, und reduzirt nicht nur diejenigen unserer Handlungen, welche durch die Verhältnisse mit unsern Collegen bestimmt werden, größtentheils auf ein recht niedriges Selbstinteresse, sondern sie betrachtet den Gewinnst auch als die Triebfedern aller unserer ärztlichen Bemühungen. Es giebt daher gewiß nur wenig Menschen, die mit uns zu fühlen vermögen, wenn wir, ohne Rücksicht auf uns selbst genommen zu haben, uns einer edlen, wohlthätigen Handlung erfreuen. Dieser Verdacht des schnöden Eigennuzes geht so weit, dafs wir sogar genöthigt sind, fast ein jedes unsrer Worte auf die Waagschale zu legen. Noch in meinem hohen Alter habe ich in diesem Punkte Schüler seyn müssen. Vor mehreren Jahren grassirten um G. . . herum die Blattern ungemein stark, ohne dafs sich in T. . . selbst die mindesten Spuren davon zeigten. Eines Tags kam ich gerade in eine öffentliche Gesellschaft, als man von der Seuche sprach, und die Furcht davor an den Tag legte. Ich griff den Faden des Gesprächs auf, und erklärte unsere bisherige Schonung als eine seltene Merkwürdigkeit. Vielleicht sagte ich diefs mit einer verdrießlichen Miene, weil ich kurz vorher durch Jemand in eine recht üble Stimmung versetzt worden war. Von den Blattern kam das Ge-

sprach auf die gerade laufenden drückenden Zeitumstände, und auch hier stimmte ich in die allgemeinen Klagen ein; ich bedauerte den schlechten Verdienst in allen Ständen, und äusserte meine Hoffnung eines baldigen Besserwerdens. Einige boshafte oder dumme Menschen griffen nun alle diese Aeusserungen auf, und verbreiteten das Gerücht, ich habe mich öffentlich beklagt, daß die Blattern noch nicht nach T. . . gekommen seyen, und daß ich bisher so schlechten Verdienst gehabt habe; dieß Gerücht wurde so arg, daß selbst gute Menschen mir darüber Bitterkeiten geradezu ins Gesicht sagten. Zum Glück entdeckte ich die Urheber bald, und zwang sie zu einer öffentlichen Genugthuung. Denke Dir, was ich dabey leiden mußte, meinen Charakter in ein so überaus schändliches Licht gestellt und den Ausdruck meiner innigsten Freude über das Wohl meiner Mitbürger so häßlich verdreht zu sehen!

Will ein Arzt als ein habsüchtiger Mensch recht verschrien seyn, so ziehe er nur öffentlich auf die Vorurtheile los, die der Freyheit seines Wirkens im Wege stehen, so eifere er besonders gegen Quacksalberey, und so verfolge er nur die sich damit beschäftigenden Personen. Besonders wird der gemeine Mann ihn auf der Stelle schief beurtheilen, nicht nur, weil er den Quacksalber als einen, der gemeinlich von seines Gleichen ist, schätzt und liebt, sondern auch, weil er es in der Regel sich nicht gut denken kann, daß irgend jemand des Bestens Anderer wegen einen Menschen verfolgen sollte. Indefs auch bey Menschen aus den gebildeten Ständen kann man dadurch leicht in jenen Verdacht fallen. Du wirst dereinst finden,

dafs der Hang zur Quacksalberey nicht bloß auf die geringern Stände beschränkt ist, wenn er hier gleich in einer mehr auffallenden Gestalt erscheint. Fast einem jeden Menschen ist eine besondere Schwäche eigen, die weder durch Erziehung und Unterricht, noch durch Erfahrung so ganz und gar geheilt werden kann, die Neigung nämlich, die Hülfe gegen seine Gebrechen am liebsten zu ergreifen, die sich ihm in einer imposanten, viel versprechenden Gestalt darbietet, besonders wenn sie den Hang zum Aberglauben und zum Glauben an übernatürliche Wirkungen nährt. Die gelehrtesten und humansten Aerzte können gegen manchen gemeinen Quacksalber nicht aufkommen, weil sie ihrem Wissen nicht mit Charlatannerien einen gewissen blendenden Glanz geben wollen, während der andere alle Hülftsmittel in Bewegung setzt, die einem ungebildeten oder schwachen Gemüthe augenblicklich — starke Eindrücke mittheilen. Wenig Menschen geben sich die Mühe, den Werth und die Vorzüge eines ächten Arztes kennen zu lernen, ja ich wollte beweisen, dafs keiner, er mag übrigens so gelehrt seyn als er nur will, diese Vorzüge erkennen kann, der nicht in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist. Deshwegen findet man selbst viele Männer aus dem gelehrten Stande theils selbst quacksalbern, theils sich nur an Quacksalber wenden, wenn sie krank sind, und wie viele sonst sehr gebildete Menschen findet man nicht, die irgend ein medizinisches Geheimniß als ihren Augapfel bewahren? Die gewöhnliche Erziehungsweise des Menschen ist ganz dazu gemacht, um ihm einen solchen Hang einzupflanzen; es kommen viele andere Umstände, die Du

in anliegendem Buche *) angegeben findest, hinzu, um ihn auszubilden, und besonders trägt die Nachlässigkeit, womit so viele Polizeybehörden diesen Gegenstand behandeln, das Meiste bey, um ihn zu einem Kampf gegen die wahre Arzneykunst aufzufodern, in welchem diese nothwendig erliegen muß. Dieser Hang beruht auf einer Schwäche, die äusserst vorsichtig behandelt werden muß. In manchen Staaten wird, die Quacksalberey mit grosser Strenge bestraft, aber gerade in diesen Staaten nimmt das Uebel am meisten überhand, und es ist hier um so zerstörender, je mehr man es dadurch zwingt, im Finstern herumzuschleichen. Durch öffentliche Bestrafung wird der Quacksalber in der Regel zur Würde eines Märtyrers erhoben; man brandmarke ihn, will man ihm einen recht grossen Credit verschaffen. Ich erinnere mich eines Falles, wo der Pöbel einen gemeinen Kerl mit Gewalt den Händen der Justiz entrifs, und daß ihm ein nicht zur Sentina populi gehöriger Landbewohner einen Schlupfwinkel in seinem Hause verschaffte. Ich kenne famöse Quacksalber, die in volkreichen Städten unter den Augen der Polizey, ja selbst der Landescollegien auf das unverschämteste ihr schändliches Handwerk treiben; vielleicht bestraft man sie nicht, um nicht die öffentliche

*) *Rademachers* Briefe über Aetherärzte u. s. w. und deren Nothwendigkeit im Staate. Cölln 1804. (Der Leser wird übrigens wissen, was er mit dem kleinen Anachronismus, der zwischen dem Datum des obigen Briefes und dem Druckjahr dieses Buches herrscht, anzufangen hat).

Ruhe zu stören, und zu Aufläuffen des Volkes keinen Anlaß zu geben.

Kann also die Staatsgewalt dem Uebel nicht geradezu Einhalt thun, wie viel weniger vermag es dann der simple Arzt; glaubt der gemeine Mann besonders, daß der Staat, der gegen dieß Uebel strenge verfährt, es auf den Ruin seines Glückes angesehen hätte, wie muß er erst den Arzt hassen, der es angreift, und wie viel mehr muß er ihm eigennützige Absichten zutrauen, da jeder Quacksalber seinem Wirken zunächst im Wege steht? Der Arzt muß dadurch nothwendig das Uebel vergrößern, und zugleich sein eignes Ansehen dabey zum Theil aufs Spiel setzen, ja er kann dadurch selbst den Grund zu seinem Unglück legen. Ich habe einen treflichen jungen Arzt gekannt, bey welchem dieß wirklich der Fall war. Er zog an einen bedeutenden Ort, in welchem es an Aerzten mangelte, und wo alle Umstände sich vereinigten, um ihm den Weg zu einem glänzenden Glücke zu bahnen. Sein Eifer für Menschenwohl verleitete ihn aber, einen alten Apotheker, der sich sehr stark mit der Quacksalberey abgab, in sehr heftigen Ausdrücken bey dem dortigen Polizeygerichte zu belangen, und es wurde wirklich zum Schein eine Untersuchung angestellt. Allein zum Unglück war der Alte selbst Beysizer des Gerichts, er war Freund und Verwandter der angesehensten Bürger, und im Uebrigen ein Mann, der der geringern Classe manche Wohlthat erwies, und wegen seiner Geschicklichkeit und Wohlfeilheit in erstaunendem Rufe stand. Dazu kam, daß kein Arzt bisher so dreist gewesen war, ihm in die Flanke zu fahren. Das ganze Publikum vom Magistrate an bis zum

Tagelöhner nahm also entschiedene Parthey für ihn, er bekam einen ungeheuern Zulauf, und mein junger Doktor wurde von allen Seiten so chikanirt, dafs er sich kaum durfte auf der Strasse blicken lassen, und so lange, bis er in der Stille den Ort verlief.

Der Verfasser des anliegenden Buches benahm sich ganz anders in einem ähnlichen Falle. Vielleicht kannst Du es nicht gleich durchlesen; die Geschichte aber kommt mir so interessant vor, dafs ich die Mühe nicht scheue, sie Dir hier abzuschreiben. „Nie habe ich, sagt Rademacher, *) über einen Afterarzt geschimpft, nie seine Kunst zu verkleinern gesucht; hatte sich jemand seines Rathes bedient, und er verlangte hernach meine Hülfe, so habe ich ihm nie Vorwürfe gemacht, sondern mich nach dem Quacksalber und seinen Mitteln blos so erkundigt, wie ich mich nach jeder äussern Schädlichkeit erkundige, welche auf den Kranken gewirkt. Ja ich bin noch weiter gegangen. Vor einigen Jahren hörte ich, dafs ein Quacksalber sich beym Maire gemeldet, um seine Bude hier aufzuschlagen, und dafs der Maire Bedenken trüge, um dieses zu erlauben. Ich gieng selbst zum Maire, und bat ihn, den Mann nicht in seinem Brodbewerb zu hindern. (!!!) Nun wurde auf dem Markte vor meinem Fenster ein Theater erbaut, alle Abend bey Fackelschein Arzney verkauft und Comödie gespielt. Der Doktor selbst war ein gar stattlicher Mann und hatte eine ungeheuere Beredsamkeit. Sein Bruder, der Hanswurst, spielte ebenfalls

*) A. a. O. S. 15.

ebenfalls seine Rolle gut, und ich kann sagen, daß ich, so lange ich hier bin, nicht so viel gelacht habe, als in den paar Monaten, daß die Leute hier ihr Wesen trieben. Jeden Sonntag Morgen zog der Doktor auf die Dörfer, der Hanswurst blies vor der Kirche auf dem Waldhorn und es wurde Arzney verkauft. Des Nachmittags ritte mein College mit seiner Schwester spazieren, er auf einem englischen, sie auf einem polnischen Gaule; kurz, es war alles wie ich es wohl auf einem Gemählde allein, nie in der Wirklichkeit gesehen.*) Fragte mich jemand, was ich von den Arzneyen des Marktschreyers hielte? so antwortete ich gewöhnlich: ich hätte sie nicht untersucht, die, welche sie gekauft, würden besser den Werth derselben bestimmen können. Schimpfte jemand auf den Mann, vielleicht in guter Absicht, vielleicht blos, um mir damit ein Vergnügen zu machen, so lachte ich darüber und sagte: es wäre ja niemand gezwungen, Arzney von ihm zu kaufen, und wenn sich auch einmal jemand übel auf seine Arzneyen befände, so wäre doch der Arzt nicht verantwortlich dafür; alles was Gott geschaffen, sey gut, also auch die Arzneyen des Marktschreyers, und wenn sich jemand mit einem Messer den Hals abgeschnitten, so hätte ich noch nie über den Messerschmidt schimpfen gehört. Dem Marktschreyer mochte es wahrscheinlich gefallen, daß er einmahl in einer Stadt war, wo ihm der Arzt nichts Böses nachredete, und er war so artig allenthalben zu sa-

*) Wem fällt hiebey nicht Thümmels meisterhafte Schilderung eines Quacksalbers ein? S. dessen Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich I. S. 32.

Der Herausg.

gen, ich sey der verständigste und ehrlichste, den er noch angetroffen. Ich versichre Dir, daß mir dieser Lobspruch Vergnügen gemacht hat; denn ich dachte bey mir selbst, Gott weiß: ob es nicht das erste und leztemahl ist, daß ein College, der an einem kleinen Orte sein Wesen zugleich mit mir treibt, mich in der Abwesenheit lobt.“

Vielleicht wird es Dir ergehen, wie es mir ergieng, als ich diesen Bericht bis hinhin durchgelesen hatte; Du wirst nemlich über das Benehmen des Erzählers frappirt seyn, und es gewiß nicht in allen Stücken billigen. Aber höre, was er seinem Freunde weiter schreibt.*) „Du wirst gewiß erstaunen über meine seltsamen Anschläge, und denken, daß ich endlich es selbst so weit getrieben, bis ich zur Null in meiner Commune geworden; aber darinn würdest Du Dich gewaltig irren. Denn es ist vielleicht kein Ort in diesem Lande, wo so wenig Medikasterey Statt findet, als gerade in dem, worin ich wohne. Jeden von der Sache unterrichteten Mann kann ich dreist auffordern, mir darin zu widersprechen. Mehr als ehemals unter den günstigsten Umständen alle preussischen Medizinalverordnungen, mehr als die Wachsamkeit der Polizey, als das Raisonnement meines gelehrten Antezessors, als Geldstrafe und angedrohte Landesverweisungen ausrichten konnten, richtete ich unter den ungünstigsten Umständen ohne jemandes Hülfe aus“ u. s. w.

Erlaubt es Dir also Dein Eifer für das allgemeine Beste nicht, in dieser Rücksicht Dich ganz unthätig zu verhalten, so gehe wenigstens vorsichtig zu Werke, so daß Du eines theils im Stande bleibst, den

*) a. a. O. S. 17.

Menschen durch seine eigne Schwäche nach Willkühr zu leiten, andern theils aber Dich selbst vor dem Verdacht eigennütziger Absichten zu schützen. Ich habe Dir schon gesagt, wie nöthig es für den Arzt ist, von diesem Verdachte befreyt zu bleiben. Freylich ist es immer ein niederschlagender Gedanke für den Redlichen, daß er so oft genöthigt ist, erst den Codex der Lebensklugheitslehre nachzuschlagen, ehe er sich mit solchen verderblichen Mängeln in einen Kampf einläßt, noch trauriger ist es für ihn, zuweilen einen unthätigen Zuschauer abgeben zu müssen, um sein eignes Wohl nicht auf eine Karte zu sezen. Der Arzt besonders kommt oft in die Lage dieses zu müssen; indessen wird dieses Müssen oft für ihn ein moralisches Pflichtgebot. Ich habe — dem wird auch der strengste Moralist nicht widersprechen — ich habe Pflichten gegen mich selbst zu erfüllen; opfre ich also mein eignes Wohl auf, um Andern wohl zu thun, gebe ich mich ganz und gar nur als ein Mittel hin, welches durch den Gebrauch sich selbst zerstöhrt; so seze ich mich nicht allein dem Vorwurfe aus, nur etwas sehr einseitig Gutes gethan zu haben, sondern ich werde auch auf eine gewisse Art straffällig, insofern ich mir selbst die Kräfte raube, um meinen guten Zweck entweder vollends durchzusezen, oder in Zukunft noch mehrere gute Handlungen unternehmen zu können. Der Moralist von der strengsten Observanz wird dieß freylich Sophisterey nennen; ich für meinen Theil aber, der ich mich rühmen darf manches Gute gethan zu haben, habe mich bey diesem Grundsatz immer sehr wohl befunden, und ich versichre Dir, daß ich die Reinheit meines moralischen Sinnes recht gut dabey habe bis auf diesen Augenblick verwahren können. Eine schwärmerische Aufopferung

seiner selbst, um Andern einen, dazu noch so oft nur problematischen Nutzen zu leisten, verräth entschieden eine gewisse Art von Verrücktheit, wenn wir sie bey Menschen sehen, die, wie es beym Arzte insonderheit der Fall ist, nur mit Hülfe einer sorgfältigen Schonung ihrer selbst wirksam seyn können; zum mindesten kann man daraus schliessen, daß sie den Umfang ihrer Pflichten nicht dem kleinsten Theile nach kennen. Auf jenem Grundsaze beruht die wahre Lebensklugheit des Arztes, eine Klugheit, die uns freylich verhindert, die Liste unsrer Thaten mit glänzenden Beispielen auszufüllen, die uns aber dafür desto mehr Gelegenheit verschafft, in der Stille tausendmahl mehr Gutes auszuführen, als es der berühmteste Märtyrer jemals vermocht hat; eine Klugheit endlich, bey der wir mit aller Behaglichkeit im Bewußtseyn, und mit sorgenfreyem Blicke auf unsre eigne gesellschaftliche und bürgerliche Lage ausser uns wirksam seyn dürfen. Und dafür, daß der Arzt aus Rücksicht auf sich selbst, zuweilen selbst bey offenbaren Uebeln, wie ich Dir schon oben sagte, einen leidenden Zuschauer abzugeben genöthigt ist, dafür wird sein Eifer von vielen andern Seiten wieder hinlänglich entschädigt. In Zukunft wirst Du finden, wie viele Gelegenheiten es für ihn giebt, durch entscheidende ohne alle Umwege ausgeführte Handlungen manches Gebrechen auf der Stelle heilen zu können, Gelegenheiten, die, wenn er nach Ruhm und Ehre begierig ist, ihn auf den Gipfel desselben führen können. Nur würdest Du vergeblich erwarten, diese Gelegenheit in den Vorurtheilen der Menschen zu finden. Denn gerade sie sind es, gegen welche der Arzt, will er anders nicht schnell gelähmt werden, sich nie in einen

ofnen Kampf einlassen darf; hier ist es, wo der Arzt beweisen kann, ob er die wahre Lebensklugheit besitzt, ob er nemlich sie, die Vorurtheile, in der Stille zu bekriegen weifs, ohne dabey seine eigne Wohlfahrt auf's Spiel zu sezen. Der wahre Vertilgungskrieg gegen Vorurtheile und Aberglauben ist einer von denen, welche in der That nur der feine und praktisch geübte Menschenkenner unternehmen darf, und in welchem keine Brustwehr und kein Schanzkorb, wenn ich diese militärischen Ausdrücke gebrauchen darf, den angreifenden Theil genug sichern kann, sobald der Angriff mit Gewalt und bey Tage geschieht.

13.

M. R. N. AN DOKTOR N.

P. . . den 20ten Nov. 1801.

Durch Deine Antwort*) auf meinen letzten Brief bestimmst Du mich, mein Sohn, den Gegenstand, von welchem in ihm die Rede war, noch einmahl zu berühren. Denn Du scheinst meine Meynung noch nicht so, wie ich es wünsche, gefaßt zu haben. Du machst mir nemlich mit Lebhaftigkeit den Einwurf: ein Arzt, der es mit Menschenglück redlich meynt, der kein Verbrechen gegen den Staat begehen will, der von der wahren Würde seiner Kunst durchdrungen ist; ein Arzt, der den groben Vorurtheilen, welche die Welt noch immer gegen unsre Kunst hegt, nicht Vorschub leisten, und zur Einschränkung ihres wohlthätigen Wirkungskreises nicht selbst die Hand bieten will; ein solcher Arzt, sagst Du, dürfe durchaus den Vorurtheilen, auf welchen das Unwesen der Quacksalberey beruht, nicht ruhig zusehen, und sollte er auch das ganze Glück seiner eignen Bestimmung dabey aufopfern.

Lies meinen Brief noch einmal nach, um zu finden, daß ich Dir dieses Ruhigzusehen nur für einzelne intrikate Fälle vorschlage, im Allgemeinen aber ausdrücklich sage, daß Du allerdings verbunden seyst, jenen Vorurtheilen den Krieg zu erklären, jedoch mit der Bedingung, daß es mit kluger Rücksicht auf Dich geschehe. Ich werde Dir durch

*) Hat sich nicht vorgefunden.

einige Bemerkungen über die Behandlung der Vorurtheile überhaupt leicht beweisen können, daß Du durch diesen heimlichen Krieg eher als durch den offenen Angriff zum Siege gelangen, ja daß Du Dir in der Regel gerade durch den letztern die von Dir rubrizirten Vorwürfe aufbürden wirst.

Stelle Dich einmahl in den Fall eine Krankheit vor Dir zu haben, die mit einer ursprünglichen Schwäche des ganzen Subjekts innigst verwebt ist. Würdest Du nicht einen höchst thörichten Streich begehen, wenn Du dieses Uebel durch heroische Mittel auf der Stelle kuriren wolltest, und würdest Du der unangenehmen Gefühle halber, die Du dadurch dem Kranken erregst, nicht in den Verdacht einer Hartherzigkeit, ja würdest Du bey dem nothwendig üblen Ausgange nicht in den Ruf der Ungeschicklichkeit und wohl gar einer schlechten Absicht fallen? Gerade dieselbe Bewandniß hat es mit der Heilung der Vorurtheile. Alle zusammen sind auf eine oder die andre Art mit der ganzen moralischen und physischen Natur des Menschen aufs innigste verschmolzen; sie sind eines Theils seine wunden Seiten, die man nicht antasten darf, ohne ihn aufs allerschmerzhafteste zu reizen; von der andern Seite sind sie ihm sein Liebstes, sein Heiligstes, weil ihre Befriedigung so unbedingt seiner individuellen Natur entspricht, und sie können also nicht unsanft berührt werden, ohne den Menschen zur Rache an seinem vermeinten Verfolger zu reizen, und ihn zu bestimmen, ihm die schändlichsten Absichten unterzuschieben, von denen Eignuz und Mißgunst noch die kleinsten sind, und endlich nicht, ohne ihn geradezu aufzufordern, alle mögliche Hülfsmittel gegen seinen Feind aufzubie-

ten, um sich im Besiz seines liebsten Gutes zu erhalten. Dies ist kein Raisonnement; es sind That-
sachen, von deren Wahrheit Du Dich alle Tage über-
zeugen kannst, wenn Du fortfahren willst, den Vor-
urtheilen einen offenen Krieg zu erklären. Sie be-
weisen, daß durch diesen Krieg den Vorurtheilen
eine gröfsre Hartnäckigkeit gegeben wird, die ihre
Ausrottung um so viel schwieriger macht, und daß
sie erst dadurch recht schädlich gemacht werden,
weil man den Menschen zwingt, damit, wenn ich
so sagen darf, aus seinem Subjekte herauszugehen,
und sie gleichsam zum Trotz gegen seinen vermeyn-
ten Feind durch und mit andern in gröfsre Anwen-
dung zu sezen, da er vorher sich in der anspruch-
losen Befriedigung blos seiner subjektiven Bedürf-
nisse befriedigte. Der von Vorurtheilen eingenom-
mene Mensch wird nur dann erst das wilde wü-
thende Geschöpf, welches es so oft wird, wie die
Geschichte aller Zeiten beweist. Seiner Rache ist
nichts heilig genug; und haben wir nicht genug
Fälle, wo Ströme von Blut sie nicht haben be-
friedigen können?

Der Arzt wird durch sein Amt fast mitten in
den Kreis derjenigen Vorurtheile gesezt, welche dem
Menschen beynahe so lieb wie sein Leben sind, und
nothwendig jedem Menschen, der mit der Natur der
Dinge keine Bekanntschaft hat, auf eine unausrottbare
Art anhängen müssen. Von ihrer Heilung darf
also beym Arzte gar nicht die Rede seyn; er vermag
sie nicht zu bewerkstelligen, er müfste denn die gan-
ze Natur des Subjektes umkehren, seinem ganzen
Ideengange eine neue Richtung geben können. Ge-
sezt, das letztere könne ihm auch zuweilen gelingen,
so geht doch damit die beste Zeit vorlohren, in wel-

cher er dem Subjekte auf eine reellere Art hätte nützlich seyn können. Es kann also nur die Rede von einem solchen Benehmen des Arztes seyn, welches ihn selbst von einer Seite schützt, daß er von den ihn umschlingenden Vorurtheilen nicht erdrückt und in seinem Wirken gelähmt werde, und welches ihn von der andern Seite in den Stand setzt, durch das Vorurtheil selbst vortheilhaft auf das Subjekt zu wirken. Eben die Vorurtheile geben ihm die schönsten Mittel an die Hand, sich selbst ungemein beliebt zu machen, und also sich einen großen Wirkungskreis zu eröffnen, in welchem er dem Menschen tausendmahl nützlicher seyn kann, als er es durch jenen Vertilgungskrieg zu seyn vermag. Er kann sie aber auch geradezu als Hilfsmittel gebrauchen, um dem Kranken und jedem, mit dem er zu thun hat, unendlich nützlich zu seyn.

Denn jemehr ein Mensch von Vorurtheilen eingeommen ist, desto mehr pflegt er den schwachen Seiten seines Verstandes Blößen zu geben; ein Subjekt aber, welches seine schwachen Seiten zur Schau legt, kann durch den geübten Menschenkenner zu jedem beliebigen Zwecke geleitet werden, indem es ein Leichtes ist, alles das, was man mit ihm vor hat, mit jener Schwäche in Verbindung zu bringen. Wir sehen täglich, wie ein abergläubischer, vorurtheilsvoller Mensch von einem klügern als Maschine zu allerley üblen Absichten gebraucht werden kann, ohne daß er den Schaden, den er sich zuzieht, bemerken könnte; warum sollte man ihn nicht auch zu guten Zwecken als Mittel benutzen, warum sollte man ihn denn nicht auch als Mittel zu seinem selbsteignen Wohle benutzen können? Daß dieses recht gut geschehen kann, wird

Dir jeder Arzt beweisen, der den Menschen nicht bloß aus Handbüchern kennt. Wenn alle seine Mittel und Wege, den Kranken zu irgend etwas zu bestimmen, fehlschlagen, so bleiben ihm dessen Vorurtheile übrig, um ihn nach Willkühr dadurch zu lenken. Er braucht dem Kranken seinen Zweck nur durch die Brille dieser Vorurtheile zu zeigen, um ihn gleich zu allem geneigt zu machen. Deswegen richtet der feine Arzt gerade bey den vorurtheilsvollen Kranken in der Regel mehr aus, als bey solchen, die ich zu den Aufgeklärten zähle, ja oft mehr als bey wirklich aufgeklärten helldenkenden Männern. Denn die letztern lassen sich schwer durch Andre leiten, und setzen der Freyheit der ärztlichen Maasregeln gemeinlich schwer zu besiegende Hindernisse dadurch in den Weg, daß sie alles besser wie er selbst wissen wollen, daß sie ihn zur größten Behutsamkeit in seinen Urtheilen und Raisonnements nöthigen, und sich nicht anders als mit der schweren Bedingung behandeln lassen, daß man sie mit allen Maasregeln vertraut mache. Kein Vorurtheil kann aber dem geschickten Arzte im Wege seyn. Er hört mit Geduld der Entwicklung der Ideen des Kranken zu, ohne zu widersprechen oder zu belehren, ja er befördert ihre Entwicklung durch theilnehmende, zutrauliche Fragen, und giebt in allem volles Recht, worinn er nur einigermassen, ohne geradezu zu schaden, Recht geben kann. Dadurch verschafft er sich das vollste Zutrauen, die unbedingte Liebe des Kranken, und er mag dann unternehmen was er will, selbst der eigensinnigste Kranke läßt sich alles gefallen, weil er mit der größten Freude voraussetzt, daß der Arzt von seinen Ideen ausgehe. Und bemerkte dann der Kranke auch Manches, was mit diesen Ideen sich nicht

vereinigen läßt, so bescheidet er sich gerne seiner Unwissenheit, und im Uebrigen läßt es seine Liebe gegen den Arzt nicht zu, sich in irgend etwas zu widersezen. So wird eben das Vorurtheil ein Wohlthäter des Leidenden, und ein erlaubtes Mittel, dem Arzte Ansehen und Würde zu verschaffen. Deswegen behaupte ich, daß ein Arzt ohne eine gewisse Uebung in diesem Punkte ohnmöglich ein glücklicher Arzt und kein beliebter Arzt seyn kann. In frühern Jahren bin ich oft erstaunt, wenn ich Aerzte, denen ich keine großen medizinischen Kenntnisse zutrauen durfte, in so ausserordentlichem Ansehen stehen fand, und ihre grosse Praxis mit so auffallendem Glücke gesegnet sahe. Und umgekehrt habe ich oft nicht begreifen können, wie es oft den geschicktesten Aerzten an allem dem fehlen konnte, was man zum ärztlichen Glücke zählt. Späterhin fand ich aber die Quelle von einem und andern; bey jenen Aerzten war es die feine und liebevolle Schonung der Schwächen des Menschen, bey diesen der Eifer sie auszurotten; und ich versichre Dir hoch und theuer, daß meine glückliche Praxis sich erst von dem Momente an datirt, in welchem ich in dem erstern Verfahren einige Uebung zu erlangen anfieng.

Ich läugne indess keineswegs, daß es nicht Fälle gebe, wo diese Schonung übel angebracht ist. Eines Theils darf man sie nicht zu weit treiben, um den nicht ganz dummen Kranken nicht glauben zu machen, daß er selbst die Sache so gut wie sein Arzt verstehe. Dieser Glaube würde alles Zutrauen in der Geburt ersticken. Man muß also erst genau wissen, was für ein Subjekt man vor sich hat, und dann demselben in dem Augenblick,

in welchem er sich unsrer zu bemeistern und uns zu düpiren droht, mit Geseztheit durch den Sinn zu fahren verstehen. Zweytens würde es in vielen Fällen für den Kranken sehr nachtheilig seyn, den Schein anzunehmen, als wenn man seinen Vorurtheilen huldigte; denn es giebt dieser Fälle in Menge, wobey selbst der Schein der Befriedigung den Kranken noch eigensinniger macht, als er schon ist; hinhin gehören zum Beyspiel gewisse fixe Ideen über körperliche Leiden und über die Art, dieselben zu heilen, ein Gegenstand, von dem wir uns bald besonders unterhalten wollen. Ia wir kommen nicht selten in die Lage, gerade durch lebhaften Widerspruch uns das Vertrauen des Kranken sichern zu müssen, wir begegnen Fällen, wo er selbst es darauf anlegt, wieder Streit zu finden. Hinhin gehören die ängstigenden Vorurtheile so vieler Hypochondristen, die nur im ewigen Hader mit ihren Aerzten Trost und Beruhigung finden. Indefs bleibt es von der andern Seite wieder wahr, dafs man durch Nachgeben und Befriedigung selbst nachtheilige Vorurtheile zum Besten der Kranken benutzen kann. Viele vorurtheilsvolle Menschen sind wie die eigensinnigen Kinder, die durch Zwang und Strafe nur in ihrem Fehler befestigt werden. Der geschickte Erzieher setzt sie in eine Lage, (ohne dafs er, um sich ihren Hafs nicht zuzuziehen, daran Antheil zu haben scheint) dafs sie sich durch Befriedigung ihres Willens irgend ein Wehe zufügen. Du klettertest in Deinen Kinderjahren aller Strafe ohnerachtet auf alle Stühle und Tische, bis ich einmal dafür sorgte, dafs Du mit einem Stuhle umfallen mußttest; von dem Augenblick blieb keiner lieber auf ebnem Boden, wie mein Sohn.

Uebrigens würdest Du sehr irren, mein Theurer, wenn Du voraussetzen wolltest, daß nur der gemeine Mann den Arzt zu solchen Vorsichtsmaassregeln nöthige. Ich wiederhohle Dir hier ausdrücklich, daß kein Stand, kein Geschäft und selbst nicht die größte Gelehrsamkeit, wenn sich nicht Scharfsinn mit Kenntniß der Natur vereinigen, gegen Vorurtheile, besonders gegen die s. g. medizinischen schützt, daß Du Dich also bey einem jeden Deiner Kranken darauf gefast machen mußt. Durch Hörensagen, durch Nachdenken, Lektüre, durch den Umgang mit Aerzten, oder durch Erfahrungen an sich selbst, hat fast jeder Mensch sich gewisse Begriffe von Gesundheit, Krankheit und den Wirkungen der Arzneymittel gebildet. Begriffe, die mitunter freylich nicht ganz falsch, allein doch immer mit Vorurtheilen sehr nahe verwandt sind, weil sie von sehr eingeschränkten Standpunkten aus sehr einseitig entwickelt sind, und sich so fest in die Seele prägen, daß selbst auffallende Thatsachen sie oft nicht zu verändern vermögen. Wenigstens sind solche fixe Ideen dem Arzte oft eben so zur Last, wie die Vorurtheile im strengern Sinne, und erfordern dieselbe Behutsamkeit. Der Kranke belauscht nach seinen Voraussetzungen den Weg, welchen der Arzt mit ihm einschlägt; oft macht er ihm die ausdrücklichsten Vorschriften, und hält es für beleidigenden Zweifel an seinem eignen Verstand, oder für Eigensinn, oder für Mangel an Kenntniß des Arztes, wenn dieser Miene macht, geradezu seinen Ideen entgegen zu handeln. Ich hatte sonst viel mit einem sehr gelehrten und scharfsinnigen Consistorialrathe zu thun, der in frühern Jahren sehr viele medizinische Schriften gelesen, und sich daraus die Ideen zusammengesetzt hat, daß die Galle an der Erzeu-

gung einer jeden Krankheit ihren bestimmten Antheil habe; jede Krankheit also ausleerende Mittel erfordere. Er selbst war seit Jahren kränklich gewesen, allein er glaubte keinen Arzt nöthig zu haben, indem er sich selbst helfen zu können meynte; zum Theil fürchtete er die Aerzte, weil er bemerkt haben wollte, daß die meisten auf die Galle nicht die gehörige Rücksicht nahmen. Er purgirte sich also Jahr aus Jahr ein selbst, und wurde dabey so hinfällig, daß er sich endlich entschloß, mich zu sich hohlen zu lassen. Statt aber von seiner Idee geheilt zu seyn, machte er es mir gleich Anfangs fast zur Bedingung, nur von ihr auszugehen. Mich plagte damals auch noch der Trieb zur Aufklärung, ich widersprach dem Mann also und suchte ihn von der durchgängigen Falschheit seiner Voraussetzung, besonders was ihn selbst betraf, zu überzeugen. So viel Liebe er sonst zu mir hegte, so sehr anstößig war ihm doch mein Widerspruch. Nur ein einziges mahl nahm er von meiner Arznei, behauptete dann, er könne sie nicht vertragen, und wendete sich dann an einen andern Arzt. Auch mit diesem war er nicht zufrieden; denn nach einem Vierteljahr mußte ich ihn wieder besuchen. Dießmahl liefs ich ihn bey seiner Meynung, und wufste ihm mein Verfahren immer so darzustellen, als wenn es nur gegen seine Galle gerichtet wäre. Jetzt konnte er alle Arznei ertragen; er hat bis jetzt das unbegrenzteste Zutrauen zu mir, und seine Umstände stehen so gut als sein schwacher Körper nur gestattet.

Also wollen in dieser Hinsicht selbst sehr gebildete Menschen oft als Kinder behandelt seyn, wenn man ihnen wohlthun und seine Pflicht er-

füllen will. Es ist mithin unrichtig, wenn Du glaubst, daß der Arzt der Würde seines Standes und der Autorität seiner Person zu viel vergebe, wenn er sich zuweilen mehr wie der Lernende benimmt. Ich vergebe durch nichts meine Würde, wodurch ich meinen Nebenmenschen nützen kann, und wie oft hat nicht die eitle Furcht, schwächer zu scheinen als man ist, eine gute Handlung in der Geburt erstickt? Freylich muß man in einzelnen Fällen, wie ich schon vorhin gesagt habe, diesen Schein möglichst zu vermeiden suchen; der größte Theil der Menschen wird aber gewiß eine recht schöne Idee von Deinem Verstande bekommen, wenn Du seinen Meynungen beypflichtest. Ich bin überzeugt, Du wirst darin den richtigen Mittelweg treffen, und Dich nicht mit gewissen Scandalis unsers Ordens verwechseln lassen, welche sich wirklich freuen, wenn der Kranke ihnen ein wenig unter die Arme greift, mit Menschen, welche dafür schon vom gemeinen Mann ausgepiffen werden. Doch — für jezt genug von diesem Gegenstande, damit ich in diesem Briefe auch noch für die Widerlegung eines andern Deiner Einwürfe Plaz behalte.

Der simple Arzt begeht nichts weniger als ein Verbrechen gegen den Staat, wenn er sich nicht aus Leibeskräften gegen den Unfug der Quacksalberey stemmt. Du hast nicht im Geringsten nöthig, Dich deßhalb zu beunruhigen, Du bist für kein Unglück, für keinen Jammer responsabel, der daraus entstehen mag. Denn solltest Du es seyn, so müßte Dich der Staat erst in eine Lage versetzen, in welcher Du ihm ohne ängstliche Rückblicke auf Dein eignes Wohl dienen kannst, so müßte er Dich so unterstützen, mit einer solchen Gewalt ver-

sehen, daß Deine Bemühungen nicht zum Gespötte dienen, wie die Anstrengungen eines Kindes, den kräftigen Mann zu Boden zu werfen. Thut dieß der Staat nicht, und befiehlt er dennoch, daß wir diesem wüthenden Feinde offne Stirn bieten sollen, so handelt er äusserst unbillig gegen uns; thut er es nicht, so trage er allein die Verantwortlichkeit über die schrecklichen Wunden, die jenes Uebel seinem eignen Herzen schlägt! Aber — sapienti sat, satis abunde! Ich merke an dem bitterm Gefühl und dem Eifer, der sich meiner bemächtigt, indem ich schreibe, daß ich meinen Brief vor dieser Periode hätte schliessen müssen. Aber wer ist wohl Herr genug seiner selbst, den Uebergang eines solchen Gefühles im Werke zu hindern, wenn man sieht, daß so theuer und mühsam erworbene Gerechtsame, wie in unserm Staate die Gerechtsame des Arztes sind, noch bey alle dem obendrein von jedem Schurken von Quacksalber gekränkt werden dürfen, und daß mancher redliche gewissenhafte Arzt ein eignes Studium davon machen muß, sich gegen einen solchen Elenden in einiger Höhe zu erhalten. Es geziemt sich nicht, den Gefühlen seines Herzens über gewisse Mängel der Staatsverwaltung allenthalben Luft zu machen. Es mag immerhin wahr seyn, wie mir ein gewisser grosser Staatsmann einst sagte: daß einige Staatsregierungen es machen wie die göttliche Vorsehung, indem sie Menschen durch Leiden und harte Versuchungen zu dem führen, was zu ihrem Glücke dient; allein — — doch ich wollte ja schliessen, und ich zerreiße meine Feder, damit ich nie wieder in Versuchung komme, von Neuem anzufangen.

Nach-

Nachschrift.

den 29sten Nov. 1801.

Mein neuer College, der junge Doktor B. . . . hat mich gestern erst besucht, und ich wollte Dir noch gerne das, was ich von ihm weiß, mittheilen. Vor allem hat er sich in Betreff seiner göttlichen Grobheit, von der Du schreibst, ganz vollkommen bey mir legitimirt. Ich sahe es ihm deutlich genug an, daß sein Besuch die Absicht hatte, mich alten Mann ein wenig zum Besten zu haben, und so sehr ich den ästhetischen Herrn durch eine immer gleiche Höflichkeit und Gelassenheit zu beschämen suchte, so wenig machte dieß auf sein Ehrgefühl Eindruck. Zulezt legte er mir mit einem spöttischen Blicke die Frage vor: ob auch ich von dem Vorurtheile eingenommen sey, daß nur die Erfahrung den Arzt mache, und daß deshalb die alten Aerzte immer vor den jungen den Vorzug hätten? Die hämische Absicht dieser Frage verdroß mich denn doch so sehr, daß ich dem Laffen mit der Gegenfrage diente: „ob eine gewisse neuere Theorie des Schönen, die er wahrscheinlich sehr genau kenne, weil er seine schöne Seite so meisterhaft zu entwickeln verstehe, ob diese Theorie auch lehre, von welcher Art der Eindruck sey, welchen ein troziger Gelbschnabel auf das Gemüth des unter Menschen gereiften Mannes macht? Ob er nicht ferner auch glaube, daß in dem Contraste, den ein junger Windbeutel mit dem Ernst eines solchen Mannes mache, oder in den reizenden Attributen der Kindheit, die mit dem Gelbschnabelstande verbunden sind, so viel Angenehmes und Schönes liege, daß ein solcher Mann darüber die Ausbrüche des Muthwillens und

der Ungezogenheit mit Gelassenheit ertragen könne?“ Sein Gesicht verlängerte sich um die Hälfte bey dieser Frage, welche ihm augenblicklich so sehr sein Conzept verrückte, daß er mit der sichtbarsten Verlegenheit Huth und Stock suchte, und mit brennend rothen Wangen davon lief. — Wie ich höre ist der junge B. . . . schon jetzt allgemein wegen seiner Insolenz und Windbeuteley verschrien; und sein ausschließlicher Umgang mit einigen jungen Leuten von gleichem Schlage, soll ihn, seines Charakters wegen, sehr verdächtig machen. Auch soll er in einer öffentlichen Gesellschaft sich einen Vorfall zugezogen haben, der nicht sehr zur Beförderung seines Glückes dienen wird.

Du wirst Dich erinnern, daß ich es Dir, als Du von H. . . . g zurückkamst, nicht habe glauben wollen, als Du mir erzähltest, daß das Panier einer gewissen schönwissenschaftlichen Rotte auch zu H. . . . g eine grosse Revolution verursacht, und besonders viele junge Mediziner verführt habe zu ihr zu schwören. Du sagtest damals noch, daß alle diese jungen Leute einen besondern Ton angenommen hätten, der sich mit den Gesezen der Gesellschaft gar nicht habe vertragen wollen; daß selbst die würdigsten Lehrer, und jeder andre, der seinem Thun und Lassen nicht den absurden Anstrich dieser Clique gegeben habe, vor keinerley Beleidigungen sicher und mit Spottnahmen belegt worden seyen, und daß endlich unter den Studirenden selbst, die sich in zwey offenbar feindselige Partheyen getheilt hätten, die blutigsten Zankereyen entstanden seyen. In Deinem vorlezten Briefe hast Du bey der Gelegenheit, da von B. . . . die Rede war, wieder

darauf hingedeutet; allein durch diesen B . . . selbst habe ich mir erst einen Begriff von der Wahrheit Deiner Erzählung machen können. Leider sehe ich, daß selbst talentreiche Jünglinge auf Akademien so verbildet werden können, daß nur eine lange Reihe trauriger Erfahrungen sie zu einer vernünftigen Handelsweise vorbereiten kann. Wie viele Eltern mögen nicht darüber trauern, wenn sie statt eines gesetzten jungen Mannes einen Hasenfuß, statt eines kenntnißreichen Kopfs, der sich gleich in die ihm angewiesene Rolle paßt, einen verschrobenen Menschen wieder erhalten, der bey jeder Handlung eines Beobachters bedarf, damit er nicht einen läppischen Streich auf den andern häuffe? Ich will zwar nicht geradezu den akademischen Lehrern die Schuld geben; denn ihre Lage ist meistens nicht geeignet, um jeden Jüngling im Einzelnen seiner Bestimmung entgegen zu führen; allein Manches könnte doch anders seyn, wie es ist. So wäre es ja z. B. ein Leichtes, der Schaar von emporstrebenden Genies eine allgemeine Anleitung zu geben, die sie vor dem Abweichen auf eine falsche Bahn, und ihnen ihren gesunden Menschenverstand sichert. Doch dieß Thema gehört nicht in meine Privatbriefe, und vielleicht stelle ich mir die Sache auch weit schlimmer vor, als sie wirklich seyn mag.

Nach Deinen Aeusserungen in Deinem letzten Briefe, ist die Entbindung, die Du mir im vorletzten vorhersagtest, nicht nach Deinen Wünschen ausgefallen, und Du scheinst etwas auf dem Herzen zu haben, durch dessen Mittheilung Du mir keinen Kummer machen willst. Gesezt aber auch, daß die Sache für mich nicht erfreulich wäre,

so wird doch der gute Rath, den ich Dir vielleicht werde geben können, mir das Unangenehme versüßen; und einen solchen Rath wirst Du gewiß nöthig haben. Ich erwarte also das Ausführliche des muthmaßlichen Vorfalls in Deinem nächsten Briefe.

14.

DOKTOR N. AN M. R. N.

D . . den 15ten December 1801.

Hätten Sie mir auch nicht mit so vieler väterlicher Liebe die Erlaubniß gegeben, Ihnen den üblen Ausgang jener Entbindung, den Sie richtig errathen haben, mitzutheilen, so würde ich es dennoch jezt, da ich mit Ruhe darüber nachdenken kann, freywillig gethan haben, und um so eher, da meine Ruhe mir jezt erst gestattet, von Ihrem Rathe den gehörigen Vorthail zu ziehen. Ehe ich den Vorfall selbst erzähle, muß ich eine historische Bemerkung vorherschicken.

*) Es lebt hier ein gewisser Rath M . . . dessen ältester Sohn Arzt war, der aber kaum, da er sich hier niedergelassen hatte, an der Schwindsucht starb. Er liefs eine hübsche Instrumentensammlung nach, welche man mir wohlfeil zum Kauf anbot, und welche auch von mir gekauft wurde. Eine schöne Levretsche Zange, die sich darunter befand, wurde von mir dazu bestimmt, um die gedachte Kreissende zu erlösen, und diese fatale Zange war es, die mir so vielen Verdrufs bereitet hat.

Die Frau bedurfte durchaus der Instrumentalhülfe, allein die unwissende Hebamme wendete alles an, um die Arme vom Gegentheil zu überreden; das Weib wollte vor Wuth bersten, als ich sie repoussirte, und selbst während ich die Zange anzulegen im Begriff war, betheuerte sie es fast schäu-

*) Folgender Vorfall ist buchstäblich wahr.

mend, daß ich die Kreissende ums Leben bringen werde. Meine Zange lag fest, allein indem ich die ersten kraftvollen Züge machen will, höre ich ein plötzliches Krachen im Innern der Gebährenden, meine Zange fährt mit Gewalt los, und denken Sie sich meinen Schrecken, als ich sahe, daß der weibliche Löffel in der Schloßöffnung abgebrochen, und der Löffel selbst stecken geblieben war. Die Hebamme erhob ein Zetergeschrey, die Kreissende wurde ohnmächtig, ich war eiskalt vor Schrecken, und die Umstehenden brachen in Klagen aus. Ich erhohlte mich indeß, und untersuchte die Frau. Es war aber als wenn mich der Schlag gerührt hätte, als ich den Löffel ganz oben in die Höhle geschoben fand, wo ich ihn durchaus nicht fassen konnte. Meine Angst gieng jezt in eine Art von Wuth über, und ich schimpfte auf den Rath M . . . weil er mich mit der Zange betrogen habe, welche, wie ich den Umstehenden zeigen konnte, an derselben Stelle schon einmahl zerbrochen und schlecht zusammen gelöthet worden war. Dann lief ich hin, um andre Instrumente zu holen, und hatte nach einer fast 12 stündigen Anstrengung endlich das Glück oder Unglück, mit dem Hebel ein todttes Kind samt dem Löffel zur Welt zu befördern. Gott dankend eilte ich bald darauf zu Hause, um mich von meiner unsäglichen Anstrengung zu erhohlen. Als ich nach einigen Stunden wieder komme, sehe ich den Hofrath D . . . am Bette der Kranken sitzen. Während dieser mir mit einem über allen Ausdruck hämischen Gesichte ein Compliment über das gemachte Meisterstück machte, überhäufte mich der Gatte der Frau mit den größten Grobheiten. Er habe schon einen andern Arzt angenommen, sagte er, der die Sache besser verstehe, ich könne nur

hingehen meine Pfuscherinstrumente wieder flicken zu lassen. Ohne vor Erstaunen ein Wort erwidern zu können, gieng ich nach Hause, um einem neuen Aerger entgegen zu gehen. Die Hebamme war in der Zeit zum Rath M . . . gelauffen, um ihn alle meine Schmähreden vergrößert wieder zu erzählen. Ein gewisser Advokat M . . . , der zweyte Sohn des Rathes schrieb mir defshalb ein Billet voll niedriger Spöttereyen über den ganzen Vorfall und über meine Person, und schloß mit der Drohung, er habe schon die Verfügung getroffen, daß ich der Schimpfreden gegen seinen alten gebeugten Vater wegen, gerichtlich gezüchtigt werden solle. Diefes fehlte noch, um mich fast zur Verzweiflung zu bringen. Doch antwortete ich dem jungen M . . . in einem gelafsnen Ton wieder, „daß ich seine Ausfälle auf meine Person zu unbedeutend hielte, um mich darauf zu verantworten; seinem Vater hätte ich allerdings Unrecht gethan, und sey bereit, mich gegen demselben geziemend zu erklären; des Hauptvorfalls wegen sey er indess kein so competentes Forum, daß ich seine Wizeleyen darüber ruhig einzustecken brauche, und ich sey im Begriff, diesen Vorfall, da er noch mehr Aufsehen machen werde, selbst einer competenten Behörde zur Untersuchung anzuzeigen, u. s. w.“ Auf Anrathen meiner Freunde S . . . und A . . . habe ich auch wirklich diesen Schritt gethan. Sie meynten, daß das Publikum zu viel Ursache habe, um sich für diese Sache zu interessiren, als daß ich nicht suchen müßte, mich auf eine sehr entscheidende Art zu rechtfertigen, und dem hämischen Streiche, den mir einer meiner Collegen, in Verbindung mit seiner Creatur, der Hebamme, zu spielen, nicht verfehlen werde, zuvorzukommen. — Leider hat die

Geschichte sich mit den gehässigsten Zusätzen schon allgemein verbreitet, und Hofrath D. . . hat irgendwo öffentlich geäußert: es thue ihm meines guten Gemüths wegen herzlich leid, daß er mir das Leben sauer machen müsse, indeß könne er nach Pflicht und Gewissen nicht anders als gegen mich zeugen, daß das Kind durch meine schlechte Behandlung gestorben, und die Mutter in Lebensgefahr gerathen sey. — So wenig ich Ursache habe, mir den kleinsten Vorwurf zu machen, so hat die Sache mich doch sehr angegriffen, und die Erschöpfung und Angst während der Operation haben das ihrige beygetragen, um mich auf vierzehn Tage krank zu machen. Meine Feinde haben auch diesen Umstand zu meinem Nachtheil benutzt, und allenthalben ausgestreut, ich wage es nicht, aus Schaam, mich vor dem Publikum sehen zu lassen. — Das Unbegreiflichste bey der ganzen Sache ist mir die Wuth der Hebamme gegen mich. Ich habe das Weib bey der Kreissenden zum erstenmahl in meinem Leben gesehen, und es auf keine Art beleidigt. Was mochte es wohl bewegen, mit so viel Heftigkeit die Operation verhindern zu wollen, da doch nur sie im Stande war, die elende Creatur aus einer grossen Verlegenheit zu ziehen, worein sie doch ohne Fehl gerathen seyn würde, wenn die Kreissende ohne Hülfe gestorben wäre? — Hier haben Sie den ganzen Vorfall, mein theurer Vater, und jezt keine Sylbe mehr davon.

Während ich krank war, besuchte mich eines Abends der würdige S. . . , um, wie er sagte, mich aufzumuntern. Ich liefs A. . . bitten, auch herüber zu kommen, und kaum war er da, als auch jener junge Prediger, von dem ich Ihnen erzählt habe,

von selbst kam. Wir waren lange seelenvergnügt bey einander, und Sie können denken, daß unsre Unterhaltungskunst uns nicht im Stich liefs. Vorzüglich war mir ein Gespräch so interessant, daß ich es Ihnen (mit Weglassung des Wenigen, was ich dazu beitragen konnte,) aus meinem Gedächtnisse mittheilen will.

Prediger K. . . warf zuerst die Frage auf: was mag wohl der Grund seyn, warum die Aerzte in Religionssachen gemeinlich so strenge beurtheilt werden, und daß die Welt von ihnen deutliche Beweise von ihrer Achtung der Religion verlangt, da doch eine solche Prätension überhaupt so wenig dem Zeitgeiste entspricht, und der verlangende Theil selbst allem, was Religion heist, in der Regel wenig Aufmerksamkeit schenkt.

S. . . Die Thatsache ist ganz richtig, lieber Herr Prediger? Man findet fast allgemein, daß den religiösen Gesinnungen der Aerzte aufs genaueste nachgespürt wird. Es ist aber nicht bloß Neugier, warum es geschieht; denn insgemein wird der Ruf des Arztes nach dem Funde bestimmt, und er schwebt in Gefahr, selbst von entschiednen Religionsspöttern übel behandelt zu werden, sobald er nur Mine macht, von den gewöhnlichen Religionsbegriffen abzugehen. Der gemeine Mann ist vorzüglich empfindlich in diesem Punkte. Der Arzt, den er nicht fleissig zur Kirche gehen sieht, ist in seinen Augen nicht der, der er seyn sollte; ist er im Uebrigen auch noch so geschickt, fleissig und wohlthätig, so meynt der gemeine Mann doch, daß ihm das Wahre fehle. Es ist mir schon oft vorgekommen, von geringen Leuten wegen meiner Religionsbegriffe auf die Probe gestellt zu werden.

Am Krankenbette besonders geben sie oft absichtlich Veranlassung zu Religionsgesprächen; ich glaube fast, weniger, um sich zu erbauen, als den Doktor aufs Glatteis zu führen.

A. . . Ich weiß sogar Fälle in Menge, daß noch in unsern Tagen das ganze Glück von Aerzten eben durch die Religion bestimmt worden ist. Ein Geistlicher, der bey dem Volke nur einigermaßen in Ansehen steht, braucht bey seinen Gemeindsgliedern nur über die Religiosität eines Arztes abzuurtheilen, um den Credit desselben auf der Stelle sinken oder steigen zu machen. Es steht besonders mißlich um das Glück eines freydenkenden und frey handelnden Arztes, wenn er es mit orthodoxen Priestern und mit einem bygotten oder pietistischen Volke zu thun hat.

K. . . Ich für meinen Theil denke mir mehrere Ursachen jener Prätensionen, insonderheit der des gemeinen Mannes. Sie wissen, daß er mit dem Ausdrücke: Freygeist den Begriff von allen möglichen Lastern verbindet. Nun hat man aber, ich möchte sagen, von jeher dem ärztlichen Stande den Vorwurf gemacht, daß Freygeisterey in ihm zu Hause sey; und ein freygeisterischer Arzt ist dem gemeinen Mann ein doppelter Gräuel, weil er gerade von ihm deutlichere Ausübung der religiösen Vorschriften, als von jedem Andern verlangt. Es ist wirklich bemerkenswerth, wie selbst in den niedrigsten Ständen die Voraussetzung von der Freygeisterey der Aerzte eingewurzelt ist. Denken Sie noch wohl an das Beyspiel, welches uns kürzlich davon vorgekommen ist, Her Doktor S. . . ? Sie wissen, ich wollte den Kranken P. . . erbauen, gerade wie Sie zugegen waren, allein er verbat es sich, bat

mich aber dringend noch zu bleiben. Kaum waren Sie weggegangen, so verlangte er von mir eine religiöse Unterhaltung. Als ich um die Ursache seiner ersten Weigerung fragte, sagte er: die Doktors glauben ja nichts, und lachen einem nur aus, wenn man von solchen Dingen spricht! Und doch weifs ich bestimmt, dafs Sie nie darüber gelacht haben.

S. . . . Sie haben gewifs Recht, lieber K. . . , wenn Sie beym gemeinen Mann jenen Wahn suchen; auch ist ihre Schlufsfolge ganz richtig. Es fragt sich: woher entsteht er? Ich behaupte: durch Aerzte selbst. Es giebt ihrer eine grosse Menge, welche eine zu deutliche Gleichgültigkeit gegen alles, was man gemeinlich Religion nennt, äussern, als dafs diefs dem gemeinen Mann nicht sehr auffallen sollte; mancher junge Arzt äussert sich auch wohl mit Leichtfertigkeit darüber, andre widersprechen den Ideen, die dem Kranken von Jugend auf eingepflanzt sind, und wollen ihn gerade zur Unzeit, das heisst in dem Augenblick aufklären, in welchem er in jenen Ideen die beste Beruhigung, das süsseste Labsal für seine Leiden findet. Auch das mag zu jenem Wahne beytragen, dafs viele Aerzte oft in die Nothwendigkeit gesetzt sind, den Zutritt manches Geistlichen, des Besten des Kranken wegen, zu verhindern. So kenne ich ferner einen angesehenen Arzt, der immer ärgerlich wird, wenn der Kranke Hülfe von oben her erwartet, und er pflegt immer im Affekt auszurufen: der liebe Gott bekümmert sich wenig um euch; die Arzney soll euch helfen, die ich euch gebe. Und gerade dieser Arzt, der sonst einer der rechtschaffensten Männer ist, die ich kenne, steht wegen seines Glaubens in gar üblem Rufe.

A. . . . Diese Ursachen mögen allerdings zu jenem Wahne vieles beytragen; sie erklären aber nur den Verdacht der Freygeisterey gegen einzelne Aerzte. Dafs wir aber alle, selbst die, die in diesem Punkte äusserst gewissenhaft sind, und zwar schon seit so langer Zeit her derselben beschuldigt werden, diefs hat unstreitig einen ganz eigenthümlichen, tiefer liegenden Grund, den ich wirklich auf der Stelle anzugeben nicht im Stande bin. Vielleicht beruht er gar auf einer Tradition aus den Zeiten, in welchen man die Servete verbrannte; denn ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, dafs man im finstern Mittelalter vorzüglich auf die Aerzte ein wachsames Auge hatte, und dafs der Freygeisterey wegen so mancher vor den Mönchs-tribunalen zum schmähhlichen Tode verdammt worden ist. Doch dem mag seyn wie ihm will, unter uns gesagt, es verdienen diesen Verdacht alle Aerzte, die mit dem ganzen Umfange ihres Faches vertraut sind, und alle können stolz darauf seyn, wenn wir nemlich den Ausdruck Freygeisterey in seinem edlen Sinn nehmen. Ich sehe nicht ein, wie ein Mensch, der einen von Vorurtheilen gereinigten Kopf besitzt, sich anhaltend und eifrig mit den herrlichsten Werken der Natur beschäftigen kann, ohne sich eine eigne Religion zu bilden, die völlig von der des grossen Haufens, und dem kirchlichen Dogmatismus abweicht. Ein guter Arzt ist immer ein Freygeist, so wie umgekehrt einer, der sich nicht über die Grundsätze des Pöbels zu erheben weifs, jedesmahl eben dadurch die deutlichsten Merkmale von seinen schlechten ärztlichen Eigenschaften an den Tag legt. Der gemeine Mann ist also in diesem Punkte noch sehr verblendet, und es könnte sich jemand den Bürgerkranz verdienen,

Wenn er es unternähme, die Welt an jenen Merkmalen den guten und schlechten Arzt unterscheiden zu lehren. Sie würde dadurch weit mehr direkten Vortheil ziehen, als durch alles Predigen über Aberglaube u. dergl.; denn sie stößt durch die unrechte Ansicht der Freygeisterey gerade die Männer von sich, die ihre besten Wohlthäter seyn könnten, und zieht umgekehrt diejenigen an sich, die offenbar ihrem liebsten Interesse zuwider handeln.

S. . . . Sie haben aus meiner Seele gesprochen, lieber Freund, allein ehe wir so weit gekommen sind, in jener Rücksicht von der Welt richtig beurtheilt zu werden, werden wir uns noch wohl etwas nach den irrigen Ansichten der Welt bequemen müssen. Denn fallen wir mit der Thür ins Haus, so würde es vollends um unsern Credit, den wir uns nach so fein angelegten Plänen erhalten müssen, geschehen seyn, und die ächten Aerzte würden bald ganz und gar vom Auswurfe unsers Ordens zurückgedrängt werden. Ich bin stets doppelt behutsam gewesen, wenn mein Kranker zu einer von der meinigen verschiedenen Religionsparthey gehörte. Diese Verschiedenheit bringt an sich schon eine gewisse Spannung in den Verhältnissen des Arztes zum Kranken hervor, vorzüglich, wenn der Kranke von geringem Stande und Katholik ist. Der Arzt darf dann nur mit der äussersten Vorsicht religiöse Gegenstände berühren, und er thut immer am Besten, als Arzt möglichst seine Schuldigkeit zu thun, ohne die Religion ins Spiel zu bringen; es müßte denn seyn, daß sie allein ihm die Mittel darböte, um dem Seelenzustande des Kranken eine gewisse nothwendige Richtung zu geben.

Auf jeden Fall aber muß sich dann der Arzt bequemen, in die Ideen des Kranken einzugehen, sich ihnen anzuschliessen, und darin alles zu vermeiden, was im Kranken ein Mißtrauen gegen ihn erregen könnte. So wahr wie diese Maxime von psychologischer Seite ist, so imperativ ist sie von der moralischen Seite, ein Punkt, dessen Entwicklung ich überhoben seyn kann. Ein übles Ding ist und bleibt es übrigens, daß der Arzt in diesem Stücke oft so wenig auf den Geistlichen rechnen kann, und daß — —

K. . . . Ich weiß leider, was Sie sagen wollen, Freund; trüben Sie meine gute Stimmung nicht durch Erörterung dieses Gegenstandes! Lassen Sie uns die Hauptsache auch einmahl von einer andern Seite betrachten. Es wurde vorhin von Ihnen zugegeben, daß sehr viele Aerzte in Religionssachen sich von einer sehr gleichgültigen, und wohl gar leichtfertigen Seite zeigen. Nun habe ich aber häufig gefunden, daß selbst sehr aufgeklärte, ja sogar die liberalsten Männer gegen solche Aerzte mißtrauisch sind, selbst dann, wenn sie Proben vieler ärztlichen Kenntnisse abgelegt haben. Ich erkläre mir dies aus der Ueberzeugung: daß ein Arzt ohne Religion durchaus kein guter Arzt im schönsten Sinne des Wortes seyn könne. Denn dies ist, aufrichtig gesagt, auch meine Ueberzeugung. Die schönsten ärztlichen Pflichten treffen nemlich ganz genau mit den Pflichten zusammen, welche die Religion, natürlich die ächte Christusreligion, vorschreibt. Wie kann ein Arzt z. B. sich allen den Mühseligkeiten und Aufopferungen unterziehen, welche sein Stand nothwendig macht, wenn jener erhabne Ausruf des edelsten Menschen: liebe du deinen Nächsten

als dich selbst! nicht mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben ist; wie kann ihn Eifer für seine Kunst beseelen, wenn ihm nicht Thränen der Wonne ins Auge dringen, sobald er Gelegenheit hat, mit ihm auszurufen: kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd, ich, ich will euch erquicken! Wie kann er mit tiefem Ernste über alles das nachdenken, was sein Hülfsvermögen vermehrt, wenn er nicht die feste Ueberzeugung hat, daß jeder seiner Mitbrüder Antheil haben soll an den Gaben einer allwaltenden Vorsehung, wenn er nicht von dem Ausrufe durchdrungen wird: ihr alle, alle seyd Kinder meines Vaters im Himmel! Wie kann er dem Leidenden Frieden geben, wie kann er die Wunden heilen, welche die minder drückende Macht des Verhängnisses dem Herzen schlägt, wie kann er dem gepressten Geist zu einer erquickenden Ansicht der Zukunft erheben, wenn ihn selbst nicht der Glaube an eine Unsterblichkeit belebt, wenn er selbst nicht mit inniger Liebe an dem Unerforschlichen hängt? Und gewiß sind Sie mit mir übereinstimmig, wenn ich behaupte, daß der ächte Arzt in einer solchen Erleichterung des Herzens, und in einer solchen Befreyung des Geistes auch eben so trefliche Heilmittel sucht, und findet, als ihm die physische Natur nur darreichen kann, und daß ohne diese Heilmittel die medizinische Kunst nichts weiter als ein Inhaltsleeres Wort ist!

A. . . . Sie haben da ein schönes dankenswerthes Wort gesagt, liebster Freund! Ich bin der festen Ueberzeugung, daß eine pflichtmässige Ausübung der Heilkunde, eine schöne und rührende Art des Gottesdienstes sey. Denn worin könnten

wir wohl Gott mehr ehren, als in seinem liebsten Geschöpfe, dem Menschen. „Menschenglück ist ja der Zweck der Schöpfung, sagt der trefliche Garve, und der Geist des Menschen ist von gleichem Geschlechte mit dem Wesen, welches die Welt hervorgebracht hat, und welches sie regiert.“ Und so ist umgekehrt, wie ebenfalls Garve sagt: „Achtung für die menschliche Natur die glücklichste Folge der Gottesverehrung.“ Nur Schade, daß die Welt diesem unsern Gottesdienste so viele Hindernisse in den Weg legt! Sie verschreyt uns, wenn wir nur die Religion, welche uns unser Herz eingiebt, und weniger diejenige, welche die Kirche vorschreibt, äussern und anwenden, als Freygeister und Irrgläubige; unsre schönsten, wohlthätigsten, und ächt religiösen Handlungen heissen oft irreligiös, und werden mit schmähhlichem Undanke zurück gewiesen, blos, weil ihnen der Schimmer der kirchlichen Zeremonien fehlt, oder nicht den durch das Alterthum sanctionirten Begriffen entsprechen. Nehmen Sie an, zum Beyspiel, es ringe ein Kranker mit dem Tode, er habe dabey sein volles Bewusstseyn, er fühle sein herannahendes Ende, allein dieses Gefühl kämpfe mit dem unablässigen Sehnen nach Fortdauer des irdischen Daseyns; was thut hier der vom Mitleide innigst erschütterte redliche Arzt? Gesezt auch, daß ihm nur wenig Hoffnung bliebe, den Leidenden für die Erde zu erhalten, so wird er sich doch seiner erbarmen, und ihm seine wenigen Augenblicke zu versüssen suchen. Er wird ihm also frohe Aussichten auf die Fortdauer seines Lebens eröffnen, er wird seinen Blick in das düstere Grab durch ein reizendes Gemälde der Freuden des Lebens auffangen; er wird auf diese Art neuen Trost und neuen Muth in das Herz des

Lei-

Leidenden flößen, und vielleicht dadurch gar zu einem neuen irdischen Leben den Grundstein legen. Verdient irgend eine Handlung religiös, und zwar ächt religiös genannt zu werden, so verdient es gewiß diese; allein ich stehe dafür, sie wird sehr oft von den Umstehenden, und wohl gar von manchem Priester der Kirche als geradezu irreligiös, gottlos und strafbar ausgeschrieen werden. Warum? Diese Menschen wollen, daß ohne Rücksicht auf das arme, noch zu sehr an den Lieblichkeiten eines gewissen Lebens hangende Herz, demselben jede Hoffnung auf diese Freuden verschlossen, und ihm unter betäubenden Zeremonien eine Ewigkeit eröffnet werde, welche, weit gefehlt, als ein entzückendes Bild dargestellt zu werden, von der Kirche so manche wahrhaft schreckhafte Ansicht erhalten hat, und manchen Leidenden in eine dumpfe Betäubung niederzuschmettern im Stande ist, in welcher selbst ein noch hellglimmender Lebensfunke oft gänzlich erlöschen muß. Unbegreiflich ist es mir, wie so viele Geistliche von jeder Confession, alles menschliche Mitgefühl so völlig verlieren können, daß sie selbst durch das Wimmern des mit einmahl aller Hoffnung beraubten Kranken, sich in der Administration ihrer Formalitäten nicht stören lassen, und um so mehr auf sein geängstigtes Herz losarbeiten, je schwerer es sich von den Freuden des Lebens loszureissen vermag!

S. . . . Von der Seite, von der Sie die Sache nehmen, haben Sie völlig Recht; ich glaube aber von der andern Seite ebenfalls beweisen zu können, daß der Arzt eben wieder um seine Pflicht zu erfüllen, und besonders beym gemeinen Manne

sich nicht so ganz über das herkömmliche Ritual der Kirche wegsetzen darf. Der gemeine Mann weiß wenig von Religion des Herzens, er ist es gewohnt, die kirchliche Form der Religion mit der Religion selbst zu verwechseln. Fühlt er nun auch die Wohlthaten der Herzensreligion, so ist es doch immer nur dunkel, so fehlt ihm doch immer etwas, um diese Wohlthaten vollständig zu machen. Er will durchaus zugleich etwas, was seiner Sinnlichkeit wohl thut, und nur durch diese Sinnlichkeit ist seinem Innern so beyzukommen, daß er in den Stand gesetzt wird, sein Nachdenken auf das vorgehaltne Objekt zu fixiren, und sich seine Gefühle selbst auszulegen. Viele Punkte des formellen Theils der Religion sind sehr geschickt, um durch Rührung des äussern Menschen, den Innern in bestimmte Lagen zu versetzen, welche wir niemals hervorbringen werden, wenn wir geradezu uns an den Verstand und das Herz wenden, ohne vorher, wenn ich so sagen darf, die äussern Hüther derselben, welche nichts in sie hineinlassen, ohne vorher scharf examinirt zu haben, durch angenehme Beschäftigung von ihrem Posten zu locken, oder sie zu bestechen, daß sie zur Rührung des Herzens und des Verstandes selbst behülflich sind. Zudem ist nichts schwerer, als seine eignen Gefühle einem Andern mitzutheilen, wenn es nicht auf einem Umwege geschieht, das heisst dadurch, daß man den Andern in eine gewisse sinnliche Situation versetzt, aus welcher analoge Gefühle entspringen können; wobey man dann allerdings nach Art des Menschen, den man vor sich hat, von Seiten des Verstandes etwas nachhelfen kann.

A. . . . Was Sie da sagen, habe ich keineswegs läugnen, ich habe nur das grobe und unvorsichtige Hineinstürmen auf ein schwaches Gemüth mit sinnlichen Eindrücken tadeln wollen. Im Gegentheil halte ich die Beobachtung der formellen Seite der Religion ebenfalls für sehr nothwendig für den Arzt, in Betracht des gemeinen Mannes, und zwar noch aus folgendem Grunde. — Selbst der einfältigste fühlt es, daß die Ausübung der Religion, und die der Heilkunde nahe mit einander verwandt sind; eine Religion ohne Formalität ist ihm aber nicht die rechte Religion, also kann ihm ein Arzt, der sich über diese Formalität ganz wegsetzt, z. B. nie die Kirche besucht, oder nie an der Evcharistie Theil nimmt, nicht füglich der rechte seyn. Oder glauben Sie, lieber K. . . . daß ein Arzt, der, um sich beym gemeinen Mann Ansehen zu erwerben, und nur deswegen an solchen Zeremonien Antheil nimmt, sich einer strafbaren Heucheley schuldig macht?

K. . . . Keineswegs, sobald sein Zweck nur dahin geht, seinen Nebenmenschen wohlzuthun. In diesem Falle hat der Zwang, den er sich vielleicht dadurch auferlegt, gewiß noch etwas sehr Verdienstliches. —

Ich zitterte schon, sagte S. . . darauf lächelnd, vor einem dogmatischen Verdammungsspruch. Denn aufrichtig zu gestehen, habe ich keinen andern Zweck, als den, den unser Freund A. . . vorhin erwähnt hat, wenn ich mich fast alle Sonntag von den Wasserbächen Zions, aus dem Munde unsers Superintendenten, und des Predigers P. . . beträufeln lasse, und — —

K. . . Für den Stich auf meinen alten Kollegen, kann ich Ihnen mit einem andern auf viele von Ihren Leuten aufwarten. Wie viele Aerzte giebt es nicht, welche ihren übrigen Lebenswandel nicht mit der Religion in Uebereinstimmung zu bringen wissen, welche sie doch stets im Munde haben; und wie kann ein Leidender wohl aus der Berührung religiöser Gegenstände von Seiten des Arztes Trost und Beruhigung schöpfen, wenn er an dessen eigener Ueberzeugung von ihrer Wahrheit zweifeln muß? Ich habe einen Fall erlebt, daß ein Kranker beynahe des Todes geworden wäre, als ihn ein ausschweifender Arzt religiöse Trostgründe vorsagte. Er ärgerte sich so darüber, daß er dem Arzte über seine Heucheley die heftigsten Vorwürfe machte, und die Gemüthsbewegung griff ihn so an, daß man lange an seinem Aufkommen zweifelte. Auch habe ich einen dem Trunke sehr ergebenen Arzt gekannt, der durch den Wein gemeiniglich zu religiösen Vorträgen begeistert wurde; so daß seine Kranke sich immer äusserst vor ihm hüteten, wenn er damit anfieng, und daß es ordentlich zum Sprüchwort geworden war: Doktor M. . . ist wieder benebelt, er spricht von Gottes Wort!

S. . . Sie bringen da eine garstige, aber leider nur zu wahre Sache in Erwägung, die wir nicht weiter berühren wollen, die mir aber zu der Bemerkung Anlaß giebt, daß man eben durch die Religion auch umgekehrt den Grad des Zutrauens des Kranken zum Arzte deutlicher kennen kann. Eröffnet z. B. ein Kranker dem Arzte sein ganzes Herz, erwartet er nicht erst vom Arzte auf religiöse Gegenstände geleitet zu werden, ge-

schieht dies gar bey Verschiedenheit der Confession zwischen Beyden, so besitzt der Arzt gewifs das volle Zutrauen des Kranken, und ich beneide ihn wegen seines ärztlichen Glückes, welches ihm dabey nicht fehlen kann, und ziehe respektvoll den Huth vor ihm; denn er ist gewifs ein Mann, der ächte Religion im Herzen hat, der sie mit Handlungen der reinen Menschenliebe, und mit einem exemplarischen Lebenswandel in Uebereinstimmung zu bringen gewußt hat.

Ich habe wohl nicht nöthig, mein theurer Vater, Ihnen erst zu sagen, daß dieses Gespräch jener drey edlen Männer mich glücklicherweise auf einen Gegenstand aufmerksam gemacht hat, mit welchem ich, wäre ich mir allein überlassen geblieben, wahrscheinlich erst nach einer grossen Reihe, und zwar mitunter sehr herber Erfahrungen aufs Reine gekommen wäre. Von diesem glücklichen Augenblicke an werde ich die gränzenlose Achtung, welche Sie mir für Religion von Jugend auf eingeflößt haben, nicht nur mit doppelter Treue in meinem Herzen zu bewahren suchen, sondern ich werde sie auch in mein ganzes praktisches Leben übertragen, und besonders meine ärztlichen Obliegenheiten damit in steter Verbindung erhalten. Dieses Bestreben wird ganz meiner Sehnsucht zur Erlangung der ächten Heiligkeit des Lebens entsprechen, und wird mich der Sorge, mit der ich bisher so oft gekämpft habe, überheben, der Sorge, daß meine geringen Kräfte nicht zureichen würden, alles das zu thun, was der Dienst für die Menschheit verlangt. Denn eben Sie wieder, die Religion, wird mir gewifs alle Quellen meines Ver-

mögens aufdecken, und mir steten Muth einflößen,
allen Schwierigkeiten zu trozen, die sich der Ver-
mehrung meines Wissens und Könnens entgegen-
setzen dürften.

15.

M. R. N. . . AN DOKTOR N. . .

P. . den 3ten Januar 1802.

Der Vorfall, den Du mir endlich in Deinem letzten Briefe mitgetheilt hast, hat nicht verfehlt, mich sehr zu betrüben; wirklich ist er so unangenehm, wie er einem anfangenden Arzte nur begegnen kann. Den nämlichen Schritt, den Du im Gefühl Deiner Schuldigkeit zu Deiner öffentlichen Rechtfertigung gethan hast, kann ich nicht tadeln, und ich hoffe, daß man höhern Orts unpartheiisch genug seyn, und auf die üble Lage, worin Du durch eine zweydeutige Satisfaktion gerathen könntest, genug Rücksicht nehmen wird,*) um dein Publikum völlig darüber aufzuklären. Im Uebrigen kannst Du selbst nicht vorsichtig genug seyn, Du kannst Dich nicht genug hüten, um Dir durch Uebereilung und Heftigkeit keine Blößen zu geben, welche Deine Gegner aufgreifen könnten, um ihre Parthey gegen Dich zu vergrößern. Doch ich muß es Deiner eignen Klugheit überlassen, wie Du die Schlingen vermeiden willst, welche Dir bey dieser Gelegenheit gelegt werden können.

Du kannst nicht begreifen, warum die Hebamme sich mit so vieler Heftigkeit Deiner Unterstützung entgegensezte? Mich deucht, die Sache

*) Gewiß hat der würdige S. . . bey diesem Wunsche etwas im Sinne gehabt, was beweisen könnte, daß in der Welt nicht alles so ist, wie es seyn sollte.

Der Herausg.

begreift sich leicht. Das Weib hat gefürchtet, in Miskredit zu gerathen, wenn es heissen würde: sie ist nicht allein im Stande, der Kreissenden zu helfen; Unter den Hebammen von der geringern Sorte, wirst Du fast allgemein einen um so grössern Eigendünkel finden, je grösser ihre Dummheit und Unwissenheit ist; sie werden leider meistens aus den Hefen des Volkes, oft werden dazu sogar Personen genommen, die sich zu keiner andern Beschäftigung passen wollen. Solche Weiber glauben dann Wunders, wie erhaben über andre Menschen zu seyn; ihr Hochmuth artet in die unerträglichste Grobheit, und in einen Eigensinn aus, der befriedigt werden muß, und sollten darüber Menschenleben zu Grunde gehen. Mit den Aerzten leben solche Weiber fast immer in einem ewigen Kampfe; sie meynen in der Regel eben so klug, wie die Aerzte zu seyn; dazu kommen Vorurtheile, und Unwissenheit über das, was der Geburtshelfer mehr thun kann wie sie, und dann der Wahn, daß dieser darauf ausgehe, sie zu verkleinern und zu verdrängen. Die Armuth, worin solche Weiber oft leben, trägt dann das Ihrige bey, um sie alsbald in Wuth zu sezen, und zur Rache des Pöbels anzutreiben, sobald sie vom Arzte sich in ihrem Credit, und ihrer Einnahme geschmälert glauben. Unterfängt er sich vollends, sie in Gegenwart Andrer zu belehren, oder über gemachte Fehler ihnen Vorwürfe zu machen, so reizt er ihre gemeine Natur zu den heftigsten Ausbrüchen, und er kann sich darauf verlassen, an ihnen lebenslange, und zwar gefährliche Feinde zu besitzen.

Lache nicht über den Ausdruck: gefährliche Feinde! Ich will Dir beweisen, daß ich vollkom-

men Recht habe; und die Sache verdient es, daß ich es thue. Gemeine Weibspersonen von der beschriebnen Art sind beym gemeinen Mann in der Regel um so mehr beliebt, je mehr sie sich seinen Sitten und Vorurtheilen annähern. Wenigstens sind sie die Orakel des weiblichen Geschlechts in fast allen ihren Gesundheitsangelegenheiten, eben weil sie selbst Weiber sind, und sich allen Schwächen und Fehlern dieses Geschlechts in den geringern Ständen anschmiegen. Der Ruf eines Arztes wird deswegen gemeiniglich erst durch das Feuer der Hebammenweisheit geläutert, ehe er bis zu den niedern Ständen dringt; gefällt der junge Arzt den Hebammen nicht, so bürge ich dafür, er wird wenig oder gar keine Gelegenheit finden, dem gemeinen Manne Dienste zu erweisen. Die Macht der Beredsamkeit einer solchen élève de la halle ist entscheidender als alle Geschicklichkeit und Wohlthätigkeit des Arztes; sie bewirkt oft, daß der rechtschaffenste Arzt vom gemeinen Manne wahrhaft gehaßt wird.

Vielleicht wirst Du ausrufen: Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir solche elende Creaturen zu Freundinnen mache? Allerdings verlange ich dies, mein Sohn, natürlich in einem gewissen Sinne, der vom Sinne des Ausdrucks: wegwerfen, sich encanailliren, und Laster und Schwachheiten gut heissen, himmelweit entfernt ist. Ist ein Arzt in der unglücklichen Lage, solche Personen vom Auswurfe der Menschheit zu Gehülfen in seinen wichtigsten Handlungen (wie es doch die Handlungen des Geburtshelfers sind,) bekommen zu haben, ohne sich andre verschaffen zu können, sieht er zum Voraus, daß sie der Ausdehnung sei-

nes Wirkungskreises auf eine dem hülfsbedürftigsten Theile der Menschheit nachtheilige Art im Wege seyn werden, so ist es eine heilige Pflicht für ihn, diesem Uebel entgegen zu kommen, und geschähe es auch mit inniger Kränkung seines Ehrgefühls. Er braucht ja nicht so schändlich zu verfahren, wie ein gewisser Arzt, der mit den Hebammen eine geheime Convention traf, zufolge welcher sie gewisse Prozente vom Erwerbe erhielten, wenn sie seine Hülfe bey Kreissenden nothwendig schilderten, selbst da, wo man seiner gar nicht bedurfte; er braucht ja nicht auf einen familiären Fuß mit ihnen umzugehen, er braucht ja nicht ihre Sünden gegen die Menschheit zuzudecken und zu loben, kurz, er braucht sich ja selbst nicht zum gemeinen Verbrecher zu erniedrigen, und mit den Niederträchtigen niederträchtig zu werden. Er hat weiter nichts nöthig, als solche Menschen mit der feinen Schonung zu behandeln, welche Vorurtheil, Unwissenheit, Eigensinn und gemeine Erziehung verlangen; er darf nicht mit der Thür ins Haus fallen, wo er Fehler verbessern oder eine gemeine Natur zu gewissen Zwecken leiten will; er muß in unschädlichen Dingen, wenn sie des gemeinen Mannes Heiligthum sind, mit Sanftmuth nachgeben, und schädliche Vorurtheile durch den Schein der Nachgiebigkeit beliebig zu benutzen wissen, und da bittweise zu Werke gehen, wo das Geradedurchfahren den Eigensinn verstärken würde. Nächst dem kann er immer, ohne sich zu vergeben, selbst einer gemeinen Hebamme einen gewissen Rang neben sich einräumen; er muß ihr besonders öffentlich eine gewisse Achtung erweisen; Statt sie allenthalben mit Vorwürfen und Tadel zu überhäufen, und sie ganz wie eine Person aus dem Pöbel zu behan-

deln. Er wird alsdann ihr Ehrgefühl nicht zu Ausbrüchen des Hasses und der Rache reizen; umgekehrt, wird er sich dadurch Respekt und eine Zuneigung erwerben, welche hier, obschon sie von einer gemeinen, selbst oft schlechten Person kommt, in meinen Augen nicht das geringste Entehrende hat, weil sie die Macht des Eigensinns mässigt, und nach und nach zu einer Folgsamkeit wird, welche den Arzt in den Stand setzt, mit einer solchen Person zu machen, was er will, und sie vielleicht allmählig zu einer brauchbaren Hebamme umzubilden.

Deine vortreflichen Freunde sind mir durch das Gespräch, welches Du mir mitgetheilt hast, in einer Belehrung über die Religiosität der Aerzte, angenehm zuvorgekommen. Die Aufmerksamkeit, welche Du diesem Gegenstande geschenkt hast, läßt mich erwarten, daß Du auch einige meiner Gedanken über eine Sache, von welcher sich wahrlich nicht zu viel sagen läßt, mit Vergnügen lesen werdest.

Eigentlich müßte kein Jüngling zum Arzte bestimmt werden, welcher nicht von tiefer Achtung für die ächte Religion des Verstandes und Herzens durchdrungen ist, das heisst für die Religion, welche ein freyer Verstand nicht nur für wahr erkennt, sondern die demselben auch Befriedigung gewährt, und die Quelle gewisser, mit Besonnenheit gebildeter moralischer Maximen enthält, an deren Befolgung das Herz den angenehmsten Antheil nimmt, und die nie den edlen Trieben desselben widersprechen. Zur Verehrung einer solchen Religion, die immer das herrlichste Reglative bleibt, für den, der seine Pflichten besonders gegen seine Nebenmenschen erfüllen, und zugleich in sich

selbst, schon hier auf Erden, den belohnenden Himmel finden will, zu ihr gehört, sage ich, allerdings ein frühzeitig entwickelter aufgeklärter Verstand, allein auch eine eigne Ausbildung des moralischen Gefühls, welches gewifs in jedem nicht ganz verdorbnen Menschen schlummert; es gehört dazu eine ganz eigne Stimmung des Herzens; eine zarte Empfänglichkeit für alles Gute nicht nur, sondern auch ein leises Gefühl für das Schöne und Angenehme, welches das Moralischgute immer begleitet. Ohne dieses doppelte Gefühl behaupte ich, ist eine jede Moral und Religion des Verstandes unnütz, besonders für einen, der nicht bloß denken, sondern der, wie z. B. der Arzt stets handeln soll, und zwar in einem Kreise handeln soll, in welchem der kalte Verstand ihn so oft in Stich läßt, in welchem er so oft in Gefahr kommt, zu fehlen, wenn sein moralisches Gefühl abgestorben oder verwildert ist, und worin er oft die entscheidendsten Momente verabsäumt, wenn er bloß den Verstand fragt, und die Regungen des Herzens unterdrückt. Ich bin weit entfernt, die Ausübung der moralischen — Religion zur Sache eines Instinktes zu machen; ein Gefühl, wie das, welches ich meine, ist himmelweit von dem Triebe verschieden, welcher zuweilen auch den entschiedensten Bösewicht zu einer guten Handlung antreibt, ohne daß er sich von ihren Motiven genaue Rechenschaft ablegen könnte; es ist ein Gefühl, welches nur aus der sorgfältigsten Bildung entspringen, und nur in Verbindung mit einem aufgeklärten Geiste das seyn kann, welches es seyn muß. Soll ein Jüngling sich zum Arzte bestimmen, oder was dasselbe ist, soll er dereinst den schönsten Theil einer ächten Religion ausüben, so müßte immer vorher die Stär-

ke und Lebhaftigkeit dieses Gefühls untersucht werden, um darnach, und nicht bloß nach der Stärke seines Geistes seine Fähigkeiten zum Arzte bestimmen zu können, und auf der natürlichen Anlage im Herzen müßte ein Haupttheil des Erziehungsplans gebaut seyn. Leider sieht man aber bey dem Jünglinge in der Regel nur auf den Kopf, und fast nie zugleich aufs Herz; der Geist wird systematisch entwickelt, während man das moralischreligiöse Gefühl im tiefen Schlummer läßt; ja man bemüht sich selbst, solche Jünglinge zu Aerzten zu bilden, die in Rücksicht des Herzens die übelsten Anlagen verrathen, die kein Gefühl für das Gute und Schöne der ächten Religion äussern, und gleichgültig bey dem Heiligsten der Menschheit, nemlich bey der Sache der leidenden Menschheit vorübergehen.

Unser Zeitalter ist, wie man sagt, das Zeitalter des Schönen; allein mit welchem Rechte man dies sagt, sieht man daraus, daß man mit wissenschaftlicher Kälte selbst das Schönste, was es giebt, daß man nemlich mit einer wahren Grausamkeit die Regungen des Herzens anatomirt, und sich lieber im Anblick der einzelnen Trümmer ergötzt, als dem Ganzen seine schöne Gestalt läßt, daß man die harmonische Wirkung des Ganzen lieber nicht genießt, nur um sich eine precaire, zu nichts führende Kenntniß der einzelnen Theile zu verschaffen, oder ihren Ursprung auf die tiefsten Quellen zurückzuführen. Man ist dadurch so weit gekommen, dasjenige, was wir Herz und Gemüth nennen, bloß in der thierischen Natur des Menschen gegründet zu sehen, und noch neuerlich las ich die Behauptung, daß alle aus dieser Quelle entspringende s. g. gute Handlungen für den Menschen eher etwas Entehrendes, als Verdienst-

liches mit sich führen, weil der Verstand auch nicht den geringsten Antheil daran habe, und wahres Verdienst durchaus sich nur auf Ueberlegung stütze. Wäre dies wahr, und würde der Mensch nach dieser Maxime erzogen, so müßte ich wahrlich mich schämen, ein Mensch zu heissen, denn wie würde ich, und auch Du, und alle Deines Gleichen, welche die liebe Mutter Natur mit einem guten Herzen versorgt hat, wie würden wir eine elende Figur gegen die Verstandesmänner machen; müßten wir nicht befürchten, wie das liebe Vieh mit Füßen getreten zu werden? Was die Religion des Herzens angeht, die aus dem Innersten unsrer Gefühle dem Verstande entgegen kommt, so wird diese Maxime leider genug in Anwendung gebracht; den Sinn für alles Gute, den gerade nur sie uns giebt, macht man lächerlich, man nennt ihn Schwärmerey, Empfindeley, und behandelt den als einen offenbaren Schwächling am Verstande, der sein für Religion empfängliches Herz, und sein enthusiastisches Sehnen nach treuer Ausübung derselben, nicht zu verbergen weiß. Mancher, der jenes entehrende Prädikat hafst, und so, wie z. B. ein Arzt durch seine Lage genöthigt ist, die Ehre seines Verstandes zu retten; mancher läßt sich dadurch verleiten, seine schönsten Regungen, besonders in Betref der Religion, zu unterdrücken, und gerade den Handlungen, die ihn als einen Menschen im edelsten Sinne des Worts charakterisiren würden, das Kleid einer kalten scientificischen Moral umzuhängen; er mag also lieber wie ein verständiger, als wie ein guter edler Mensch in der Gesellschaft auftreten. Daher kommt es, daß so viele, besonders junge Aerzte, sich als Indifferentisten, oder als s. g. Freygeister wirklich produziren; und über das

größte Heiligthum der Menschheit, die Religion, sich öffentlich nur spottend äussern, während sie in ihren Handlungen den Regungen ihres Herzens folgen.

Dieser Contrast scheint bey meinem jungen Collegen B. . . in seinem höchsten Grade Statt zu finden, und ich gestehe Dir, daß die Beobachtung seiner Person mir zu der obigen Reflexion Anlaß gegeben. Er bestrebt sich allenthalben, besonders in Religionssachen, als ein Genie Aufsehen zu erregen, er wizelt und spöttelt über alles, was dem schlichten, prosaischen und unverdorbnen Menschen heilig ist, er bricht die Gelegenheit vom Zaune, um seinen poetisch - metaphysischen Unsinn an Mann zu bringen; und dennoch soll sein Herz gegen menschliches Leiden ausserordentlich weich gestimmt, dennoch soll er insgeheim die edelsten Handlungen ausüben, und für die Wahrheiten und Schönheiten der Religion unter vier Augen einen glühenden Enthusiasmus zeigen.*) Natürlich ist er also selbst Schuld, wenn ihn der edlere schlichte Theil des Publikums, dessen Sache es nicht ist, das Innere des Menschen zu untersuchen, verkennt und hafst, und wenn er, wie es wirklich der Fall ist, durch seine Uebertreibung selbst diejenigen von sich stößt, die ihn wie ihres Gleichen anfangs an sich ketten. Er beginnt hier in einem sonderbaren Renommee zu stehen; Menschen aus den geringern Ständen, denen er Wohlthaten erwiesen hat, können

*) Traun eine neue Spezies von Hypocrisin, von der die alten Theologen sich wohl nichts träumen ließen!

in seinem Lobe nicht müde werden, während die höhern Stände ihn zum Theil verabscheuen, und man begreift nicht, wo das Lob herrührt, da man die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an Religion kennt. — Kurz, er hat die Anlage, dereinst ein guter Arzt zu werden, und er wird es gewifs, wenn bittere Erfahrungen ihm das Kleid der Mode werden abgerissen haben. Ich will suchen, ihn an mich zu ziehen, und ihn auf die richtige Bahn zu leiten. Hat er mich zwar beleidigt, so habe ich ihn schon empfindlich dafür gezüchtigt, und vielleicht wird das Gefühl des Unrechts ihn mir wieder näher bringen.

Dein älterer Bruder ist vor kurzem auch Sekretair beym Obermedizinalcollegium in der Residenz geworden. In dem Briefe, worin er mir dies ankündigt, befindet sich eine Stelle, die ich nicht umhin kann, Dir mitzutheilen. „Kraft dieser neuen Funktion, schreibt er, kommen mir alle Verhandlungen des Collegiums zu Gesichte, und ich habe schon viele, theils neue, theils ältere Papiere, die sich wegen der Krankheit meines Vorgängers in der Expedition gehäuft hatten, durchsehen müssen. Zu meiner nicht geringen Verwundrung fand ich, dafs die meisten Aktenstücke nichts als Streitigkeiten zwischen Aerzten, zwischen Wundärzten, Apothekern u. s. w. betreffen, die hier in höchster Instanz entschieden werden sollen. Und welche Streitigkeiten! Ein junger Arzt belangte unter andern einen alten Kollegen, weil er dem Emporkommen seines Glücks alle nur mögliche Hindernisse in den Weg lege; ein älterer Arzt, wie es scheint, dringt auf eine fiskalische Untersuchung gewisser Versehen, die er einem jüngern Kollegen Schuld

Schuld giebt; in einer andern Klagschrift, die dieselbe Tendenz hat, giebt sich der Kläger, obgleich seine Rachsucht deutlich hervorsteicht, das Air eines warmen Menschenfreundes.“ „Die leidende Menschheit, sagt er, schreyt durch mich um Hülfe gegen einen Ignoranten, der nicht einmahl richtig ein Rezept schreiben kann!“ „Ich versichre Ihnen hoch und theuer, mein Vater, daß ich in einem gewaltigen Stofse von Akten, fast nichts, als dergleichen Erbärmlichkeiten gefunden habe. Erbärmlichkeiten, sage ich wohl gewiß mit Fug und Recht; ich nenne alles das erbärmlich, dessen ein Mann sich zu schämen hat, und wodurch er sich in den Augen Anderer tief herabsetzt. Die meisten von den klagenden Doktoren kommen nicht nur mir höchst verächtlich vor, sondern es scheint auch, daß unser ganzes Collegium, welches aus sehr scharfsinnigen Männern gebildet wird, die Würdigen und Unwürdigen nach solchen Prozeduren beurtheile. Denn ich habe in meiner Registratur Beweise gefunden, daß Kläger der Art nicht allein in contumaciam, und zur Ruhe verwiesen wurden, sondern auch, daß bey Beförderungen dergleichen Menschen, aller ihrer Suppliken und Klagen unbeschadet, übergangen worden sind. Dieser Strafe liegt, wie mich dünkt, die richtige Maxime zum Grunde, daß ein Staatsbürger, der nicht im Stande ist, mit denjenigen, welche zunächst um ihn sind, und deren Mitwirkung er zur Ausführung seiner Endzwecke bedarf, in Friede und Freundschaft zu leben, daß ein solcher, sage ich, um so weniger für einen höhern Wirkungskreis im Staate paßt, je wichtiger hier seine Endzwecke werden, und je mehrere und verschiedenartigere Individuen er hier zur Mithülfe bedarf. Und gesetzt, es eignete sich

diese Maxime auch nicht zur allgemeinen Anwendung einer billigen und nachsichtigen Staatspolizey, so kann sie wenigstens, meiner unmaßgeblichen Meynung nach, wenigstens auf Aerzte nicht allgemein und streng genug angewendet werden. Ein Arzt, der seinem Collegen kaum den Genuß des Tageslichts gönnt, und demselben, nach Harpyenart, vom Morgen bis am Abend die gierigen Klauen zeigt; ein Arzt, der auf jede Schwäche seines Collegen lauert, dessen Nahmen er vielleicht nicht werth ist auszusprechen, bloß darauf lauert, um ihn durch ihre Bekanntmachung bey seinen Vorgesetzten und Freunden schwarz zu brennen; ein Arzt endlich, der muthwillig die collegialische Harmonie von sich weist; ein solcher Mensch ist in meinen Augen ein Scheusal, für welchen ich eine eigne Tortur ersinnen könnte; er ist eine Pest, die im Stillen das Glück vieler unschuldiger Menschen vergiftet. Ein Mensch, der sich in öffentlichen Streitigkeiten gefällt, und zwar in Streitigkeiten der gedachten Art gefällt, der setzt im Dunkeln das ganze Höllenarsenal der Rachsucht in Thätigkeit; und wodurch vermag ein Arzt sich an dem andern besser im Finstern zu rächen, als dadurch, daß er Menschenwohl zum Werkzeug ergreift! Eine innere Wuth hat mich nach der Durchlesung jener fatalen Papiere ergriffen; sie hindert mich, mich über diesen Gegenstand so zu expektoriren, wie ich es gerne vor der ganzen Welt thun möchte. Warnen Sie doch, bester Vater, meinen Bruder auf das eindringlichste, — nicht vor Streitigkeiten mit seinen Collegen, denn dagegen schützt ihn sein sanfter edler Charakter und seine Erziehung, — sondern bitten Sie ihn mit aller Stärke der Vaterliebe, daß er Beleidigungen und Beeinträchtigungen

lieber verschmerze, als sie vor den öffentlichen Gerichtshof bringe, und sich öffentlichen Untersuchungen ausseze. Sie, mein Vater, werden mein Raisonnement über einen Stand nicht misbilligen, zu dem auch Sie gehören; doch — ich habe ja nicht vom ärztlichen Stande, sondern blos über einen Theil, hoffentlich den kleinsten Theil desselben geredet, u. s. w.“

Meines Commentars bedürfen diese Worte Deines redlichen Bruders nicht, und um so weniger, da ich seine Bitte antizipirt, und schon in einem meiner frühern Briefe mit Dir weitläufig über den quästionirten Punkt geredet habe.

Du wirst Dich vielleicht wundern, wenn ich Dir schliesslich berichte, daß auch Dein jüngster Bruder mit einemmahle Neigung fühlt, sich der Heilkunde zu widmen, wozu er vorher so wenig Lust bezeugte. Schon unter einigen Tagen wird er in H. . . g die Akademie beziehen. Ich lasse ihm seinen Willen, obschon ich fürchten muß, daß bey dem leichtsinnigen Burschen auch diese Neigung nicht lange Stand halten wird. Schade, jammerschade, daß mit so ausserordentlichen Anlagen des Geistes und Herzens, wie sie Friedrich besitzt, so wenig Aussicht zur Erwerbung einer männlichen Festigkeit verbunden ist. Gott gebe, daß die Freude, welche mir meine beyden ältern Söhne machen, nicht noch am Ende meiner Laufbahn durch den jüngsten beeinträchtigt werde!

DOKTOR N. AN M. R. N.

D . . den 27ten Januar 1802.

Unser medizinisches Tribunal ist gegen mich gerecht gewesen, liebster Vater, und hat in Betreff der bewußten Entbindungsaffaire zur Beschämung meiner Gegner mir eine eclatante Satisfaction geschafft. Was mich noch mehr freut, ist die Bekanntschaft, welche ich bey dieser Gelegenheit an einem ehrwürdigen, treflichen Manne gemacht habe, nemlich an dem alten Rathe M. . . , den ich so schnöde beleidigt hatte. Ich hatte nemlich bey ihm selbst noch einmahl schriftlich um Verzeihung wegen meines Unrechts gebeten. Statt der Antwort kam die freundlichste Bitte, ihn gegen Abend zu besuchen. Mit einiger Aengstlichkeit, oder damit ich recht sage, mit einem wahren Schaamgefühl gieng ich zu ihm, und fand einen achtzigjährigen, lebenswürdigen Greis, der mir mit dem wärmsten Händedruck seine Freundschaft anbot, und — denken Sie! — mich wegen der unartigen Behandlung, die mir von seinem Sohne widerfahren sey, in seinem Namen um Verzeihung bat. „Seine Untugenden, sagte er, indem eine Thräne der Wehmuth ihm über die Wangen floss, seine Untugenden erinnern mich leider zu sehr an die Tugenden meines Verlohrnen. Den hätten Sie kennen sollen, junger Freund; es war ein Mann, auf welchen jeder rechtschaffene Vater stolz seyn konnte!“ Als ich ihn bat, mich mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Verstorbenen bekannt zu machen, um desto innigern Antheil an seinem Schmer-

ze nehmen zu können, sagte er: „nein! das würde meine Wunde zu sehr aufreissen! aber dagegen will ich Ihnen seine Hauptfehler mittheilen: er hatte zu wenige Schonung für diejenigen, die er nicht so gut und redlich fand, als er selbst war, zu wenig Duldsamkeit mit den Gebrechen Andrer, wenn er voraussetzen konnte, daß sie dieselben nicht verbesserten, nicht so sehr, weil sie dazu nicht im Stande waren, als weil Indolenz oder Vergnügen dieselben hatte einnisteln lassen. Er wurde durch diesen Eifer, so lange er noch die Personen schonte, bey jedem, der nicht so, wie er, einen innern Beruf zur Tugend fühlte, ja selbst mitunter bey sehr vernünftigen und billigen Menschen lächerlich; und als man nun ihm den höhnendsten Spott fühlen liefs, da fieng er im Grimm an, auch die Personen anzugreifen, und ihre Mängel und Fehler aufzudecken. Man bedachte nicht, daß auch das edelste Herz von Leidenschaften hingerissen werden kann, und fieng nun an, ihn zu hassen und zu verfolgen. Selbst nicht einmahl durch unangenehme Erfahrungen konnte er auf einen andern Weg geleitet werden; denn sein Eifer war mitunter ganz das, was man blinden Eifer nennt; er deklamirte oft in einem Momente, wo Hülfe Noth that, und er leicht hätte in der Stille helfen können; ein ander mahl versäumte er aus purem Eifer zu helfen, den rechten Augenblick, und wieder in andern Fällen vereitelte er sich selbst durch sein zu frühes und heftiges Eifern jede Gelegenheit, um reellen Nuzen zu stiften. Dies alles wurde für ihn eine Quelle von unsäglichen Leiden, die endlich seine ohnedies zarte Constitution so zerrütteten, daß man sagen kann, er ist im eigentlichsten Verstande als ein Opfer seines Triebes zum Wohlthun gefallen.“

Der edle Greifs war zu bewegt, als dafs ich mich mit ihm über diesen Punkt der Lebensklugheit zu meiner Belehrung etwas umständlicher hätte unterhalten können. Ich will mir also vorstellen, als wenn Sie, mein theurer Vater, mir das oben Gesagte vorgetragen hätten, und mache also den Einwurf: dafs Sie den Eifer gegen Mängel und Gebrechen, der kein Ansehen und keine Person schont, wohl etwas zu unbedingt, als einen Fehler verdammen. Mich deucht, dafs der, der den Trieb und den Ernst in sich fühlt zu handeln, niemals zu einem vollständigen Zwecke gelangen wird, wenn es Rücksichten giebt, die ihn zwingen, seinen Eifer zu dämpfen, oder ihn vom geraden Wege abzulenken. Ohne einen rücksichtslosen Enthusiasmus für alles Gute, das heifst, ohne einen Eifer, an welchem unser ganzes Wesen Theil nimmt, der aus unserm ganzen Wesen entspringt, und nicht erst äusserer Anmahnungen und Reize bedarf; ohne diesen Eifer, sage ich, mufs ja jede gute Handlung ihren wahren Glanz verlieren; denn kann man wohl eine That glänzend nennen, welcher erst eine behutsame Beleuchtung des Gegenstandes, eine sorgfältige und kalte Prüfung des selbsteignen Vermögens vorhergieng, und wobey man Tritt vor Tritt recht leise und bedächtig zutritt, damit man seinen Fuß nicht etwa an einen Stein stosse? Ich weifs recht gut, dafs dies alles Einschränkungen leidet; indess glaube ich fest, dafs die eigentlich moralischen Handlungen ohne diesen Enthusiasmus völlig todte Werke sind, und würde für den, den ich mit frostiger Ueberlegung, und starrem Gleichmuth selbst die schönsten Handlungen ausüben sehe, nur in so fern eine Art von Achtung haben, als ich sehe, dafs er denn doch immer das Werk-

zeug dazu gewesen ist, ohne dafs ich ihn lieben, und wie einen Menschen von edler Natur betrachten könnte. Ich würde es mir nicht nehmen können, in ihm entweder einen aus der Reflexion über moralische Handelsweise entsprungenen Zwang, oder einen starken Egoismus vorauszusetzen, der ihn bey jedem Schritt mit Vorsicht prüfen läfst, ob das Wohl des lieben Ichs auch dabey beeinträchtigt werde.

Dafs übrigens ein solcher Eifer für Menschenwohl seiner Quelle und seiner Tendenz nach verkannt, dafs er ein treffliches Mittel werden könne, um sich unversöhnliche Feinde zu machen, davon bester Vater, bin ich leider nur zu sehr überzeugt, und zwar hat eine unangenehme Erfahrung mir zu dieser Ueberzeugung verholfen. Sie erinnern sich doch noch wohl des Apothekers, von dem ich Ihnen in einem meiner frühern Briefe erzählte, dafs er sich mir persönlich empfohlen habe. Ich würde den Gesezen der Menschenliebe geradezu entgegen gehandelt haben, wenn ich seine Wünsche nicht, so viel es mein kleiner Wirkungskreis erlaubte, befriedigt hätte; dazu kam die Ueberzeugung, dafs ich ihm mehr Geschäfte zuwenden könne, ohne den übrigen Apothekern, die alle reiche Männer sind, Abbruch zu thun. Ich that deshalb das Meinige, und mit so gutem Erfolge, dafs der junge Mann alle Ursache hat, zufrieden zu seyn. Die übrigen Apotheker mögen dies indess sehr übel aufgenommen haben, wenigstens ist in einen der wohlhabensten der Neidteufel gefahren, und er hat Beschwerde gegen mich eingereicht, dafs ich darauf ausgehe, ihm seine Kunden zu rauben. Er verlangt, dafs mir dies inhibirt, und ich angehalten

werde, darzuthun, ob ich gegen die Güte seiner Arzneyen und die Rechtlichkeit seines Verfahrens etwas mit Grunde einwenden könne. Vielleicht ist dieser Patron auch Urheber des schändlichen Gerüchtes, welches jezt auf meine Kosten herum läuft. Ich habe, so heist es, mit meinem Günstling eine Spekulation auf den Beutel des Publikums verabredet; ich habe mich verbindlich gemacht, meine Arzneyverschreibungen auf jede Art, selbst da, wo alle Nothwendigkeit wegfalle, zu vielfältigen, dahingegen er sich verpflichtet habe, von jedem Rezepte mir meine baaren Prozente zufließen zu lassen; ferner sehe ich ihm durch die Finger, heist es, wenn er schlechte und verlegne Waare verkauft, und was dergleichen absurden Zeuges mehr ist. — Dies Gerücht ist denn doch für meinen und des jungen Apothekers guten Ruf zu nachtheilig, als dafs ich nicht den Urheber zu entdecken und bestrafen zu lassen suchen sollte. Deswegen werde ich auch von meiner Seite die Sache höhern Orts zur Sprache bringen. Ein Glück ist es, dafs mein ältester Bruder nicht bey unserm Oberkollegio angestellt ist; wie würde er sich wundern, oder vielmehr, wie würde er erschrecken, wenn er so kurz nach seiner mir von Ihnen mitgetheilten Warnung vor dergleichen Streitigkeiten mich darin verwickelt sähe. Doch würde er vielleicht diesmahl in seinem strengen Urtheile eine Ausnahme machen, weil ich der beleidigte, und zwar so sehr beleidigte Theil bin, dafs er mich verachten müfste, wenn ich die Sache so auf mir sitzen liefse.

Ganz sonderbar ist es, dafs ich gerade jezt auch mit einem andern Apotheker, einen ganz

rechtlichen und biedern Manne, der hier am meisten in Ansehen steht, ohne meine Schuld überm Fufse gespannt seyn muß. Dieser Mann schickte mir nemlich am Neujahrstage ein s. g. Apothekergeschenk von nicht unbedeutendem Werthe, mit einem sehr höflichen Glückwünschungsbillet. Weil aber nach den noch ganz kürzlich geschärften Gesetzen unsers Landes, kein Apotheker dergleichen Geschenke machen, und kein Arzt sie annehmen darf, und ich mir durch die Annahme keine Verbindlichkeiten auferlegen wollte; so glaubte ich ihm die Sachen zurückschicken zu müssen. Der Geber hat dies aber ungemein übel genommen, und mir nicht nur in einem Briefe, sondern auch in seinem ganzen Betragen zu verstehen gegeben, daß er sich von mir sehr empfindlich beleidigt halte. Weil ich mich nun nicht gegen ihn über meine Gründe dieser Handlung habe auslassen wollen, in der Voraussetzung, daß ein so vernünftiger Mann wie er ist, sie von selbst einsehen würde, so sind wir leider bis jezt immer gespannt geblieben. Das fatalste ist mir, daß auch hiebey ein Klatscher geschäftig gewesen ist, die Geschichte mit häßlichen Zusätzen auf mein Conto unter die Leute zu bringen, und sie dadurch für mich erst recht unangenehm zu machen.

Sie sehen also, mein theuerster Vater, daß es mir an Widerwärtigkeiten gerade nicht mangelt. Doch fehlt es mir dagegen auch nicht ganz an Freuden. Dahin gehört vorzüglich eine sehr merkbare Zunahme meines ärztlichen Wirkungskreises, wozu die glücklich vollendete Herstellung meines ersten Kranken gewiß beygetragen hat. Die meisten Geschäfte habe ich im Mittelstande; beson-

ders aber habe ich mich, und zwar zum Theil auf meine Kosten, nach wie vor, mit vielem Glücke der Armuth angenommen. Der Ruf meiner Uneigennützigkeit hat mir die Armen so sehr geneigt gemacht, daß ich meine Ausgaben habe sehr beschränken müssen. Dies ist mir äusserst empfindlich, und um so mehr, da die hiesigen Anstalten zur Unterstützung kranker Armen in einem über allen Ausdruck kläglichen Zustande sind. Ich mag in meiner Freygebigkeit indess auch wohl das rechte Maas überschritten haben, wenn ich anders folgenden Vorfall richtig beurtheile. Vor einigen Tagen schickte ich die Frau eines armen Kranken, der von mir Hülfe begehrte, zum Armeuvorsteher, mit der schriftlichen Bitte, ihm etwas Geld für Arzneyen zufließen zu lassen. Der Frau schien dies gar nicht recht zu seyn; denn sie gieng brummend weg, und kam bald darauf mit einem Paar Groschen wieder, lärmend und schimpfend auf den Vorsteher. Ich suchte sie zu beruhigen, allein vergeblich; im Gegentheil attaquirte sie jetzt meine Person. Ich hätte, meynte sie, dem und dem die Medizin bezahlt, und noch Geld obendrein gegeben; sie sey auch ehrlicher Leute Kind, und sehe nicht ein, daß sie schlechter als Andre sey, u. s. w. Um der Dame Schnips den Mund zu stopfen, bezahlte ich auch ihr das Benöthigte; und sie nahm es hin mit einem Wesen: als wenn sie sagen wollte: ich weifs es dir den † † † Dank, daß du deine Schuldigkeit gethan hast! Ich merke wohl, ich werde das Ding nur mit vieler Mühe wieder in ein Gleis bringen können, womit ich selbst, ohne Schulden zu machen, bestehen kann.

Der gemeine Mann bleibt doch immer ein Geschöpf, welchem man, selbst beym besten Wil-

len, schwerlich etwas zu Danke machen kann. Welch eine Niedrigkeit und Verdorbenheit der Gesinnung setzt es nicht voraus, Wohlthaten ertrozen zu wollen, ohne auf die Freyheit des Gebenden und auf seine Kräfte Rücksicht zu nehmen, und sich vom Neide und der Mißgunst so weit hinreißen zu lassen, daß auch selbst die leiseste Regung der Dankbarkeit unterdrückt wird!

Anliegenden Brief bitte ich meinem jüngern Bruder zu übergeben.

DOKTOR N. AN FRIEDRICH N.

Wie mir der Vater schreibt, hast auch Du Dich entschlossen, ein Arzt zu werden. Diese Nachricht hat mir ein überaus grosses Vergnügen gemacht, wie es auch nicht fehlen konnte; denn ich besitze eine zu grosse Vorliebe für mein Fach, als daß ich mich nicht jedesmal lebhaft freuen sollte, wenn ich einen mit schönen Geistes- und Herzensgaben ausgerüsteten Jüngling dasselbe wählen sehe. Du glaubst nicht, lieber Bruder, wie sehr man für die Heilkunde eingenommen wird, wenn man einmahl so weit gediehen ist, den unermesslichen Nutzen, welchen man durch sie stiften kann, in seiner wahren Grösse erkennen zu können, und wenn der Trieb nach solider Nahrung des Geistes und Herzens recht lebendig zu werden anfängt. Du wirst schwerlich ein andres Fach antreffen, welches diesem Triebe — bekanntlich ist er nicht gar leicht zu befriedigen, — mehr entgegen kommt, als das unsrige; deswegen bemerkt man schon beym — versteht sich gebildeten — Anfänger eine Art von Enthusiasmus dafür, der einen so hohen Grad erreicht, daß alle Unannehmlichkeiten, die mit den Lehrjahren verbunden sind, daß gewisse Gegenstände des ersten Erlernens, die anfangs ein feines Gefühl empören müssen, z. B. die Zerlegung menschlicher Leichnahme, sich bald als Gegenstände des Vergnügens darstellen. Ein eiskalter Schauer durchlief mich, als ich den ersten Schnitt in den entseelten Körper eines meiner Mitbrüder thun sollte; allein das viele Neue, das sich meinen begierigen Blicken

darbot, machte mich bald gleichgültig, zuletzt konnte ich die Stunde der Eröffnung des anatomischen Saales kaum erwarten; denn ich schwelgte hier im reinsten Vergnügen: ich feyerte hier die Stunde der Anbetung des Ewigen, wenn ich so sein größtes Wunderwerk sich vor meinen Augen enthüllen sah, und meine Brust hob sich im reinsten Entzücken, wenn ich überlegte, wie mir diese Enthüllung den Weg zeige, um auf eine reelle Art meinen Nebenmenschen nützlich zu seyn. Wie mancher Jüngling muß nicht unter dem größten Kummer, unter den drückendsten Sorgen seine Studienzeit zubringen; aber die Liebe für sein Fach hebt ihn leicht über alle Schwierigkeiten. Ich habe Mitschüler gehabt, die an einer trocknen Brodrinde nagten, und aus einer Quelle ihren Durst stillten, ich habe mehrere gekannt, die auf jede Freude des Lebens Verzicht leisteten, blos um Mittel und Zeit zu gewinnen, sich ihres geliebten Gegenstandes völlig zu bemeistern. Es ist nicht wahr, was man vom Abschreckenden unsrer Lehrjahre gesagt hat; nur das träge verwöhnte Muttersöhnchen, oder der reiche Dummkopf hat diese Märchen erdichten können. Es fallen Schwierigkeiten und Aufopferungen in Menge vor, dies läugne ich keinesweges, und es vereinigt sich in diesem Fache alles, was schwer zu erlernen ist. Muß aber eine Schwierigkeit darum etwas Abschreckendes seyn, und ehren wir nicht unsre Natur, wenn wir eben auf der größten Schwierigkeit nach der Trophäe greiffen.

Du liebst das Vergnügen, mein guter Bruder, und haschest nach dem Genuß des jedesmahligen Augenblicks. Du hast Dich noch nicht gewöhnt, Rückblicke in die Vergangenheit zu werfen, oder

Deine Blicke vorwärts in die Zukunft zu wenden; und eine jede Deiner Handlungen als die Frucht einer vorhergegangenen, oder als die Wurzel einer zukünftigen zu betrachten. Mit einem Worte: Du bist noch leichtsinnig; bestimmte Endzwecke, und ein eigensinniges Festhalten der dahin führenden Mittel, sind Dir noch fremde, und über Deinen innern Beruf zu irgend einer Bestimmung Deines irdischen Daseyns bist Du noch nicht mit Dir einig geworden. Ich fürchte deswegen, daß Dein neuester Entschluß nicht die Frucht reifer Ueberlegung ist, und daß eine plötzlich entstandne Vorstellung von irgend einem, Deinem Sinn entsprechenden Vergnügen ihn erzeugt habe. Vielleicht hat die süsse Idee von Ehre und Ansehen Dich berauscht, vielleicht hat Dich der verführerische Gedanke beseelt, daß Du als Arzt von so manchen der Verhältnisse befreyt seyn werdest, welche in andern Fächern das Leben zur drückenden Last machen, vielleicht hat Dir die Vorstellung geschmeichelt, daß Du als Arzt bey völliger Behauptung Deiner Freyheit auf eine leichte Art ein reichliches Brod erwerben könntest. Ist dies wirklich der Fall, so kann Dich unmöglich ein Enthusiasmus für das Fach selbst beleben, und es werden sich Dir so mancherley Täuschungen Deiner Erwartungen darbieten, daß Du Dich höchst unglücklich fühlen, und den Augenblick verwünschen wirst, in dem jene Neigung zuerst in Dir aufkeimte. Vielleicht wirst Du aber alsdann schon viel zu spät Reue fühlen; es wird Dir der Muth und die Lust fehlen, ein andres Fach zu ergreifen, und so wirst Du als ein unnützes Glied der Gesellschaft Dir und Andern zur Last werden. In dem Alter, worin Du stehst, mußt Du Dich schon selbst prüfen kön-

nen. Thue dies doch so bald als möglich, und findest Du dann, dafs es nicht der lebhafte Vorgesmack vom wahrhaft Schönen und Nützlichen der Heilkunde, sondern dafs es nur die behagliche Aussicht, auf gewisse, Deinem Temperamente entsprechende Vergnügen ist, welche Dir Den Trieb zu ihrer Ergreifung eingeflößt hat, so wähle bey Zeit ein anderes Fach; findest Du dies aber nicht, nun so bleibe bey Deinem Entschlus, und lafs Dich durch nichts in der Welt darin wankend machen.

Du willst, wie ich höre, in H. . . g studiren, woselbst auch ich, wie Du weifst, vier ganzer Jahre zugebracht habe. H. . . g ist wirklich ein Ort, woselbst Kenntnisse und guter Wille der Lehrer, sich mit den trefflichsten Anstalten vereinigen, wo ein junger Mann von Kopf und Fleifs, also alles Nöthige lernen kann. Allein H. . . g hat auch einige Schattenseiten, welche ich verpflichtet bin, Dir bekannt zu machen, weil Du sie, wenn Du ein glücklicher und geliebter Arzt werden willst, sorgfältig vermeiden mufst.

Seit geraumer Zeit hat sich der gesellschaftliche Ton der Studirenden auf eine ganz eigne Art ausgezeichnet. Ein Theil nemlich charakterisirt sich durch eine gewisse Ungezwungenheit im Umgange, welche vom Gefühle der Unabhängigkeit erzeugt, und durch eine gute frühere Erziehung und durch steten Hinblick auf den Zweck des akademischen Lebens in den Schranken des feinsten Anstandes gehalten wird. Die zu diesem Theile gehörigen jungen Männer haben in jeder Gesellschaft des Ortes Zutritt; und sie werden sowohl von den Lehrern als den Bürgern geliebt und ge-

geschätzt. — Der andre Theil geht auch von Freyheitsbegriffen aus, allein von einer übelverstandnen Freyheit. Er glaubt, daß das Prädikat: Student das Recht ertheile, sich über alle Geseze des Anstandes hinwegzusezen, daß er eine Ehre darin suchen müsse, aus jeder Gesellschaft, worin diese Geseze beobachtet werden, verbannt zu werden; durch die Roheit seiner Sitten, durch seine recht studirte Ungeschliffenheit, und durch die Spott- und Schimpfnahmen, womit er den Bürger und seine Gesellschaft behandelt und belegt, ist sein Wille auch befriedigt worden, das heist, er wird wie die Pest von einer jeden anständigen Gesellschaft gehaßt und vermieden. Du kannst Dir also leicht vorstellen, von welcher Art der Umgang dieser verwilderten Rotte unter sich seyn muß. Kein Vergnügen ist so roh, daß es hier nicht Verehrer fände; und alles, was Ungezogenheit, Ausgelassenheit und Muthwille unr erfinden kann, wird hier mit lautem Jubel aufgenommen. So massiv die Verführungskünste dieser Parthey auch sind, so leicht ihr also ein unverdorbnen und gebildeter Jüngling aus dem Wege gehen kann, so viele werden doch wirklich dadurch verführt, und leider kann man wenigstens fünf Sechstheile der Studirenden zu ihrem Anhange zählen. Eben, weil sie die größte Zahl ausmacht, weil sie den jungen Mann, der sich auf die andre Seite neigt, mit den niedrigsten Spötereien und Schimpfnahmen verfolgt, ja ihn alle Augenblick der Gefahr aussetzt, in blutige Händel zu gerathen, so werden auch viele, sonst gut erzogene edle Jünglinge mit in den Strudel hineingezogen.

Zwar

Zwar kann ich auf den Schatz meiner Erfahrungen noch nicht sehr stolz seyn, lieber Bruder, allein ich glaube Dir doch versichern zu können, daß ein junger Gelehrter und vor allem ein Arzt, durch die Annahme dieses leidigen Tones den Grundstein zu seinem Unglücke legen kann. Dieser Ton hängt nemlich bis ins Geschäftsleben hinein nach; der Wahn, daß man sich bey Andern durch Renomistenstreiche in Autorität setzen könne, ist oft genug noch bey dem Manne sichtbar, der in den zartesten bürgerlichen Verhältnissen steht, und als Geschäftsmann es mit ehrgeizigen Untergebenen, mit feinfühlenden Collegen und mit scrupulösen Obern zu thun hat. Das Fortspielen einer Burschenrolle ist recht dazu geeignet, dem jungen Geschäftsmann den Weg zur Liebe, zur Achtung und zu Beförderungen zu verschliessen, und dies ist bey dem Arzte besonders der Fall. Selbst der gemeinste Mann lächelt verächtlich über ihn, wenn er im Burschenhabit durch die Gassen stolzirt, wenn er, mit der Hezpeitsche in der Hand, jeden übern Haufen zu reiten droht; jeder honette Mann würdigt ihn nicht des Ansehens, wenn er in stillen Gesellschaften Burschenlieder anstimmt, den Damen den Qualm seiner nie kalten Tobackspfeife ins Gesicht bläset, und die starken Getränke unmässig hinunter stürzt. Nun nimm vollends den jungen Arzt, nimm ihn so wie er seyn muß, um der in Rücksicht seiner so eigensinnigen Welt zu gefallen, und stelle ihn neben den, der noch mit dem akademischen Freyheitsschwindel behaftet, allen Ansprüchen trotzt, welche die gesittete Welt an ihn zu machen berechtigt ist! Du wirst dann bald einen gewaltigen Unterschied in der Wirkung sehen, welchen diese beyden Männer auf ihr Publikum machen;

während man den einen auf den Händen trägt, bleibt der andre Gegenstand des Hasses und der Verachtung; während man dem erstern das Theuerste was man hat, die Gesundheit furchtlos anvertraut, würde man sich lieber den Händen des Schicksals, als denen des letztern anheimgeben.

Mehr wie einmahl habe ich gesehen, wie mächtig das sittliche Benehmen des jungen Arztes das Zutrauen der Welt zu ihm zu bestimmen vermag. Der junge Mann braucht nicht einmahl den ächten Studenten fortzuspielen, ja er kann sich im Ganzen wirklich gesittet und ruhig betragen; er darf am Krankenbette, oder auch in Gesellschaften nur etwas Leichtsinn blicken lassen, er braucht am Krankenbette (wenn auch in der guten Absicht den Kranken aufzuheitern) nur einen unzeitigen Spafs zu machen; so wird es doch gleich von ihm heissen: der Student sieht noch in allen Ecken aus ihm heraus; wer möchte es wohl wagen, sich dem jungen lustigen Herrn anzuvertrauen, der wohl noch nie daran gedacht hat, wie theuer dem Menschen seine Gesundheit ist, und der einen Schwank reißt, wenn der Kranke vor Angst und Schmerzen vergehen möchte? Ist ihm nun zum Ueberflufs der Ruf eines wilden akademischen Lebens vorhergegangen, so wird er vollends lange harren, ehe er Zutrauen gewinnt. Bedächten es alle jungen Mediziner, dafs dieser Ruf fast niemals verfehlt, sich, und zwar vergrössert, bis in ihre vaterländische Gegend zu verbreiten, und dafs das Publikum, welches sie als seine Aerzte wieder erwartet, nach diesem Rufe schon lange vorher Parthey für oder wider nimmt; gewifs, sie würden durch ein anständiges Vollenden ihrer akademischen Laufbahn der voreiligen Fama besser schmeicheln lernen.

Da hast Du das, was ich nicht auf dem Herzen behalten durfte, wenn ich Deiner Liebe ferner werth bleiben soll. — Ich kenne Dich zwar als einen lustigen Patron, aber dennoch fürchte ich nicht, daß Du mich einen altklugen Rathgeber heissen werdest. Thätest Du es dennoch, so würde es mich ein Paar wehmüthige Thränen kosten; denn was ist einem feinfühlenden Herzen wohl schmerzhafter, als einen guten Rath verlacht zu sehen, in welchen man die reinste und uneigennützigste Theilnahme am Schicksale Andrer, oder wohl gar die herzlichste brüderliche Liebe hineingelegt hat.

18.

M. R. N. . . AN DOKTOR N. . .

P . . . den 2ten März 1802.

Um gleich jedem Vorwurf von Deiner Seite zu begegnen, mein Sohn, versichre ich, daß nur Du an der Verspätung dieser Antwort auf Deinen letzten Brief Schuld bist. Die Menge und Wichtigkeit der Gegenstände, die Du nemlich darin aufs Tapet gebracht hast, wollen mir nicht erlauben, Dich mit einer kurzen Antwort abzuspeisen; dieser Brief wird also lang werden; dazu muß ich mir aber meiner vielen Geschäfte wegen, gehörige Zeit vor die Hand nehmen.

Vorerst muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß Du den alten würdigen Rath M. . . nicht ganz verstanden hast, als er seines verewigten Sohnes Benehmen tadelte. Was ich gar an Dir nicht gewohnt bin, ist, daß Du diesen Tadel mit puren Gemeinprüchen und Exclamationen zu schwächen suchst; ich vermuthe fast, Du habest Dich in dieser sonderbaren und — nimm mirs nicht übel! — nur den Flachkopf bezeichnenden Widerlegungsart nur zum Spas einmahl versuchen wollen. Der junge M. . . hat ohne alle Widerrede gegen alle Geseze der Lebensklugheit, wenn gleich in der besten Absicht gefehlt; allein bedenke doch, ich bitte Dich, wozu hilft mir und Andern die beste und edelste Absicht, wenn ich sie auf einem Wege zu erreichen suche, der mir meinen Zweck immer mehr aus dem Gesichtskreise rückt, ja den entgegengesetzten Erfolg hervorbringt, und mich selbst zu Grunde richtet.

Allerdings ist ein reger Enthusiasmus für das Schöne und Gute einer Sache, immer unentbehrlich, wenn die auf diese Sache sich beziehenden Handlungen nicht den Stempel der Ernst- und Kraftlosigkeit an sich tragen, und statt des gehofften Endzwecks uns das demüthigende, alle weitem Anstrengungen lähmende Gefühl unsrer Schwäche herbeyführen sollen. Auch ist es wahr, daß gerade für die moralische Besserung unsrer Nebenmenschen ohne Enthusiasmus um so weniger etwas gewirkt werden kann, je schwieriger dieser Zweck überhaupt erreicht werden kann; allein deswegen braucht man nicht jede Ueberlegung, deswegen braucht man nicht die Abwägung von Ursachen und Wirkungen, deswegen braucht man doch nicht alle Vorsicht bey Seite zu sezen. Dies thut nur der unächte Enthusiast, wenn ich ihn so nennen darf; ihn leitet wahrlich nicht so sehr das Gute, welches er stiften könnte; nein, es treibt ihn irgend eine heisse Leidenschaft, deren Quelle er sich selbst nicht zu enthüllen vermag, oder besser, es treibt ihn irgend eine Art von Instinkt, der jede Vielseitigkeit, alles Umfassende in den Handlungen und jede Berechnung der Mittel gegen den Zweck ausschließt. Hier thut es blos der glückliche Zufall, wenn wirklich etwas Gutes gestiftet wird; es ist dieser Enthusiasmus also gewissermassen entehrend für den vernünftigen Mann; und dieser erscheint um so schwächer und um so unselbstständiger, je feuriger und rascher er seinen Weg beginnt. Von dieser Art scheint der Feuereifer des sel. M. . . gewesen zu seyn; er war gewiß ein gutmüthiger, wohlwollender Jüngling, wie würde er sonst dem Herzen seines biedern Vaters so werth gewesen seyn, aber ein leidenschaftlicher blinder Wille über-

wog die Ansprüche seines Verstandes, und verzehrte vollends die wenige Kraft, welche ihm von der Natur verliehen war. — In dem Briefe an Deinen Bruder hast Du den ächten Enthusiasmus nach einer bestimmten Richtung hin so dargestellt, daß ich nicht zweifeln darf, daß Du seine eigentliche Natur kennst; seine Schönheit hast Du mir schon damahls mit lebendigen Farben geschildert, als Du mich mit Deinem Freunde A. . . bekannt machtest; ich selbst habe in dem Briefe, worin ich Dich über die Behandlung menschlicher Vorurtheile zu unterhalten suchte, Dich auf den falschen Enthusiasmus aufmerksam gemacht; und dennoch — doch keine Vorwürfe wegen einer Uebereilung, die Du schon durch den später geschriebnen Brief an Deinen Bruder verbessert hattest.

Aber im eigentlichsten Verstande bin ich unzufrieden mit Dir wegen des Vorfalls, den Du mit dem jungen Apotheker gehabt hast. Mit Dir, sage ich, und nicht mit den Menschen, die Dich umgeben; denn nur Du bist geradezu Schuld an dem Verdrusse, den Dir dieser böse Handel zugezogen. Du hast einen Verstoss gegen die Klugheit gemacht, gegen welchen ich keine Entschuldigung, selbst nicht die, daß er doch immer aus einer edlen Regung entsprossen sey, gelten lasse. Denn es fragt sich immer: war diese Regung nicht eine Schwäche, die Dich verleitet hat, Dich durch den ersten Eindruck, den jener Mann auf Dein Gemüth machte, zu einer unüberlegten Handlung bestimmen zu lassen; hast Du dadurch nicht auf Deine männliche Selbstständigkeit Verzicht geleistet, und Dich wohl gar als das Werkzeug eines listigen, Deine schwache Seite kennenden Betrügers, mis-

brauchen lassen? Indefs nehmen wir auch immerhin an, keins von allem diesen finde wirklich Statt; sezen wir auch zum Voraus, Du habest eine ächte Handlung der schuldigen Menschenliebe ausgeführt; und Dein Schützling sey dieser Handlung vollkommen werth, so hast Du doch auf jeden Fall nicht daran gedacht, den Schein zu vermeiden: als wenn es absichtlich auf Kosten des Einen geschähe, daß Du das Wohl des Andern zu befördern suchtest. Wahrlich ein höchst übler Schein für einen, der so wie ein Arzt, nicht blos als Freund des Menschen, sondern auch als Freund der Menschheit sich zeigen soll, und von dem ein jeder, sey er auch der entschiedenste ruchloseste Bösewicht, dasselbe verlangen kann, was der edelste Mensch erwartet. Deine Handlung mag an sich so brav seyn, als sie nur will, sie kommt hier in diesem Falle mit den Prätensionen Andrer an Dich in Collision, mit Prätensionen, die im Ganzen nichts weniger als unbillig sind; und das Schlimmste ist, Du hast die Habsucht niedrig denkender Menschen aufgereizt, ein Laster, welches kein einziges Gesez der Menschlichkeit respektirt und der schönsten Handlung eine hässliche Seite zu geben weiß; sogar bist Du so dabey zu Werke gegangen, daß der Verdacht eines niedrigen Eigennuzes nothwendig auch auf Dich fallen, und dadurch auch Dein Schützling in einem höchst üblen Lichte erscheinen muß, welches ihm vielleicht in der Folge zehnfach mehr schaden wird, als Deine Bemühungen ihm genutzt haben. Jedermann weiß nemlich, daß Du noch nicht in der Lage bist, Andre unterstützen zu können, sondern daß Du selbst noch einer Unterstützung bedürfest. Wie viele, selbst redliche Menschen, mag es nicht geben, die bey Deinen Bemü-

hungen an das alte manus manuum lavat dachten? Der Schein ist um so mehr gegen Dich, weil die Welt weiß, daß es zur höchsten Schande unsers Standes wirklich Aerzte giebt, welche mit Apothekern solche Contrakte schliessen, als man Dir vorgeworfen hat. Gott weiß, ob der Apotheker, der das Gerücht vielleicht verbreitet hat, einen solchen Handel, der zum wenigsten das Zuchthaus verdient, nicht ganz genau kennt; wie wollte er sonst wohl darauf verfallen seyn?

Werfe mir nicht ein, mein Sohn, daß die Rücksicht auf dergleichen Unannehmlichkeiten uns nicht in der Ausübung unsrer Pflichten gegen unsere hülfsbedürftige Nebenmenschen wankend machen dürfen. Denn vorerst mußt Du bedenken, daß der Schade, den ich Andern durch Ausübung einer Pflicht gegen den Einen stifte, das Gute und Edle dieser Handlung aufhebt; nun leidet es aber keinen Zweifel, daß Du den übrigen Apothekern durch Empfehlung eines einzigen direkten und indirekten Nachtheil zugefügt hast. Fürs zweyte ist hier von einem einzelnen ganz besondern Falle die Rede, über welchen ich mit Dir noch einiges reden muß.

Der Arzt darf keine der ihm zu oder untergeordneten Personen, sie mögen seyn wer sie wollen, vorzugsweise vor den Andern begünstigen, ausgenommen in dem einzigen Falle, daß es dabey geradezu auf das Wohl seines Publikums ankäme. Nehmen wir den Apotheker zum Beyspiel. Er hat seine Gerechtsame theuer erkaufte, er ist ungemein den Caprizen des Publikums, er ist vielen unglücklichen Zufällen bloß gestellt, und der Handel, den er mit seiner Waare treibt, ist in vielen Stücken

von der Art, daß die geringste Hemmung seines Geschäftes ihm grossen Nachtheil zufügt. Suche ich also einen Apotheker vor dem andern in Credit zu bringen, so begehe ich einen, und zwar nicht sehr feinen Diebstahl an dem andern; Statt einer guten Handlung, begehe ich also ein wahres Verbrechen. Ich kenne in der That mehrere Fälle, daß Apotheker von Aerzten auf diese Art ganz zu Grunde gerichtet sind. Wie manchen giebt es nicht, der bloß allein vom kleinen Umsaz seiner Waare subsistiren muß, wie mancher nagt nicht heimlich am Hungertuche, während ein anderer mit Glücksgütern gesegneter Mann seine Geschäfte ins Grosse treibt, und eben weil er im Stande ist, alles besser zu liefern, und schon weil er ein reicher, angesehener Mann ist, noch obendrein alle Aerzte zu intimen Freunden hat. Wie kann jener mit diesem in Rücksicht der Güte seiner Waare Schritt halten, wenn man ihn der Sorge preiß giebt, daß sie ihm liegen bleiben? Und ich seze den Fall, ein Apotheker, oder ein Wundarzt, oder eine Hebamme sey notorisch geschickter als der, oder die andre, so streitet doch die Ausschliessung der letztern, gegen die Bürger- und Menschenpflicht. Sie finden immer ihren Wirkungskreis, in welchem sie sehr nützlich seyn und wenig schaden können; und ist auch der dümmste Mensch fähig, belehrt zu werden, so können auch sie durch die Ausübung und durch Hülfe des Arztes in ihren Kenntnissen zunehmen. Ich weiß es aus Erfahrung, wie ausserordentlich nützlich ein Arzt durch zweckmässige Unterstützung solcher Menschen werden kann; ich weiß aber auch, daß er sie durch Zurücksezung hartnäckig, eigensinnig machen, und sie zu geheimen Handlungen verleiten kann, wobey allein die

Menschheit den Schaden trägt. Und wie ein Arzt dadurch seiner eignen Ruhe im Wege stehen kann, hast Du schon durch eigne Erfahrung gelernt. Du scheinst den Hafs noch nicht zu kennen, den man sich durch die Zurücksetzung von sich selbst eingenommenen Menschen zuzieht; diesen Hafs, der in gefährliche Rachsucht ausartet, wenn sich mit dieser Zurücksetzung eine Verstopfung der Erwerbsquelle verbindet. Jeder Mensch hat seines Gleichen in Menge; der Beleidigte wird also leicht Gehülfen finden, um dem Beleidiger wieder schädlich zu werden. — Oder er wird den ungerecht Unterdrückten spielen, und durch seine Wehklagen selbst guten Menschen, die die Sache nicht von beyden Seiten kennen, ein für den Beleidiger höchst nachtheiliges Vorurtheil einflößen. — Doch — Statt des Raisonnements will ich lieber Deine Erfahrung durch ein auffallendes Beispiel zu vermehren suchen.

Vor mehrern Jahren etablirte sich zu E. . . ein junger Wundarzt, an einem Orte, der damahls an guten Wundärzten grossen Mangel litte. Der Chirurg war ein treflicher junger Mann, der sich bald allgemeine Achtung erwarb, und alle Geschäfte an sich zog. Einer der dortigen jüngern Aerzte hatte ihn nicht nur nach E. . . hingezogen, sondern gab sich auch alle mögliche Mühe, seinem Freunde Credit zu verschaffen. Die übrigen Wundärzte sahen natürlich sehr scheel dabey; sie verläumdeten den Arzt samt ihrem neuen Kollegen auf alle erdenkliche Art; weil dies aber die Sache nicht änderte, so verfiel einer auf ein Mittel, welches seine Wirkung nicht verfehlte. Vor geraumer Zeit hatte dieser Ehrenmann dem gedachten Arzte ei-

nen syphilitischen Kranken zugeschickt, den er selbst durch seine Pfuschereyen nicht hatte herstellen können. Der Arzt begieng das grosse Versehen, dem Kranken ein heftig wirkendes Mercurialpräparat in einer enormen Dose zu verordnen. Dieser bekam darnach ein fürchterliches Erbrechen in Gegenwart jenes Wundarztes, der, wie er sagte, um die eigentliche Wirkung des Mittels besser zu beobachten, die zweyte Dosis nehmen liefs; nun traten auch Convulsionen ein, und nach einigen Stunden war der Unglückliche nicht mehr. Der Arzt fand Mittel, den Chirurg zum Schweigen zu bringen, der Apotheker, der die Arznei gemacht hatte, war sein vertrauter Freund und Schwager, und im Publiko hatte man sich über die Sache bald ausgesprochen, und so schief die Sache schon fast ein ganzes Jahr. Jezt aber trat der Wundarzt mit einer förmlichen Denunziation gegen den Arzt auf. Die Sache war zu wichtig, und durch den Feldscheer bereits von Neuem zu sehr publik geworden, als dafs das Medizinalcollegium sie hätte vertuschen können. Es wurde eine förmliche Inquisition gegen den Arzt angestellt. Die Rezepte waren zwar vertilgt, allein der Provisor auf jener Apotheke, der vom Arzte einmal ein dummer Junge genannt worden war, gehörte mit zum Complot, und sagte eidlich die Wahrheit aus, welche jezt auch des Inquisiten eigner Schwager, der in Arrest genommen wurde, bestätigen mufste. Dem harten Urtheile der Landesregierung wich der Arzt durch seine Flucht nach Amerika aus, woselbst er bis auf diesen Augenblick in guten Umständen lebt; sein Schwager starb nicht lange nachher im Festungsarrest, wohin er verurtheilt war, weil er eine so offenbar fehlerhafte Vorschrift geradezu

befolgt hatte; der Chirurg sogar wurde Landes verwiesen, weil er die Sache erst so spät zur Kenntnifs gebracht, und sich zum Schweigen hatte bestechen lassen.

Ueber Deinen Vorfall mit dem armen Kranken möchte ich Dir gerne recht viel schreiben. Denn er ist ganz dazu gemacht, um daran manche artige psychologische Reflexion zu knüpfen. Doch nimm für jezt mit folgender Bemerkung vorlieb. Du bist auf dieselbe Art getäuscht worden, auf welche fast ein jeder, noch an Menschenkenntnifs arme, allein desto gutmüthiger junge Mann getäuscht wird. Ein jeder nemlich macht sich bestimmte Rechnung auf eine lebhafte Dankbarkeit von Seiten des Armen, den er thätig unterstützt hat, und fühlt sich selig in dem Bewusstseyn, dafs so viele Menschen sich seiner nur mit Liebe und Achtung erinnern. Es mögen aber so viele Humanisten, als es nur wollen, als ausgemacht annehmen, dafs man in den niedern Ständen immer mehr lebhafte Dankbarkeit antreffe, als in den höhern, so sage ich geradezu: es ist nicht wahr! Ich für mein Theil habe das schöne Ding, welches uns jene Herren unter dem Namen: natürliche Dankbarkeit geben, noch nicht kennen gelernt, und werde auch wohl niemahls dieses Glück haben. Denn es giebt — wenn wir Dankbarkeit im ächten Sinne nehmen — es giebt gar keine natürliche Dankbarkeit; sie ist als eine der schönsten Tugenden, die den Menschen zieren, eine Blüthe, welche nur aus der sorgfältigsten Cultur edler Geistes - und Herzensanlagen emporwachsen kann, eine äusserst zarte Blüthe, welche durch den leisesten Hauch der Leidenschaft zu

verwelken, in Gefahr geräth, und also vielweniger auf einem Boden wachsen und gedeihen kann, der von allen Seiten dem Sturm der durch schlechte Erziehung verwilderten Leidenschaften ausgesetzt ist. Wie muß nicht schon der edle Mann, der von der reinsten Moral durchdrungen ist, über sich wachen, damit nicht ein affektvolles Aufwallen seiner Natur ihn zum Anstofs gegen die Gesetze der Dankbarkeit verleite; und wir sollten diese Gesetze da am schönsten befolgt sehen, wo wir gerade das Gegentheil von Beobachtung seiner selbst, wo wir fast nichts als Handlungen finden, worin der Mensch in der Regel nur als Mittel und Zweck seiner Sinnlichkeit, nur als Werkzeug seines Temperaments erscheint? Man will freylich auch bey Thieren, selbst bey den wildesten Thieren deutliche Spuren eines Dankbarkeitstriebes gefunden haben. Fragt man aber, wer sie gefunden hat, so erhält man zur Antwort: es war nicht der philosophische und uneingenommene Naturforscher, sondern einer, der nur sein Gemüth an den Schönheiten der Natur labt, es war der Dichter oder der Freund des Romantischen. Nun weiß man, daß diese es mit der Wahrheit eines Gegenstandes nicht so ganz genau nehmen, und wir wollen ihnen das Vergnügen gönnen, in den Aeusserungen einer angenehm gereizten Sinnlichkeit eine der schönsten Tugenden des Menschen gesehen zu haben. Dem Psychologen wäre dieser Misgriff aber nicht zu verzeihen. Er soll dem Sittenlehrer aus der Natur des menschlichen, ich sage aus der Natur des menschlichen Geistes die Basis für seine Bemühungen zur sittlichen Veredlung des Menschen verschaffen; setze er voraus, daß die Anlagen zu dieser Veredlung schon

in der thierischen Natur des Menschen gegeben seyen, so würde er diese Veredlung geradezu für weiter nichts als eine Erhebung des Instinktes zum moralischen Bewußtseyn erklären; und dies wäre denn doch kein kleiner Schimpf für unsre Natur; wir wären ja mit aller unsrer Moralität nichts weiter als gut abgerichtete Thiere, die nie ihren Blick zur höchsten moralischen Weltordnung erheben dürfen.

Anliegend findest Du die Antwort Deines Bruders, die er, Gott weiß warum, sorgfältig versiegelt hat.

19.

FRIDRICH N... AN DOKTOR N....

Wenn ich nicht zu gut wüßte, Herr Bruder, daß Deine Neigung zur Eingezogenheit und zum beschaulichen Leben Dir schon von Kindesbeinen an den Haut-gout der wahren Freuden des hiesigen Lebens vereckelt hat, und daß Du das Predigen über die Texte, welche nur der feste Wille, gewisse Dinge nur in einem üblen Lichte zu sehen, vorschreibt, von jeher geliebt hast; so könnte ich mich fast verleiten lassen, Deinem Briefe an mich Dir ein wenig böse Absicht zuzuschreiben, mir die Freude zu verderben, welche ich mir von dem Götterleben zu H...g so lebhaft einge-bildet habe. Dieser fatale Brief hat mir in der That ein Paar recht angstvolle Stunden gemacht, Du hattest ihn — ich hoffe par malheur — nicht versiegelt; natürlich mußte ihn also der Vater eher lesen, als meine Wenigkeit. Dem ehrlichen Alten war das, was Du schriebst, Wasser für seine Mühle; er unterließ also nicht, mir zu befehlen, den Brief für mich aufmerksam zu lesen, und dann zu ihm herauf zu kommen. Nach zwey Stunden — denn wer kann wohl in ein paar Minuten so schwere Kost verdauen — nach einem Paar Stunden erst gieng ich zu ihm; und hatte mich vorher das Verdauungsfieber schon mächtig angegriffen, so mußte noch ein recht kräftiges Desert dazu kommen, um meinen moralischen Magen in eine nicht kleine Indisposition zu versetzen. Der Himmel weiß es, auch Papa hat mir ein Collegium gewiß von einer guten Stunde gelesen,

ohne Rücksicht auf die Schweifstropfen zu nehmen, die mir von der Stirne liefen. — Schüttelt Dich nicht ein kaltes Fieber, armer Freund! indem Du diese meine Spöttereyen liesest? das dem doch nicht so seyn möge! Denn ich erkläre Dir Freudestöhrer hiemit feyerlich, das ich nur Scherz treibe, und das ich Deinen Brief mit aller der innigen Dankbarkeit gelesen habe, welche ich Deiner herzlichen Liebe zu mir schuldig bin, und das auch die Ermahnungen unsers ehrwürdigen Vaters zu sehr das Innerste meines Herzens getroffen haben, als das ich mich nicht glücklich preisen sollte, mit zwey so edlen Wegweisern versehen, eine neue und so schwierige Bahn meines Lebens anzutreten. Und um Dir zu beweisen, das ich kein pimento nöthig gehabt habe, um, wie die Aerzte sagen, die schöne Kost zu assimiliren, will ich Dir die Haupterinnerungen des besten Vaters wieder geben.

Freue Dich, mein Freund! der Vater hat mir erklärt, das Dein Brief Deiner Erfahrung und Deinen Sentiments Ehre mache. Besonders charmirte ihn Dein Urtheil über die Männer mit Hezpeitschen und Tobakspfeifen, und die fidelen Bursche, welche mit Stiefel und Sporn in das Himmelreich des ächten Fiducit wollen. Nur ein wahres pecus campi von Arzt, meynte er, könne glauben, das man ihn mehr achten und lieben werde, wenn er im bürgerlichen und Geschäftsleben den Renomisten und Poltron weiter spielt; er könne nicht anders als sich selbst einen Esel bohren, er, der so wenig auf das menschliche Herz Acht giebt, das er nicht weiß, das ein Leidender den sichtlichen Hang seines Arztes zu pöbelhaften Vergnügungen
nicht

nicht mit dem ächten Mitleid und mit wahrer Menschenliebe vereinigen könne. Wahrhaftig, Bruder! ich möchte noch weinen, wenn ich es mir lebhaft denke, mit welchen rührenden Zügen der Vater über diesen Gegenstand sprach; auf welch eine erschütternde Art er es mir eindringlich machte, welche Höllenmarter ein Kranker leidet, wenn er einen Poltron von Arzt vor sich hat, der, anstatt mit Zartheit sich den Gefühlen des Kranken anzuschmiegen, ihm die rohen Ausbrüche einer jovialischen Laune entgegensezt, oder wohl gar die Klagen des Leidenden benützt, um daran einen Spafs oder eine Ungezogenheit zu knüpfen. Ich für meinen Theil stelle mir vor, dafs — der Vater vollkommen Recht hat; ich weifs es an mir selbst, selbst wenn ich nicht krank, aber in einer verdrießlichen Stimmung bin, und wenn ich meinen Verdrufs gerne einem Freunde mittheilen möchte, dafs ich dann zehnmal verdrießlicher werde, wenn dieser Freund meinen Klagen ein lautes Gelächter entgegensezt, und mich beym Arme nimmt, um, wie er sagt, mit ihm die Grillen zu vertrinken. Es giebt Aerzte, sagt der Vater — und ihm zu Gefallen glaube ich es — es giebt Aerzte, die selbst in der Krankenstube sich so wenig um die Hauptperson bekümmern, dafs sie wie in einer Schenke lärmern, trinken und wohl gar spielen, und sich auf alle Art bene thun, während der Kranke sie innerlich verwünscht. „Ich habe einen gekannt, sagte er ferner, der, wenn man ihm ein Glas Wein vorsezte, gerne in so gierigen Zügen genoß, dafs er zuletzt den Kranken für seinen Zechbruder hielt, und mit dem Glase in der Hand auf ihn losstürmte, um mit ihm anzustossen. Nüchtern war dieser Mensch —

selbst gegen Kranke grob wie ein Sakträger, benebelt war er auf eine höchst lästige Art zudringlich. — Mir war es immer schon höchst zuwider, wenn mir in der Krankenstube etwas zu genießen angeboten wurde; und ich habe es nie über mein Herz bringen können, mir an der Stätte des Leidens gütlich zu thun. Es setzt immer eine gewisse Roheit der Empfindungen voraus, den Leidenden Freuden zu zeigen, die er nicht genießen darf, und wonach er oft selbst sogar ausserordentlich lüstern ist; eine Roheit, die den leztern empört, und ihn im Arzte nur seinen Quäler erblicken läßt.“ Der Vater schien, als er diefs gesagt hatte, über etwas lebhaft nachzudenken; sein ganzes Innere schien unangenehm bewegt zu seyn, und er gestikulirte vor sich hin mit Heftigkeit, wie er immer that, wenn er in einer recht üblen Stimmung ist. Endlich beruhigte er sich, und sagte:

Es ist eine der heiligsten und angenehmsten Pflichten des Arztes, im Kranken Hoffnung, und mit ihr ein gewisses Frohseyn zu erwecken. Aber, aber — *hic rhodus, hic salta!* Diese Pflicht stützt sich auf eine schwere, schwere Kunst; diese Kunst gründet sich wieder auf langes und sorgfältiges Menschenstudium, und erfordert eine ungemeine Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Benehmen, welches sich nach dem jedesmaligen Bedürfnisse akkomodiren muß. Diefs erstreckt sich sogar bis auf die Physiognomie des Arztes. Es giebt keine Sprache, die ein Leidender besser verstünde, und schärfer beobachtete, als die Miene desjenigen, bey welchem er Hülfe sucht; sie, diese Miene, stimmt des Leidenden Gefühle und Hoffnungen eben so gut, als es der Ton und der

Ausdruck der Sprache vermag. Ein Kranker giebt sich dem Arzte mit der Ueberzeugung hin, daß er aufs genaueste mit seinem Zustande vertraut seyn werde; jeder Mensch hat die Erfahrung gemacht, daß die Regungen des Gefühls, das Erwartungen und Hoffnungen, die Furcht vor vereitelten Absichten, und die Stimmungen, in welche der Geist durch Ueberraschungen gesetzt wird, sich bey den meisten Menschen in den Zügen des Angesichtes ausdrücken. Mit ängstlicher Spannung liest der Kranke deshalb auf diesen Zügen; findet er darin den Ausdruck des Schmerzes, der Ueberraschung, oder gewahrt er darauf eine innere Aengstlichkeit des Arztes, so verlasse man sich darauf, daß der Kranke, selbst wenn er vorher von der Gefahrlosigkeit seiner Lage überzeugt war, stutzig werden, und niederdrückenden und dem Gange der Krankheit schädlichen Gedanken Raum geben wird. Der Arzt muß also selbst seine Miene in völliger Gewalt haben; er muß sich durch stete Uebung angewöhnen, daß auch die größte Ueberraschung, daß auch das innigste Mitleiden nicht unwillkürlich Herr über seine Züge werde, daß er in sie einen Ausdruck hineinlegen könne, welchen er will, und welcher der Gemüthsstimmung des Leidenden entsprechend ist.“ Der Vater hat mir versprochen, mir ein andermal die Gelegenheiten zu schildern, bey welchen der Arzt zu seinem und des Kranken Vortheile in sein ganzes Benehmen den deutlichsten Ausdruck des Mitleidens und der Trauer legen müsse. „Die indifferente Miene, sagte er ferner, soll darum nicht immer wirklich beybehalten werden, man muß sie sich nur einüben, damit man von ihr nach Willkühr alle andern Ausdrücke der Physiognomie kann ausge-

hen lassen. Im Allgemeinen ist eine heitere Miene des Arztes immer die, womit er dem Kranken am willkommensten ist; eine Miene, die sich nicht beschreiben, und nach keinem Muster einstudiren läßt, sondern allein die Frucht einer genauen Kenntniß der Bedürfnisse des leidenden Mitbruders, und des feinsten und leisesten Mitgefühls seyn kann. Ich habe Aerzte gekannt, die durch eine unbeschreibliche seelenvolle Heiterkeit ihres Auges die Brust des Kranken mit der lebendigsten Hoffnung erfüllen und Regungen der Verzweiflung entfernen konnten, ehe sie den Mund zum Reden öffneten; Aerzte, die durch einen einzigen Blick mehr ausrichteten, als andere mit den schönsten Worten und Versicherungen. Gewiß ist es vorzüglich diese sympathetische Gewalt, welche Aerzte von schöner und freundlicher Gesichtsbildung fast immer beliebter, als die verbildeten und mürrisch aussehenden Aerzte macht; dieß ist vielleicht der Grund, warum schön gebildete Aerzte so oft mit wenigen Kenntnissen eher ihr Glück machen, als mancher kenntnißreiche, allein unangenehm aussehende Biedermann. Eltern und Erzieher sollten also auch auf diesen Punkt einige Sorgfalt wenden. Hätte ich das Unglück, unangenehm gebildete Söhne zu haben, ich würde alles gethan haben, um euch vom Studium der Heilkunde abzuhalten *); und du wirst jetzt einsehen, lieber

*) Der alte Vater hat gewiß gesagt: „Hätte ich abschreckend häßliche Söhne gehabt, so würde ich u. s. w.“, und dann erst würde er vollkommen recht gehandelt haben. Zu ... studirte ich mit einem jungen Menschen, der die häßlichsten Klump-

Friedrich! warum ich euch immer anhielt, freundlich auszusehen, und warum ich euch nicht einmal dann mit einem verdrießlichen Gesichte durchliefs, wenn ihr glaubtet, Ursache zu haben, betrübt zu seyn. Glaube mir, eine solche Uebung kommt dem

füsse von der Welt hatte. Wo mochten die Eltern desselben wohl den Kopf haben, als sie diesen Unglücklichen zu einem Fache bestimmten, dessen glückliche Ausübung gewiß eine große Anziehungskraft der ganzen Persönlichkeit erfordert? Es ist zwar richtig, daß eines Theils der vernünftige; und den Mann nicht nach dem Kleide beurtheilende Mensch über dergleichen leidige Gaben der Natur wegsehen, und sich an den innern Gehalt des Arztes mehr, als an die äussere zufällige Bildung seiner Person halten wird: andern Theils giebt es auch viele Kranke, die wenig ans Aussehen ihres Arztes denken, — selbst wenn sie ihn deshalb in gesunden Tagen nicht leiden mochten — wenn er nur mit hülfebringender Hand sich ihrem Lager nähert. Es giebt aber von der andern Seite noch ungleich mehr, welche sich mit gewissen Körperbildungen gar nicht vertragen können; es giebt solcher Bildungen mehrere, die einer — nicht immer ungegründeten — Sage zufolge, Verräther einer Mißbildung des Herzens sind; es giebt gewisse widerliche Gesichtszüge, die selbst den humanesten Mann unbehaglich machen, und einer zutraulichen Annäherung immer im Wege stehen bleiben; und nun nehme man vollends die Forderungen des schönen Geschlechtes, seine Anhänglichkeit an lieblichen Formen, seine mit dieser Anhänglichkeit so oft verknüpften Vorurtheile u. s. w., und man wird nicht länger anstehen, dem häßlichen Arzte so viel Unglück, als dem schönen Glück zu weifsagen.

Der Herausg.

Arzte unglaublich zu Statten! Wie oft wühlen nicht Schmerz und Kummer in seiner eigenen Brust; und doch muß er freundlich aussehen, um den Kranken, der den Ausdruck fremden Leidens für einen entscheidenden Urtheilspruch über sich selbst hält, nicht unschuldigerweise mit daran leiden zu lassen. Ich erinnere mich eines jungen vortrefflichen Arztes, der in den ersten Tagen nach dem Tode seiner eigenen Gattinn ein sehr krankes Frauenzimmer besuchte. Der Anblick desselben stellte ihm seinen Verlust so lebhaft vor, daß er den plötzlichen Erguß seiner Thränen, deren Ursache der mit der Gestorbenen befreundeten Kranken verhehlt worden war, nicht hindern konnte. Letztere glaubte darin das Mitgefühl für ihre eigene verzweifelte Lage zu erkennen, brach in ein lautes wehklagendes Geschrey aus; von dem Momente an war ihr Geist zerrüttet, und es kostete lange Zeit, ehe sie hergestellt wurde.

Der Vater meynt, daß nur wenig Aerzte es verständen, ihrer Miene den verlangten Ausdruck der seelenvollen, theilnehmenden Heiterkeit zu geben. Viele ahnden zwar ihre herrliche Wirkung, sagte er, und bestreben sich, immer vergnügt zu scheinen; allein eines Theils stossen sie durch dieses: immer, an, andern Theils artet ihre Miene in Grimasse aus, deren geringen Zusammenhang mit dem innern Gefühle der Kranke leicht erkennt; und wieder von einer andern Seite empören sie den Kranken durch den Schein von Leichtsinn und Gefühllosigkeit, den ihre immer lustige Miene hervorbringt. Mit der lustigen Miene verbinden sehr viele auch eine Lustigkeit ihres ganzen Benehmens, die, mag die Absicht auch noch so edel seyn, den

mit Schmerzen und Sorgen überhäuften Kranken oft bis in sein Innerstes erschüttert, und im höchsten Grade übel aufgenommen wird. Denn was kann einem Arzte wohl nachtheiliger seyn, als der Verdacht der Frivolität bey einem Geschäfte, wobey der Leidende eine ernsthafte Stimmung verlangt? Lachen und Scherzen am Krankenbette kann dem einen wie dem andern wirklich oft schädlicher seyn, als der offenbarste medizinische Fehler. Ein Arzt von meiner frühern Bekanntschaft war in diesem Punkte Meister in seiner Art. Schon durch seinen ersten Anblick bey dem Hereintreten konnte er den schwermüthigsten Kranken zum fröhlichsten Kichern reizen; Trauer und Furcht verschwanden, wo er sich nur sehen liefs; er hätte sich das über allen Ausdruck Komische in seiner Haltung und seinem Gebährdenspiel zuletzt beynahe so angewöhnt, dafs er selbst dann öfters Lachen erregte, wenn er gerne traurig aussehen wollte, und dadurch in eine Verlegenheit kam, die der eines noch lebenden berühmten komischen Schauspielers ähnlich war. Es sollten nemlich die Räuber aufgeführt werden, in welchen seit geraumer Zeit einer der ersten ernsthaften Tragiker die Rolle des Franz gespielt hatte. Allein im Anfange der Aufführung, von der ich rede, war der letztere plötzlich krank geworden, und der erstere mußte sich entschliessen, als Franz aufzutreten. Keiner im Hause wufste diefs vorher; allein er liefs sich kaum sehen, als das ganze Haus, so wie es bey seiner Erscheinung gewohnt war, in das lauteste Gelächter ausbrach, und dafs während der ganzen Aufführung des herrlichen Spiels, des Komikers ungeachtet, keine traurige Miene gesehen wurde. — Jener Arzt war indefs nichts weni-

ger als ein Possenreißer; er überschritt nie die Gränzen der feinsten Schicklichkeit, nie liefs er sich und seine glückliche Laune mißbrauchen, und er konnte, wo es nöthig war, eben so ernsthaft, eben so kalt, und eben so bewegt, und mit allen Zügen des Mitleids im Angesichte auftreten, so gut er komisch und aufheiternd seyn konnte. Ich versichere Dir, daß ich niemals einen Arzt gesehen habe, der sich so, wie dieser, das Zutrauen und die Liebe aller Menschen zu erwerben wufste; sein scharfer, forschender Blick vergönnte ihm, jedem Individuum diejenige Seite darzubieten, an welchem es Gefallen finden mußte.

Von der andern Seite, sagte der Vater ferner, mißfallen viele Aerzte durch eine übertriebene und permanente Ernsthaftigkeit. Ein Arzt, dem selbst der Anblick der günstigen Erfolge seiner Bemühungen, dem das frohe Entgegenlächeln des hoffnungsvollen Kranken kein theilnehmendes Lächeln abgewinnen kann; ein Arzt, der alles das, was wider seinen Willen und gegen seine Verordnungen geschieht, mit mürrischer Strenge rügt; ein Arzt, der nie ein scherzhaftes, aufheiterndes Wort in Bereitschaft hat, sondern Gefühle und Klagen stets von ihrer ernsthaftesten Seite zergliedert, ein solcher Arzt kann sich zwar immer große Achtung erwerben; allein sie ist nicht mit dem herzlichen Zutrauen verbunden, welches der Arzt genießt, der einen Schmerz wegscherzen, dem Wegdemonstrieren vorzieht. Der stete Anblick des menschlichen Leidens, die vielen Unannehmlichkeiten, denen der mit Geschäften überladene Arzt unterworfen ist, können, besonders

auf ein ohnehin zum Ernste gestimmtes Gemüth sehr leicht einen bleibenden Eindruck machen. Es ist deshalb einem jungen Arzte sehr zu empfehlen, sich eine zarte Empfänglichkeit für Freuden zu bewahren, und durch den Umgang und durch Lektüre sich täglich zu erheitern, damit sein Herz eine stets ofne Quelle bleibe, in welcher für ihn selbst und für den Leidenden immer Vorrath zur Erheiterung ist. — Der Vater will beobachtet haben, daß alte Aerzte gemeiniglich in dieser Rücksicht weit liebenswürdiger als junge sind. Der junge Arzt, sagte er, wird entweder, wenn ihm so viele unbehagliche Gegenstände aufstossen, welche mit seinem jugendlichen Frohsinn contrastiren, leicht zu einem unleidlichen Ernste gestimmt, oder, er setzt sich aus Unbesonnenheit über alles weg und schweift in seinem Frohsinne aus; der Graukopf aber hat sich an das Unbehagliche seines Amtes gewöhnt, sein gebildeter Verstand hilft ihm auch dem Unangenehmsten eine gewisse heitre Seite abzugewinnen, und er kennt durch Erfahrung die Seiten des Herzens zu gut, die berührt werden müssen, um es zur Freude zu stimmen, ohne es durch Uebertreibung oder Unzeitigkeit schmerzhaft zu verwunden. Dazu kommt freylich, daß man uns Graubärten Manches zu Gute hält, was sich ein junger Arzt nicht herausnehmen dürfte. Uns ist es zuweilen erlaubt, da zu scherzen, wo Du unstreitig beleidigen würdest, wenn Du nicht Deine ernsthafteste Mine aufsetztest. Unser graues Haar und die lange Bekanntschaft mit uns, schützt uns vor der üblen Aufnahme manches gewagten Scherzes; so dürfen wir z. B. frey gewisse Schwächen des Kranken benutzen, um ihn sich selbst dadurch lächerlich zu machen. Man wür-

de aber Wehe über den jungen Arzt schreyen, der sich etwas ähnliches unterstände. Er darf sich in diesem Punkte also nicht geradezu einen alten Arzt zum Muster nehmen, er darf ihn darin nicht nachäffen; erst erwerbe er sich so viel Verdienst und Zutrauen, daß er darauf eine gewisse Freyheit in seinem Benehmen gründen kann.“

So weit der Vater! Ich merke wohl, daß ich für meine Person noch etwas zu thun bekommen werde, um in puncto quaestionis ein guter Doktor zu werden. Du weißt, ich bin ein gar lustiger Passagier, dem Frohseyn, Lachen und Scherzen über alles geht, und der sich ordentlich auf die Kunst gelegt hat, seine Stimmung einem jeden mitzutheilen, der ihm in den Wurf kommt. Seit jener Lektion trete ich alle Augenblick vor den Spiegel, um mich an eine ehrenfeste Amtsmiene zu gewöhnen; allein, der Himmel weiß es, sie will mich nicht kleiden, und sie zwingt mich zum Lachen über mich selbst. Sage mir, was soll daraus werden? Soll ich darüber ruhig seyn, und mich darauf verlassen, daß dereinst Schmerz, Leiden, und der Anblick des tausendfachen menschlichen Elendes, mich genug anders stimmen werde, oder soll ich dadurch mein Temperament retten, daß ich mich einer andern Beschäftigung widme? In Ernst gesagt: diese Ueberlegung schlägt mich nieder, — doch der Himmel wird den Aerzten ja wohl Gelegenheiten genug aufbewahrt haben, wobey sie auch die reinsten Freuden genießen können!

Der junge Doktor B. . . ist ein wunderlicher Kauz, der es hier wohl nicht lange mehr machen

wird, wenn er so wie bisher fortfährt, einen unklugen Streich auf den andern zu häuffen. Der Vater hat sich Mühe genug gegeben, ihn zur Einsicht zu bringen; allein er beleidigt den würdigen Mann zum Dank für seine Güte immer so auffallend, daß dieser vor einigen Tagen sagte: „ich muß ihn wohl gehen lassen; das Publikum möchte sonst glauben, ich hätte die Absicht, ihm einen Narren aufzudringen.“ Jetzt erzählt man folgende Anekdote von ihm. Du kennst den alten Syndikus R. . . , dieser lag schwer krank, und hatte den Medizinalrath O. . . consulirt, der gleich erklärte, daß der Kranke nicht durchkommen würde. Der Sohn desselben, ein Spießgeselle des Doktor B. . . verlangte nach dieser Aeusserung, daß noch ein anderer Arzt, und zwar sein Freund B. . . zu Rathe gezogen werde. Kaum ist B. . . in die Stube getreten, so befiehlt er, daß man die vom O. . . verschriebnen Rezepte von der Apotheke hohlen sollte; O. . . will mit ihm reden, alleine er thut als höre er ihn nicht, sondern er setzt sich ans Bette, thut einige Fragen, und gelobt dann dem Kranken, ihn bald wieder herzustellen. Während dem werden ihm die Rezepte überreicht. Statt sie durchzusehen, knittert er sie erst wie einen Wisch zusammen, so wie einer thut, der in tiefen Gedanken sitzt. Mit einmahl stellt er sich, als wenn ihm die Rezepte wieder einfielen, thut aber nichts, als daß er sie mit einem spöttischen Lächeln laut her zählt. Darauf verschreibt er etwas, und reicht das Papier dem Bedienten hin, ohne es seinem Collegen zu zeigen. Der genialische Sohn des Kranken ist über diese göttliche Impertinenz so entzückt, daß er dem würdigen O. . . Grobheiten sagt, worauf sich dieser natürlich gleich

entfernte. Den Abend kommt mit einmahl die Nachricht, daß der alte Syndikus plötzlich gestorben sey; dem Doktor B... wird dies gerade in dem Augenblick berichtet, als er in einer grossen Gesellschaft mit seiner Heldenthat gegen O... sich breit macht, und eine Wette eingehen will, daß der Kranke in kurzer Zeit auf den Beinen seyn soll. Der Ausdruck des Schreckens auf seinem Gesichte soll bey jener Nachricht so possirlich gewesen seyn, daß ein allgemeines Gelächter entstanden ist. Beschämt und stille hat er sich nach Hause geschlichen, und sich in ein paar Tagen nicht öffentlich sehen lassen. Das ununterrichtete Publikum schiebt die Schuld des Todes obendrein nur auf ihn, obgleich der edle O... laut erklärt, daß der Kranke auf keinen Fall länger als bis auf den Abend habe leben können. — Wie oft mögen wohl nicht solche Vorfälle von niedrig denkenden Aerzten benutzt worden seyn, um ihre Collegen in ein verdächtiges Licht zu stellen? — Als der Vater diese Geschichte hörte, erzählte er mir folgenden ähnlichen Vorfall. Ein kürzlich verstorbener, nicht unberühmter Professor der Medizin, findet gerade, als er unerwartet von der Akademie nach Hause kommt, seinen Vater krank, und zwey alte geschickte Aerzte des Orts bey ihm beschäftigt. Geschwinde läßt er sich sagen, was die Herren mit dem Kranken vorgehabt hätten; kaum hat er ein paar Worte gehört, so erklärt er die ganze Behandlung für zweckwidrig, und bittet es sich ohne Umstände aus, seinen Vater allein herstellen zu dürfen. Die Herren konnten nichts dagegen haben, besonders da der Kranke selbst dasselbe wünschte. Allein was geschieht? — Den folgenden Morgen stirbt der Kranke. Dies ärgerte den jungen

Aeskulap, so gewaltig, dafs er ohne sich weiter sehen zu lassen, auf der Stelle Extrapost nahm, und nach G. . . reiste, woselbst er nicht lange nachher öffentlicher Lehrer wurde.

M. R. N. AN PROFESSOR V. ZU H. . . G.

P. . . den 18ten März 1802.

Zum zweytenmahle habe ich jezt die Freude, Ihnen, mein theuerster Freund, einen Sohn zuzusenden. Des ältern haben Sie sich mit wahrer Vater- und Freundesliebe angenommen, und durch die trefliche Bildung, die Sie seinem Geiste, durch die edle Richtung, die Sie seinem Thätigkeitseifer gegeben haben, in meinem und Ihres Zöglings Herzen unvergängliche Denkmahle der Dankbarkeit gestiftet. Ueberbringer dieses, ist mein jüngster Sohn. Auch diesen lege ich mit dem herzlichsten Zutrauen zu Ihnen, an Ihr Herz, und bitte Sie aufs allerangelegentlichste, auch ihn unter Ihrer Leitung und Obhut zu nehmen. Mein Friedrich wird Ihnen hoffentlich so wenig Schande machen als Ihr voriger Zögling, nur thut es mir leid, Ihnen vorher sagen zu müssen, daß er Ihnen Anfangs vielleicht einige Sorge, und gewiß viele Mühe machen wird. Einige Winke über seinen Charakter und seine Anlagen, werden Ihnen deßhalb gewiß angenehm seyn.

Er besitzt einen unbeschreiblich reichhaltigen Fond von Edelmuth und Güte des Herzens; es liegt die Disposition zu einem Menschen in ihm, der gewiß dereinst alle die sanfteren Tugenden des Mannes in sich vereinigen wird, ohne deswegen zu einem Schwächling, oder zu einem von den Bedauernswürdigen, oder vielmehr in den Augen des festen selbstständigen Mannes halb-

verächtlichen Geschöpfen auszuarten, welche eher der Stärke ihrer Empfindungen unterliegen, und z. B. bey dem Anblicke fremden Leidens eher zehnmal in Ohnmacht fallen, ehe sie einen Entschluß zur Hülfe fassen können, und thätig dazu mitzuwirken im Stande sind. Soll dieser Verein in meinem Sohne vor sich gehen, ohne daß seine Selbstständigkeit dadurch aufgeopfert wird, ohne daß Statt des starken Mannes ein weibisches Wesen aus ihm gebildet wird; so bedarf es weiter nichts, als einer frühen Stählung seiner Empfindungen gegen die Uebermacht unbehaglicher Eindrücke; so muß er frühe in Uebung gesetzt werden, rasch zu handeln, oder vielmehr erst zu handeln, und dann erst, wenn er nemlich seinen Endzweck erreicht hat, sich seinen Empfindungen zu überlassen. Freylich ist es immer eine herrliche Sache, von der Würde, von der Schönheit, oder auch von der Unbehaglichkeit eines Gegenstandes, auf den der Zweck unsers Handelns gerichtet ist, lebhaft durchdrungen zu seyn, und ich kann mir besonders niemand als einen guten Arzt denken, der nicht für das Leiden seines Nebenmenschen eine feine Empfindung zu erhalten sucht, ja ich behaupte, daß ohne diese feine Empfindung alle bloß aus kaltem Pflichtgefühl entspringenden Handlungen der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe nicht viel besser, als die von einem zweyten geleiteten Bewegungen eines Automaten sind; allein, Sie werden mir gewiß Recht geben, mein Theurer, wenn ich dagegen auch vorausseze, daß eine zu grosse, oder was dasselbe ist, eine pathologische Feinheit dieser Empfindungen, allezeit noch übler, als eine gewisse Rauheit derselben ist, in sofern die erstere nemlich unsre Thatkraft ganz suspendirt, oder nur

ohnmächtige Anstrengungen erlaubt, die letzte aber sehr gut mit energischer Wirksamkeit, ja mit wahrer wohlthätiger Wirksamkeit verbunden seyn kann. Ich habe immer die Aerzte, welche bey jedem Schrey eines Leidenden erschüttert zu Boden sinken, innig bemitleidet; diejenigen, welche ohne alles Mitgefühl ihre Pflicht thaten, bloß weil die Moral ihre strenge Erfüllung befiehlt, habe ich nie recht innig lieben können, dahingegen habe ich manchen lebenswürdigen Mitarz angetroffen, welcher in dem Momente, in welchen ihm ein hülfsbedürftiger Gegenstand aufstieß, sein Mitgefühl nicht zu Worte kommen liefs, und während er alles, was die weiche Seite desselben schmerzhaft reizen konnte, mit Härte von sich entfernte, die thätigsten Anstalten zur schnellen Hülfe traf. Natürlich rede ich nicht von den Grausamen, Hassenswürdigen, welche bloß ihrer eignen Unbehaglichkeit wegen, ihr Herz allen sanften Empfindungen verschliessen, und um nicht in ihrer Indolenz gestört zu werden, jede Klage des Leidenden mit Härte in dessen Brust zurückdrängen; auch verlange ich keineswegs, daß mein Friedrich sich jene bessere Rauheit angewöhne; meine Meynung ist nur die, daß er der Herr seiner Empfindungen, und nicht seine Empfindungen Herr über ihn werden.

Um ihn hier einem gewissen Mittelwege entgegen zu führen, könnten Sie, theuerster Freund, sehr bequem einen gewissen, und ganz eignen Leichtsinn benutzen, welchen der junge Mensch besitzt, einen Leichtsinn, welcher so oft bey Jünglingen mit weichgeschaffnen Herzen angetroffen wird, und im ersten Augenblick mit dieser Weichheit ganz

ganz zu contrastiren scheint. Dieser Leichtsinn hat bey meinem Sohne einen hohen Grad erreicht; er äussert sich bey ihm durch einen äusserst schnellen Wechsel seiner Empfindungen, die fast in einem und demselben Momente ihre Extreme berühren. Oft sehe ich ihn in einem hohen Grade vergnügt und lustig, wenn ihm noch die Thräne im Auge glänzt, welche er bey dem Anblick eines Unglücklichen vergoss; eine ernsthafte Ermahnung kann ihn auf der Stelle ungemein fesseln, allein er wartet ihr Ende nie in derselben Stimmung ab, und oft schon ergrif seine Lustigkeit in dem Momente die Oberhand, wenn meine Ermahnung mich selbst lebhaft zu rühren anfieng. Fordre ich von ihm Rechenschaft über sein auffallendes Benehmen, so sinkt er mir wieder gerührt in die Arme, ohne sich rechtfertigen zu können; zuweilen meynte er indess, dass die Aussicht, dem Unglücklichen helfen zu können, und der Vorsatz, meine Ermahnung streng befolgen zu wollen, seinen Empfindungen auf der Stelle eine äusserst behagliche Stimmung gebe. Dass er heuchele, habe ich nie glauben, ich habe es auch nie streng untersuchen mögen, aus Furcht — verspotten Sie mich alten schwachen Mann nicht! — aus Furcht meiner innigen Liebe zu ihm Eintrag zu thun. Ihnen mache ich es aber zur Gewissenssache, den Jüngling ohne Schonung bis auf die schmerzhaftesten Fibern seines Herzens zu zergliedern. Dies muss seyn, wollen Sie anders den Mann aus ihm machen, wie ich ihn zu haben wünschte. Kennen Sie den Ursprung seines leichten Sinnes, so können Sie ihn nach Willkühr handhaben; finden Sie ihn in seiner physischen Organisation, so können Sie diese mit sichrer Hand stärkenden Einflüssen

aussetzen; liegt er in einem Mangel an Grundsätzen, oder finden Sie, daß meine Erziehungsweise der rechten Manier nicht entsprochen hat, nach welcher ihm Grundsätze hätten eingeflößt werden müssen, so wird es Ihnen ein Leichtes seyn, meinen Fehler wieder gut zu machen. Doch um die Hauptsache nicht aus dem Auge zu verlieren; ich wollte eigentlich Ihnen nur meine Meynung sagen, wie der Leichtsinn des Jünglings zur Solidirung seiner Empfindungen benutzt werden könnte. Denn daran ist mir vor allem gelegen, weil, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen brauche, eins mit dem andern bearbeitet werden muß, um aus Ihrem Zögling einen brauchbaren Menschen, und, was in einem fast noch schönern Sinne dasselbe ist, einen guten Arzt aus ihm zu machen.

Contraria contrariis curantur sagen wir alten Aerzte. Leichtsinn und Weichheit des Gemüths bilden einen Contrast, der eins durch das andere aufhebt, wenigstens in seinen Aeusserungen beschränkt. Diefs geschieht, wie gesagt, besonders auffallend bey Ihrem neuen Zögling, freylich, wenn ich so sagen darf, nur palliativ (d. h. jene Aufhebung und Beschränkung hat so wenig Anhaltendes), daß eins mit dem andern in stetem Wechsel begriffen ist. Nun seze ich aber den Fall — und die Voraussetzung dünkt mich nicht unrecht zu seyn — ich seze den Fall, daß der Leichtsinn durch Erziehung und Uebung zu dem umgewandelt werden könnte, wozu er schon eine natürliche Anlage bildet, nemlich zu einem für alles Schöne und Nützliche empfänglichen Sinne umgewandelt, und als solcher mit dem Verstande in feste Verhältnisse gesetzt werden; ich seze den Fall, daß dieser Sinn selbst

zu einer gewissen Festigkeit und Beständigkeit eingeübt werden könnte, sollte er dann bey dieser Vervollkommnung nicht ein herrliches Mittel abgeben können, um auch dem Gemüthe und dem Herzen Festigkeit und Stärke mitzutheilen? Ich halte nemlich dafür, daß ein Mensch, der bey jener hohen Empfänglichkeit für behagliche Eindrücke jede Exaltation zu vermeiden, und seinen Sinn bey alle dem zum gehorsamen Werkzeuge seines Verstandes zu gebrauchen im Stande ist, daß dieser Mensch, sage ich, eben durch diese männlich-feste Betrachtung und Genießung des Angenehmen auch sein Gefühl für das Unangenehme beherrschen lernt, und es so abstumpfen kann, daß es keineswegs ganz verlohren geht, sondern nur die Art von Vorrecht einbüßt, eher als der Verstand afficirt zu werden, und daß es keine Art von Freyheit genießt, als die ist, welche der mit den behaglichen Objecten beschäftigte Verstand ihm einräumt. Ich will z. B. annehmen, ein junger Mensch, wie mein Friedrich ist, werde angehalten, sich darin zu üben, in den ersten Augenblicken, in welchen er sich mit einem Kranken beschäftigt, nur den angenehmen Gefühlen, welche das Bewußtseyn als Helfer und Wohlthäter auftreten zu können, einflößt, Raum zu geben, und mit aller ihm nur möglichen Stärke dieses Gefühls zu genießen. Diese Uebung wird ihm nicht schwer werden, weil er dabey nur von der einen Hauptseite seines Wesens auszugehen braucht; und wie bald kann man nicht lernen, das Gefühl für das Angenehme, besonders wenn es an sich schon so lebendig wie bey meinem Sohne ist, gleichsam als einen Schild allem Unangenehmen entgegen zu halten? Vermag Ihr Zögling dieses einmahl, was gilt's, sein

weiches Herz wird nie wieder mit dem Kopfe davon laufen, und sein freudiges stolzes Bewußtseyn wird ihm zu festen und entscheidenden Handlungen auf der Stelle den Weg zeigen! Wäre ich ein Erzieher von Metier, so würde ich mir solche leichtsinnige Naturen vor allen andern wählen, in der Ueberzeugung, daß in ihnen der Stoff zu allem liege, was den Menschen ehren kann; ich würde es nicht machen, wie so viele andere Pädagogen, die ihr Oehl und ihre Arbeit gerade an solchen Naturen am meisten verschwendet glauben, und sie ihren Gang gehen lassen, oder sie mit dem Despotismus der Schule zwingen wollen — doch — ich verirre mich! Sie selbst werden sehen, ob mein Sohn Ihre Sorgfalt verdient; gebe der Himmel, daß Kopf, Herz und Sinnlichkeit sich unter Ihrer Leitung bey ihm zu einer harmonischen Tryade bilde, und den Grund zu einem eben so verständigen als gefühlvollen und für alle edlen Freuden empfänglichen Arzte lege!

Ich habe durch Sie, mein Theurer! das große Glück gehabt, und habe es noch, meine Kinder auf der Akademie unter der Leitung eines sanften und edlen Führers zu wissen. Wüßten Sie es, von welcher Sorgenlast Sie dadurch mein graues Haupt befreyt haben, so würden Sie gewiß an meiner Rührung innigen Antheil nehmen. Und wäre dem nicht so gewesen, so seyen Sie versichert, daß ich meine Kinder nimmermehr würde zu Aerzten bestimmt haben. Ein junger Mensch, der noch keine rechte Idee von der Wissenschaft hat, die er ergreifen soll, eine Idee, die er erst durch nähere Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft erlangen kann; ein junger Mensch also, der

noch nicht weiß, an welchem Ende er das Ding angreifen soll, wird fast immer durch die Menge der unzähligen Dinge, die er erlernen soll, gleichsam erdrückt, wenn er, sich selbst überlassen, die Akademie betritt, und wenn ihm der Freund fehlt, der ihm den Stoffengang zur allmählichen Ausbildung andeutet. Unser Fach ist mehr wie irgend ein anderes in viele Theile zerlegt, welche auf der Akademie vereinzelt, und als besondere Doktrinen vorgetragen werden; ohne einmahl der vielen sogenannten Hülfswissenschaften zu erwähnen, deren Erlernung dem jungen Arzte zur Pflicht gemacht wird. Jeder Lehrer spielt seine eigene Rolle, unbekümmert um die Lehrmethoden, unbekümmert um die Lehrgegenstände des andern; der eine dozirt nach diesen, der andere nach jenen Grundsätzen; nur wenige fragen sich: ist mein Auditorium aus unvorbereiteten, oder erst anfangenden, oder schon ziemlich ausgebildeten Jünglingen zusammengesetzt? kurz, da ist keine Harmonie, es ist ein chaotischer Wirrwarr, in welchem fast nur ein Wunder, oder ein Freund wie Sie, den beängstigten Jüngling zurecht führen kann. Wohl nur deshalb kommen die meisten jungen Aerzte blos mit fragmentarischen Kenntnissen versehen, zurück; wie wenige giebt es, die mit dem Erlernten sich gleich im praktischen Wirkungskreise zurecht finden können, und müssen nicht viele, die durch ihren guten Genius erst im spätern Alter auf die rechte Bahn geleitet werden, müssen sie nicht gestehen, daß sie erst alles, was sie brockenweise auf der Akademie erlernt hatten, erst hätten rein vergessen müssen, ehe sie zur anschaulichen Idee der Dignität des Ganzen hätten gelangen können? Warum wird eine Akademie nicht wie ein Gymnasium

eingerichtet, in welchen der Knabe allmählig entwickelt wird; warum sitzt auf der Akademie der Jüngling, der vor purem Erstaunen über die neuen Wunderdinge, die er hört und sieht, nichts begreifen kann, warum sitzt er mit dem Doktorand auf einer Bank, warum läßt man ihn nicht erst die A B C Schule seines Faches durchlauffen, ehe man ihn das Lesen eintrichtern will? Ich weiß, mein Theurer, daß diese Herzenserleichterung, Sie, ob schon auch Sie öffentlicher Lehrer sind, nicht beleidigen wird; Sie kennen meine Gradheit in Dingen des allgemeinen Wohls, und überdem können Sie meinen Tadel nicht auf sich selbst beziehen. Uebrigens kündige ich Ihnen hiemit im Vertrauen an, daß Sie meine eben geäußerten Ideen nächstens weiter ausgeführt, gedruckt lesen sollen.*) Gebe Gott, daß sie nicht die Stimme des Predigers in der Wüste seyn mögen!

Indem ich sehnlichst wünsche, von meinem Friedrich durch Sie bald gute Nachrichten zu erhalten, bleibe ich nach wie vor, u. s. w.

*) Sind bey I. E. Seidel in Sulzbach erschienen unter dem Titel: Einige Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Kultur, hauptsächlich in Beziehung auf akademischen Unterricht. Zunächst für die öffentlichen Lehrer der Arzneywissenschaft. gr. 8.

N e u e
V e r l a g s a r t i k e l
d e r

I. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung

zu Sulzbach in der Oberpfalz,

z u r O s t e r m e s s e 1 8 0 8.

Ammon, K. W., Kunst die Lebens- und Dienstdauer der Pferde zu verlängern. Ein nützliches und nothwendiges Taschenbuch für Pferdeeigenthümer und Pferdeliebhaber. 8. 20 gr.

Baumgärtner, R., Reden an Jünglinge über moralisch - religiöse Gegenstände zur Veredlung sittlicher Gefühle. 2r Band, gr. 8. 2 Thl.

Catalogus codicum Manuscriptorum Bibliothecae regiae Bavaricae. Sub auspiciis Maximiliani Josephi Bojariae Regis. Edidit notisque illustravit J. Ch. L. Baro de Aretin. Tria Volumina Codicum graecorum. Ab Ign. Hardt. 8. maj. 20 Thl. netto. NB. Nur gegen baare Bezahlung.

Dirksen, H. W., philosophische Untersuchungen über den Einfluss der Religiosität auf die Sittlichkeit. 8. 16 gr.

Dobmayer, M., Systema Theologiae catholicae. Opus posthumum cura et studio Th. P. Senestrey. Tomus II. Theologiae catholicae doctrinalis seu theoreticae generalis Pars I. rationalis. 8. maj. 2 Thl. 16 gr.

Beyde Bände 3 Thl. 12 gr.

Feiler, I., kurzgefasste Belehrung für BruchKranke über den richtigen Gebrauch der BruchBänder und das übrige Verhalten, nebst Bekanntmachung neuerfundener einfacher und doppelter Leisten- und SchenkelBruchBänder und einer gründlichen Anleitung dergleichen BruchBänder anzumessen, für Wundärzte. Mit einem Kupfer. 8. 4 gr.

Jugendalmanach für das Jahr 1808. Herausgegeben von Diaconus Seidel und Doktor Wolf zu Nürnberg. geb. 1 Thl.

Osthof, Dr. H. C. A., Einige Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Kultur hauptsächlich in Beziehung auf akademischen Unterricht. Zunächst für die öffentlichen Lehrer der Arzneywissenschaft. gr. 8. 12 gr.

Reinhard, Dr. Fr. V., Predigten im Jahre 1807 bey dem Königl. Sächsischen evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. 2 Bände gr. 8. 2 Thl. 8 gr.

Dieselben im Jahre 1807 gehalten. Ordinaire für Minderbegüterte veranstaltete Auflage 8. 1 Thl. 8 gr.

Dieselben in gross 8. 13 Jahrgänge, komplett 29 Thl. 4 gr.

Dieselben in ordinär 8. 13 Jahrgänge, komplett 17 Thl. 8 gr.

Steiner, Dr. I., Versuch einer Topographie von Parkstein und Weyden in der Oberpfalz, gr. 8. 1 Thl. 8 gr.

Witschel, J. H. W., Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1 Thl.

Einige ältere Artikel.

Chiron. Eine der Chirurgie gewidmete Zeitschrift von Siebold. 1r Band, 3 Stücke, 2r Band, 1s Stück, gr. 8. jedes Heft 1 Thl. 12 gr.

Dirksen, H. W., die Lehre von Temperamenten 8. 1804. 1 Thl.

Entwurf, gutachtlicher, einer gesetzlichen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die baierische Monarchie. Ein Beytrag zu dem bevorstehenden Kirchenconcordat von J. B. (Stürmer). 8. 20 gr.

Gütle, J. E., Sammlung neuer physikalischer chemischer und mechanischer Instrumente und Spielwerke. Mit 10 Kupfer- tafeln gr. 8. 1805. 1 Thl. 12 gr.

Dessen kleines Kunst- und Zauberkabinet für gesellschaftliches Vergnügen. gr. 8. 1805. 16 gr.

Handwörterbuch, historisch - poetisches, für Freunde und Freundinnen der Lektüre, ingleichen für Eltern, welche selbst ihre Kinder in der Mythologie und Geschichte unterrichten wollen. Mit einer Vorrede von P. I. gr. 8. 1806. 1 Thl. 8 gr.

Harles, Dr. C. F., über die Gefahr der Ausbreitung des gelben Fiebers in Europa, und über die kräftigsten und zuverlässigsten Schuzmittel dagegen. gr. 8. 1 Thl.

Dessen, die gerechten Besorgnisse und die gegründeten Vorkehrungen Teutschlands gegen das gelbe Fieber, aus der Natur dieser Krankheit entwickelt; mit einem Blicke auf die bisherigen Anstalten gegen dieselbe. gr. 8. 1805. 1 Thl. 16 gr.

Jugendalmanach für das Jahr 1807 von Seidel und Wolf. Mit Kupfern, gebunden 1 Thl.

Mannert, Konrad, die älteste Geschichte Bajoariens und seiner Bewohner. gr. 8. 1 Thl. 4 gr.

Plan der Schlacht bey Austerlitz mit teutscher und französischer Relation. Nach einer Originalzeichnung des französischen Generals Maison. 12 gr.

Schreger, Dr. C. H. Th., tabellarische Uebersicht der rohen und künstlich zubereiteten Farben und Farbenmaterialien zur Prüfung ihrer Güte und Aechtheit, für Maler, Färber, Farbenhändler und Fabrikanten etc. Nebst 1 Mustertafel, gr. 4. 1805. 2 Thl. 12 gr.



nd

en,

ld.

est

04.

er-

k-

em

8.

nd

er-

hes

nd

cho

in-

8.

en

is-

r-

ler

auf

05.

lit

er

er

en

en

en

er,

el.

Osthoff, Heinrich Christian August,

Ferdinand Niederholdt's, eines jungen deutschen Arztes, Lehrjahre

Bd.: 1

Sulzbach (1808)

Bibl.Mont. 3786-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10723751-5